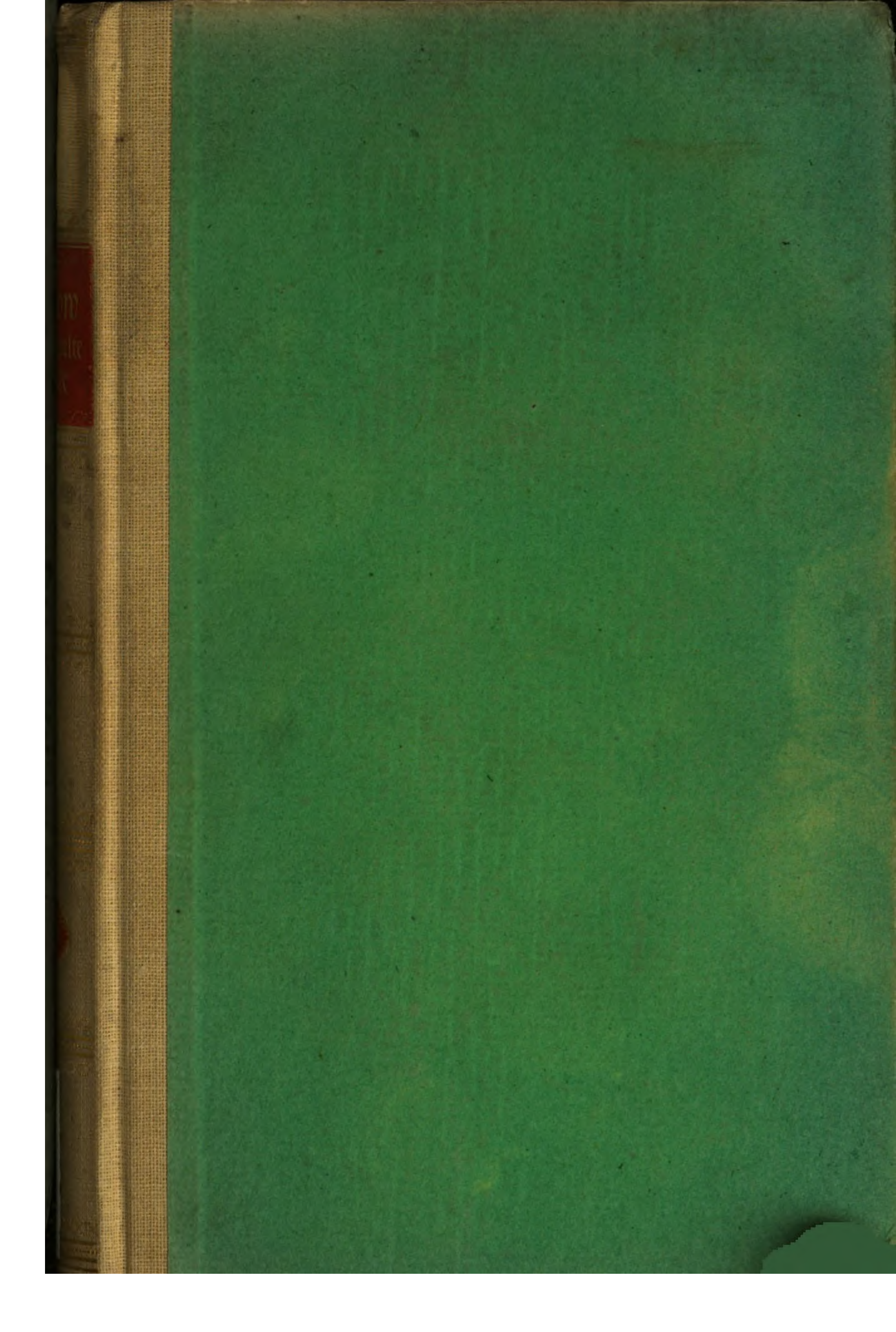


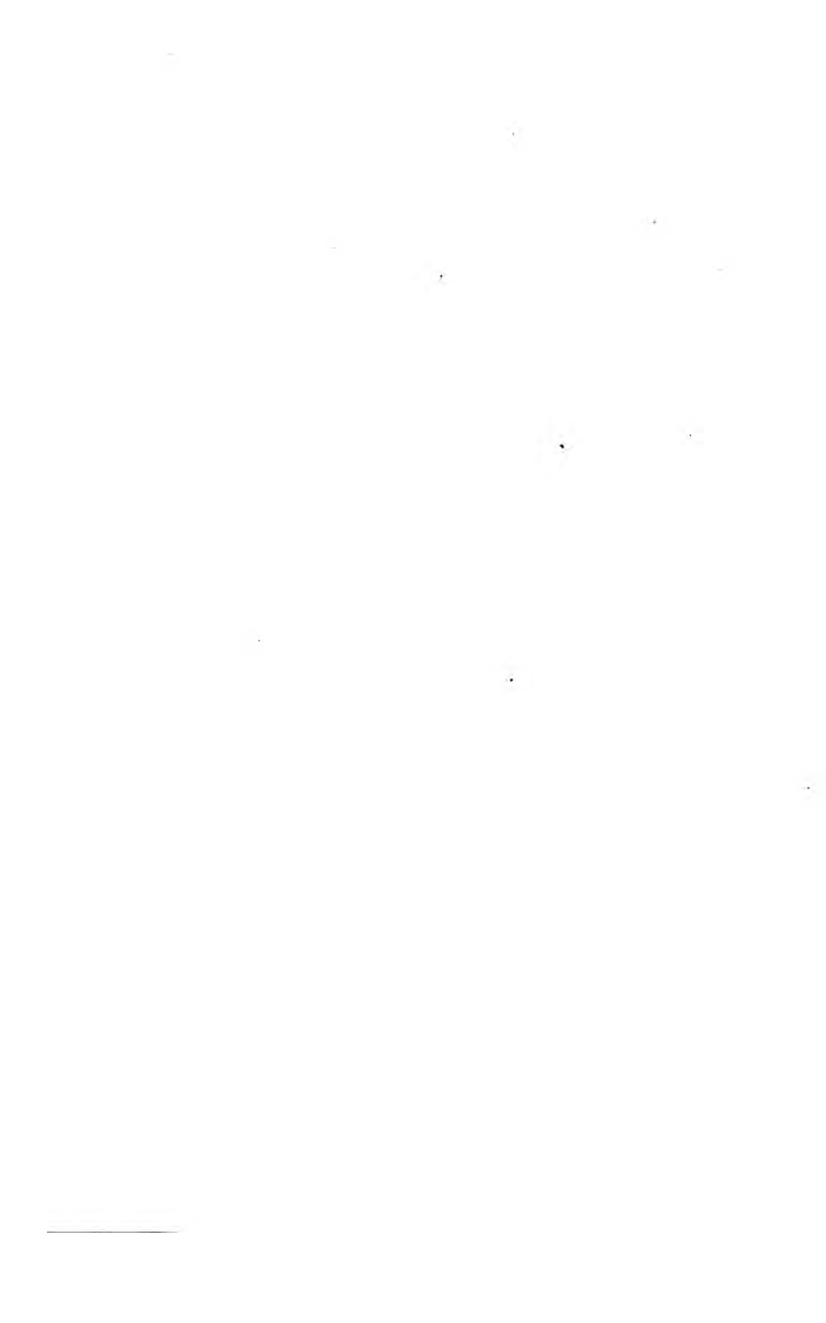

UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY



Nikolai Lesskow

Gesammelte Werke

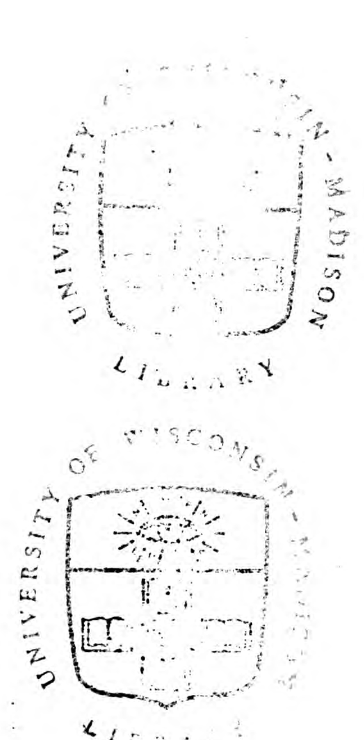
Vierter Band



Nikolai Lesskow

Geschichten aus alter Zeit

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung
München


UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY
UNIVERSITY OF WISCONSIN

Inhalt

Die alten Zeiten von Plodomassowo

Erster Teil

Der Bojar Nikita Jurjewitsch

I

Der Ursprung des Dorfes Plodomassowo verbirgt sich im Dunkel der Vorzeit und ist niemandem bekannt; seinen Namen erhielt das Dorf von dem Bojarengeschlecht der Plodomassows, die von altersher darüber herrschten, und für die das weithin sichtbare Herrenhaus von Plodomassowo Wiege, Nest und Nährstätte bedeutete.

Die Plodomassows waren ein sehr altes Adelsgeschlecht. Namen von Plodomassows begegnet man in den Verzeichnissen der Staatsbeamten Iwans III. und Iwans IV., unter dessen Regentschaft zwei Plodomassows ihre Laufbahn als Staatsbeamte für immer beendeten; der eine am Pfahl, der andere auf dem Schafott.

Von dieser Zeit an lebte das in Ungnade gefallene, von allen vergessene Adelsgeschlecht bis zur Regentschaft Peters des Großen in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Stammsitz, dem Dorfe Plodomassowo. Das große, alte Dorf lag mitten zwischen rauschenden Wäldern an der reißenden, wasserreichen Turitza, einem Nebenfluß der Wolga, in einer blühenden, fruchtbaren Landschaft, die reich an Wäldern, Wiesen, Wasser und alledem war, was die Augen des Schöpfers entzückte, als er beim Anblick seines Werkes sich selbst mit den Worten pries: ‚es ist alles sehr gut'. Das

still zufriedene und gemächliche Leben war jedoch der Vermehrung der Plodomassows nicht sonderlich günstig, und während der Regentschaft des ersten Kaisers war als einziger Vertreter des großen Bojarengeschlechts der Plodomassows nur der unverheiratete und kinderlose Junker Nikita Jurjitsch übriggeblieben. Nikita Jurjitsch konnte sich nicht entsinnen, jemals Eltern und Angehörige besessen zu haben, soweit er auch zurückdenken mochte, und wuchs, von Ammen und Pflegern betreut, in all der Selbstherrlichkeit eines Adelsherrn damaliger Zeit auf — einer Selbstherrlichkeit allerdings, an deren Wurzeln die gestrenge Hand des regierenden Reformers bereits das Beil gelegt hatte. Es war Nikita Jurjitsch beschieden, Zeuge des Verfalls adliger Selbstherrlichkeit und selbst ein Opfer jener Neuerungen zu werden, mit denen der Zar das alte, Jahrhunderte hindurch unverletzt und unberührt gebliebene Rußland einem neuen Leben entgegenführte. Im Jahre 1715 kamen einige Kommissare in einer roten Kutsche mit einem saffianledernen Verdeck nach Plodomassowo, nahmen unter Zurückweisung aller Bestechungsgelder und Geschenke den achtzehnjährigen Junker Plodomassow in der gleichen Kutsche mit sich und brachten ihn nach Petersburg vor den Zaren. Peter schickte ihn mit anderen jungen Leuten in ferne Lande, wo sich Nikita Jurjitsch mehr härmte, als daß er lernte. Als er im Jahre 1720 endlich wieder in seine Heimat zurückkehren durfte, machte er sich die Abwesenheit des Kaisers zunutze, kaufte sich von dessen habgierigen

Würdenträgern frei und verzog sich schleunigst auf sein Plodomassowo.

Hier führte sich Nikita Jurjitsch derart auf, wie heute vielleicht die jungen Türken, die von der Pariser Universität in ihre Heimat zurückkehren; er war bemüht, sich für alle Drangsale schadlos zu halten, die er während der fünf Jahre von der Zivilisation und dem unfreien Leben hatte erdulden müssen. Mit fester Hand ergriff er die Zügel seines Hauswesens, die sich während seiner Abwesenheit beträchtlich gelockert hatten, führte wieder die von Vätern und Vorvätern überkommene Ordnung ein, veranstaltete Falken- und Hetzjagden mit Hilfe seiner leibeigenen Hunde- und Falkenwärter, Reitknechte und Treiber und bildete aus all diesen Leuten allmählich eine regelrechte Horde von Räubern, die keine Scham und kein Gewissen hatten, die zügellos waren und keinerlei Gesetz als die Launen und Einfälle ihres halbwilden Gebieters kannten.

Mit diesem Gesindel vollführte der der Zivilisation glücklich wieder entronnene Bojar geradezu unglaubliche Streiche. Die Felder der Nachbarn wurden abgeweidet und zertrampelt; von den Kaufleuten, welche die in seinem Gebiet angelegten Brücken benutzten, wurde widerrechtlich ein Zoll erhoben; Lastwagen, die auf die Märkte fuhren, wurden ausgeplündert; Jungfrauen wurden entführt und geschändet. Aber all dies waren nur unschuldige Späße, die der Bojar mehr zu seinem Vergnügen unternahm. Sein wildes Gehaben nahm noch weit schrecklichere Formen an;

er zog mit seinen Jägern wie ein richtiger Räuberhauptmann im Lande herum, eroberte zu seiner Kurzweil Gehöfte und Dörfer, machte Attacken auf kleine, ungeschützte Städte, nahm die Kreisrichter gefangen und schnitt Popen und Diakonen die Bärte ab. Aber auch dem Unwesen Plodomassows war eine Grenze gesetzt, und zudem wurde das Ende seines wilden Treibens auf eine ganz unerwartete Weise herbeigeführt.

Auf einem seiner Streifzüge durch die Dörfer und Flecken der weiteren Umgegend gelangte Nikita Plodomassow mit seiner Horde im Herbst des Jahres 1748 zufällig in das Dorf Sakromy. Dieses von Plodomassowo weit entfernte Sakromy war kaum ein Dorf zu nennen; es war weiter nichts als eine Siedlung von ungefähr zwanzig Höfen. Sakromy lag von Plodomassowo mehr als zweihundert Werst entfernt und war aus diesem Grunde bis jetzt der Aufmerksamkeit Plodomassows entgangen, gleichzeitig aber auch von seinem Besuch verschont geblieben. Sakromy gehörte dem Edelmann Andrej Bajzurow, einem entlassenen Angehörigen der Musterkompagnie Peters des Großen. Hier, in dem schlichten Häuschen des Gutsbesitzers von Sakromy, erblickte Nikita Plodomassow die fünfzehnjährige Tochter Bajzurows, mit Namen Marfa Andrjewna. Obwohl er damals bereits einundfünfzig Jahre alt war, verliebte er sich leidenschaftlich in dieses Kind und hielt am zweiten Tage seines Aufenthaltes in Sakromy bei den Eltern um die Hand ihrer Tochter an.

Für Plodomassow war es undenkbar, daß er eine

Absage erhalten könnte, oder daß diese armen Edelleute auch nur einen Augenblick mit der Antwort zögern würden. Die Annahme wäre ganz verfehlt, daß Plodomassow gemeint hätte, den armseligen Bajzurows mit seinem Antrag eine große Ehre zu machen; er dachte im Gegenteil nicht einmal daran, wie seine Wünsche aufgenommen werden könnten. Er wußte nur, daß sein Begehren erfüllt werden mußte, und hatte sich darum auch nicht im mindesten gescheut, seine Forderungen unumwunden zu erklären. „Ich habe das Junggesellenleben mit den gemeinen Weibern satt“, sagte er zu den alten Bajzurows, „und ich habe den Entschluß gefaßt, mich mit Hilfe eurer Tochter von diesem Leben zurückzuziehen. Ihre Gestalt und ihr Charakter gefallen mir außerordentlich. Gebt sie mir, ich bitte darum!“

Diese Worte sagte Plodomassow am ersten Tage seines Besuches nach dem Abendessen, an dem das Mädchen, um das es sich handelte, nicht teilnahm. So unzeremoniell der Antrag war, so unzeremoniell war auch die darauf erfolgende Antwort.

Frau Bajzurow schlug Plodomassows Ansinnen rundweg ab. Nikita Jurjitsch war darüber so erstaunt, daß er ganz vergaß wütend zu werden und nur sagte: „Warum das?“

„Darum, ehrenwerter Bojar, weil du erstens für uns arme Edelleute nicht der richtige Schwiegersohn bist, zweitens an Jahren älter als mein Mann, als der Vater deiner Frau wärest; und drittens sage ich dir, daß ich nicht willens bin, meine Tochter an Stelle

deiner gemeinen Weiber auf deinen Pfühl zu legen, und ich sehe nicht ein, inwiefern deine Liebe ihrer Jungfernschaft zur Ehre gereichen könnte."

„Ich werde die Federn meiner Pfühle in den Wind streuen und die Überzüge verbrennen", antwortete Plodomassow, der allmählich in Wut geriet.

„Magst du die Federn in den Wind streuen; ich sage nur, über die Stelle, wo sich ein räudiges Roß gewälzt hat, soll man nicht mit reinen Füßen hinweggehen, denn die Räude sitzt fest, und eine Spur bleibt stets zurück. Verzeih, werter Gast, und nimm es nicht für ungut, aber aus unserem Geschlecht wirst du deine Frau nicht holen," schloß die Bajzurowa und trat mit einer Verbeugung vom Tisch zurück.

Dies konnte Nikita Jurjitsch nicht ertragen. „Ich werde sie holen," schrie er, „ich werde sie holen!" Und er tat es auch. Zehn Minuten nach dieser Absage war das junge Fräulein Bajzurow wie ein Kind von den Leuten Plodomassows in Jägermäntel und Jacken eingewickelt und vor der Treppe des Elternhauses hinter einen Sattel gebunden. Nach weiteren zehn Minuten wurde sie schon inmitten der von Plodomassow angeführten Horde im vollen Galopp in eine unbekannte, ungewisse und in jedem Falle schreckliche Ferne getragen.

2

Die Bajzurows und ihre gesamte Dienerschaft wurden am nächsten Tage von den Bauern gefunden. Alle waren mit Stricken und Halftern eng gefesselt und standen in ihrer traurigen Lage große Martern aus.

An Verfolgung war nicht zu denken. Rußlan, der die ihm geraubte Ljudmilla befreien wollte, war nicht schlimmer daran als die Bajzurows, nachdem sie von den Bauern aus den Fesseln befreit worden waren.

Die alten Bajzurows nahmen indessen das Unglück, das ihre Familie betroffen hatte, nicht gelassen hin. Die schwere Beleidigung, die brennenden Tränen, das Stöhnen und der herzzerreißende Jammer um die zärtlich geliebte Tochter, die sich in der Blüte ihrer Jugend wie eine Taube in den Krallen eines gierigen Raben den Umarmungen dieses Wollüstlings hingeben sollte, all dies stachelte den alten Bajzurow zur Rache an. Indessen besaß er, der arme Gutsbesitzer, weder windesschnelle Rosse noch Reiter, die es im Kampf mit der Rotte Plodomassows hätten aufnehmen können, noch schimmernde Hellebarden und Flinten, wie sie jedem Jäger Plodomassows am Sattel hingen, und schließlich hatte die Bande bereits einen Vorsprung von vierzehn Stunden, eine Zeit, in der die guten Pferde Plodomassows Bajzurows armes, liebes, kluges Töchterchen schon über die Hälfte des Weges fortgeschleppt haben konnten, der Sakromy von Plodomassowo trennte. Allerdings hatte Bajzurow jetzt alle die Leutlein von Sakromy, die anläßlich des Unglücks ihrer Herrschaft auf dem Gut zusammengelaufen waren, in der Hand; selbstverständlich standen ihm auch seine bei den verschiedenen Bauern verteilten Pferde zur Verfügung. Bajzurow konnte ebenfalls eine Reiterschar mobil machen und mit ihr zur Befreiung seines geraubten Kindes ausziehen. Dies war auch der erste Gedanke

des Alten, als ihn die herbeigekommenen Leute aus den Fesseln lösten. Aber was taugten seine Ackergäule, wenn es sich um die Verfolgung der schnellen Jagdpferde Plodomassows handelte, von denen seine Tochter fortgetragen wurde? Waren denn seine friedfertigen Bauern zu einem Kampf mit der wilden Horde Plodomassows geeignet? Diese ließen sich doch die Beischläferin ihres Herrn nicht ohne weiteres entreißen. Sie würden, wenn es darauf ankäme, gewiß alle Hebel in Bewegung setzen, um zu erreichen, daß Bajzurows kleines Töchterchen auf dem Lager Plodomassows läge, ehe der Vater die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, der sein Dörfchen von dem verruchten Nest dieses Räubers trennte. Man kann sich demnach vorstellen, wie entsetzlich die Qualen Bajzurows waren. Er sah seine Tochter vor sich, wie sie ungeschützt der beißenden Kälte ausgesetzt auf einem Pferde saß, wie sie sich an die Mähne des Pferdes anklammerte und ihre schwachen Ärmchen zu ihm hinstreckte, ihrem Vater, in dem ihr kindlicher Sinn stets das Vorbild der Gerechtigkeit und Hilfsbereitschaft gesehen hatte; er hörte ihre Seufzer, die von dem Herbststurm zerrissen und verweht wurden; er sah sie auf das Lager der Schande hingeworfen und das rote Gesicht Plodomassows mit den grauen, struppigen Augenbrauen über ihr bleiches, tränenüberströmtes Antlitz gebeugt.

Unter dem Ansturm dieser entsetzlichen Vorstellungen, die durch das drückende Bewußtsein, unfähig zu sein, der Tochter Hilfe zu bringen oder sie zu rächen, noch bitterer wurden, fiel der alte petrinische Soldat zu

Boden, weinte bitterlich über seine Schmach und benetzte die von den Stiefeln der Bauern zertrampelten Dielen mit heißen Tränen. Inzwischen bewies seine Frau Pejageja Dmitrijewna Bajzurow in diesen schrecklichen Minuten unvergleichlich mehr Mut, Kraft und Geistesgegenwart. Nachdem sie ihren unermeßlichen mütterlichen Gram im Grund ihrer Seele verschlossen hatte, ließ sie, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, die Kutsche anspannen, zog ihrem Mann die Regimentsuniform an, die so lange schon unbenutzt im Kleiderschrank gehangen hatte, setzte ihn in den Wagen und schickte ihn in die Stadt zur Landratsbehörde. Sie beauftragte ihren Mann, über die Tat Plodomassows Beschwerde zu führen und Maßregeln zum Schutz des Mädchens zu verlangen. Die Bajzurowa schien sich jedoch keinen großen Hoffnungen hinzugeben, daß sich die Behörden des Schutzes ihrer Tochter mit allzu großem Eifer annehmen würden, und es gab in der Tat triftige Gründe, die ihre Ansicht vollkommen rechtfertigten. Ungeachtet der großen Strenge des ehemaligen Kaisers herrschte zu seinen Zeiten wie auch unter seinen Nachfolgern in den entlegenen Gegenden des weiten russischen Reiches, wohin der Blick der obersten Behörden nicht reichte, nach wie vor die echt russische grenzenlose Willkür, Nachlässigkeit und Saumseligkeit. Da die Bajzurowa dieses wußte, wandte sie sich nicht nur an die Behörden, sondern ergriff auch noch andere Maßnahmen. Die Kutsche ihres Mannes war kaum hinter dem Zaun verschwunden, als an der wackligen Treppe des Häuschens bereits eine zweite

Kutsche vorfuhr, in der die Herrin selbst Platz nahm. Begleitet wurde sie von der dicken Kinderfrau des geraubten Edelfräuleins, der gefangenen Türkin Wassa.

Nachdem die Kutsche, in der sich die beiden Frauen auf den Weg machten, den Hof verlassen hatte, fuhr sie in einer Richtung davon, die der Bajzurows durchaus entgegengesetzt war; auf dem vom Herbstregen aufgeweichten Wege hin und herschwankend setzte sich die Kutsche geradewegs auf das Dorf Plodomassowo zu in Bewegung.

3

Die rauhe Jahreszeit, in der die Entführung der jungen Bajzurowa vor sich ging und die Eltern der Gefangenen nach verschiedenen Seiten ihr Gut verließen, hatte die Wege so aufgeweicht, daß die Wagen bis zu den Naben im Schmutz versanken. Die Fahrt ging deshalb äußerst langsam vor sich. Der alte Bajzurow brauchte jedenfalls drei Tage, bis er zur Stadt gelangte, und seine Frau und die sie begleitende türkische Wärterin benötigten bis Plodomassowo genau die gleiche Zeit.

Indessen hatten in Plodomassowo am späten Nachmittag desselben Tages, an dem die Rettungsexpeditionen Sakromy verließen, die müßigen Diener, der Beschließer und die Hofknechte von dem oberen Stockwerk des Herrenhauses aus am Horizont der schwarzerdigen Felder die Kavalkade ihres Gebieters gesichtet.

Den scharfen und erfahrenen Augen der Leibeigenen fiel an der Anordnung des Reiterzuges ein seltsamer

Umstand auf. Der falbe Renner des Bojaren, der gewöhnlich an der Spitze ging und sich von den anderen Pferden scharf abhob, hatte heute seinen Platz an die Reihenpferde abgetreten und schritt hinterdrein. Bei der weiten Entfernung, die die Reiter noch von Plodomassowo trennte, konnte man nur mit Mühe den schmalen, rassigen Kopf des Renners mit dem silberbeschlagenen Stirnriemen erkennen; der weiße Stern aus Schlangenköpfen an der Brustplatte, der sonst schon von weitem leuchtete, war heute von der Pferdeschar verdeckt, die vor dem Bojaren ging. Ebensowenig sichtbar waren auch die ziselierten Schnallen an der mit schwarzem Zobelpelz eingefaßten kurzen, roten Jacke des Bojaren, weil dieser mit der Brust fast auf dem Hals seines Pferdes lag und angelegentlich auf etwas schaute, was seine Getreuen behutsam vor ihm transportierten.

An der Spitze der immer näherrückenden Kavalkade ritten vier Reiter, zwei vorn und zwei hinten. Sie waren so verteilt, daß die beiden nebeneinander Reitenden sich die Hände reichen konnten und die Köpfe der beiden hinteren Pferde fast auf den Kruppen der vorderen lagen.

Die vier Reiter trugen sehr behutsam einen Gegenstand, den das Gesinde von Plodomassowo, das sich schon zum Empfang seines Gebieters bereit machte, aus der Entfernung nicht erkennen und unterscheiden konnte.

Jetzt kam jedoch der Zug immer näher, das beobachtende Gesinde konnte bereits die Gesichter der vier

Reiter erkennen, von denen die seltsame Last der Truppe vorausgetragen wurde. Schließlich konnte man auch das schreckliche und finstere Gesicht des Bojaren unterscheiden. Mürrisch und düster blickte er unter seinem bis zu den Augenbrauen hinabgezogenen schweren Samthut hervor auf diese so vorsichtig verwahrte Last. Was mochte es sein? Ein verwundeter Auerochs, ein zweijähriges Elen oder ein Wurf scheuer Rehe, die lebend herbeizubringen den feurigen Hunden des Bojaren geglückt war, und die der Bojar aus einer Laune heraus auch lebend nach Hause zu bringen gedachte? Aber warum herrschte in der heranreitenden Abteilung eine solche von nichts unterbrochene Stille, wie man sie gar nicht gewöhnt war, wenn Plodomassow von einer größeren Streife zurückkehrte? Warum vernahm man nicht Hörnerklang und Gesang? Warum sprangen nicht wie sonst die ungebärdigen Hunde an den Leinen auf und ab? Warum jagten heute nicht die Treiber der Abteilung voraus, warum brachte der wie ein Sturm heranbrausende Schibaj dem Haushofmeister nicht Nachricht, welche Speisen und Getränke der Herr auf dem Tische zu finden wünschte, und welches Paar leibeigener Odalisken heute an das Lager des Gebieters kommen sollte, um die Quasten seiner seidenen Bettdecke zu halten?

Eine solche Unordnung war noch nicht vorgekommen. Sowohl der Haushofmeister wie die Dienerschar und die ganze Menge der hörigen Beischläferinnen, die ihrem Herren alle die gleichen Gefühle entgegenbrachten und gleichmütig abwarteten, welche von ihnen durch

ihre heimliche Schönheit die Phantasie des Gebieters reizen und was seine heutige Laune kennzeichnen würde — alle diese wußten sich keinen Rat, während sie die stille Rückkehr Plodomassows beobachteten. Ihre Ratlosigkeit überstieg alle Grenzen und nahm fast kein Ende, weil die Meinungen der Beobachter immer verschiedener wurden und ihre Vorstellungen immer groteskere Formen annahmen, je näher der Bojar und seine Komplizen kamen, je besser sie zu sehen waren. Das ganze Herrschaftsgesinde von Plodomassowo war sprachlos und wußte überhaupt nicht mehr, was es annehmen und vermuten sollte.

4

Endlich glückte es jedoch jemandem zu sehen, daß die vier der Abteilung vorausreitenden Männer die Ecken eines bunten persischen Teppichs hielten, den sie unter den Haken der Sattelknöpfe befestigt hatten. Es war der gleiche Teppich, der bei einem Biwak das große Zelt des Bojaren bedeckte. Jetzt lag auf dem Teppich, der wie eine Wiege zwischen den vier Sätteln aufgehängt war, ein kleiner Gegenstand, der mit weißen Daunenkissen zugedeckt und in den hellschimmernden seidenen Schlafrock des Bojaren eingehüllt war.

Die weißen Tücher, in die der rätselhafte Gegenstand eingemummt war, hatte der Regen, der den ganzen Tag fiel, so feucht gemacht, daß sich mit Bestimmtheit sagen ließ, daß kein verwundeter Recke, sondern nicht mehr als ein vierzehn- oder fünfzehnjähriges Kind darunter verborgen sein konnte.

Als der Jagdzug vor dem Hause hielt, sahen alle, daß auf dem Teppich, der die Aufmerksamkeit so an sich gezogen hatte, ein Mädchen lag.

Man zog die Hüllen von dem feuchten, schwarzen Lockenköpfchen der jungen Gefangenen; sie war tief in dem triefenden Kissen versunken; ihr Mund stand halb offen, ihre Zähne waren fest aufeinandergepreßt und ihre Augen geschlossen. Sie schien zu schlafen; in Wirklichkeit befand sie sich jedoch schon seit langer Zeit in tiefer Ohnmacht, aus der sie niemand hatte aufwecken können. Solcherart wurde das Edelfräulein von Sakromy, Marfa Andrjewna, von ihren Entführern nach Plodomassowo gebracht.

Nachdem sie in dem Augenblick ihrer Entführung aus dem Elternhause das Bewußtsein verloren hatte, war sie während der ganzen Zeit, in der die Kavalkade Plodomassows heimjagte und die Pferde mit ihren eisenbeschlagenen Hufen den Schmutz der schier unpassierbaren Felder weit hinter sich zurückschleuderten, in tiefer Ohnmacht dagelegen. Sie war auch auf der kurzen Ruhepause nicht zu sich gekommen, die man nach einem Galopp von vierzig Werst den Pferden gegönnt hatte, und war auch in diesem scheinbar todesähnlichen Zustand im Nest des Bojaren von Plodomassowo angelangt. Alle wußten sofort gewiß, daß ihre Ankunft von einer verhängnisvollen Vorbedeutung für das Haus des Bojaren sei, denn alle sahen plötzlich, wie der finstere, mürrische Herbsttag dem Gast wider Willen zulächelte. Kaum hielten die müden Rosse, die das Mädchen herbeigetragen hatten,

an der Treppe des Bojarenhauses, als sich durch die schmutzig grauen Wolken ein goldener Abendsonnenstrahl brach und gleich darauf wieder verschwand, als ob der Himmel die Ankunft des Edelfräuleins segnete.

Dies wurde für ein bedeutungsvolles Vorzeichen gehalten, und man fand viel Wunderbares und Übernatürliches in diesem Geschehnis. Der graue Tag hatte ein Lächeln für das Haus der Orgien und der Lasterhaftigkeit übrig gehabt, und die schlafende Gefangene, die in das Haus einzog, war so makellos rein und unvergleichlich schön, wie es nach dem Volksglauben nur Traumköniginnen sein können.

Auf dem gleichen kostbaren Teppich, auf dem das Fräulein ihre Reise zurückgelegt hatte, wurde sie in feierlichem Schweigen in das Haus Plodomassows hineingetragen; man bettete sie auf ein sauberes Lager, das in einem einfachen, hellen Gemach aufgeschlagen wurde, und umstellte das Bett der schlafenden Schönen mit einem ganzen Schwarm von Dienerinnen, die strengen Befehl hatten, auf das Erwachen der Jungfrau aufzupassen und allen ihren Wünschen zuvorzukommen.

Mit diesen Frauen, die das jungfräuliche Lager des schlafenden Edelfräuleins umstanden, ging etwas Ähnliches vor wie — nach apokryphischen Erzählungen — mit den heidnischen Götzenbildern beim Erscheinen des Sterns, der die Geburt des Heilands verkündete. Obwohl all diese leibeigenen Frauen fühlten, daß ihre schöne Zeit vorbei war, hegten sie in ihren Herzen

doch keinen Neid und keine Bosheit gegen den Ankömmling. Sie wußten, daß nunmehr jemand in ihrer Mitte weilte, der sie alle überragte, und sie dachten gar nicht daran, den Wettstreit mit diesem Wesen aufzunehmen.

Sie standen schweigend da und harrten nur des Augenblickes, der sie aus diesem Tempel der Weltlust erlösen würde, der bereits darauf wartete, von dem duftenden Rauch reinigender Kräuter erfüllt zu werden.

Nachdem Plodomassow die Jungfrau auf ihr Bett gelegt hatte, war er nicht einen Augenblick länger in dem Gemach geblieben. Er ergab sich in dieser Nacht auch nicht den Orgien, von denen gewöhnlich seine Rückkehr begleitet war, sondern er saß allein in seinem Schlafzimmer und harrte ungeduldig des Erscheinens der Heilkundigen aus einem weit entfernten Dorf, nach der er einige Eilboten ausgesandt hatte. Diese Hexe sollte mit ihrer Zauberkraft dem langen todesähnlichen Schlaf des entführten Edelfräuleins ein Ende machen.

Allein es bedurfte der Zauberin nicht. Bevor sie Zeit gefunden hatte, dem Rufe des Bojaren Folge zu leisten, bemerkten die Stubenmädchen und schnell herbeigeholten Wärterinnen, die das Lager des Mädchens umringten, daß das Edelfräulein aus seinem langen Schlaf zu erwachen begann.

Um Mitternacht wurde die erste Botin zu dem finsteren Bojaren mit der Nachricht abgesandt, daß auf dem Gesicht des Fräuleins ein leichtes Rot er-

scheine, daß sich auf ihrer Brust eine weiße Feder bewege, und daß allmählich wieder Leben in ihren Körper hineinkomme. Plodomassow sprang auf, warf der Überbringerin dieser Freudennachricht eine Handvoll Silbermünzen zu und gab Befehl, die Gefangene mit einer Sorgfalt zu betreuen, als ob es ums eigene Leben ginge.

Vor dem Morgengrauen kam die zweite und bald darauf die dritte Nachricht, daß das Fräulein aus dem schweren Schlaf erwacht sei und mit flackernden Augen gefragt habe, wo sie sich befinde, bei wem sie sei, und daß sie nach Vater und Mutter verlangt habe. Plodomassow fuhr in die Höhe; er gab jedoch der Botin weder Befehl, etwas auszurichten, noch ging er selbst in das Schlafzimmer der Schönen.

Eine ihm bis jetzt unbekannte Furcht hielt ihn zurück, sich diesem Mädchen als Freier zu nähern, das nicht in einer der Hütten seiner Leibeigenen aufgewachsen und von dort herbeigeholt worden war. Er hatte Angst, daß allein sein Erscheinen sie töten könnte, schob deshalb den Augenblick seines Kommens hinaus und begab sich nicht zur Begrüßung in das Schlafgemach seiner ‚Beute'. Die ganze Zeit, in der sich die Zimmermädchen und Wärterinnen an der jungfräulichen Schönheit des Fräuleins Bajzurow ergötzten und beobachteten, wie allmählich unter ihrer zarten Haut wieder das Blut zu strömen begann, litt der Bojar ihm bis dahin ganz unbekannte Qualen; und dies setzte sich den ganzen Tag bis zum Abend fort. Es zog ihn etwas zu seiner Gefangenen, das nicht

dem Begehren glich, mit dem er sich seine leibeigenen Odalisken nahm. In Marfa Andrjewna sah er ein neues, ihm bis jetzt unbekanntes Glück, und er hatte Angst, dieses Glück selbst zu zertrümmern. Er fürchtete den Widerstand des Mädchens und fürchtete seine eigene Wut, die ihn jäh überfiel und dann auch die Jungfrau nicht verschonen würde. Ja gewiß, er würde sie nicht schonen, er würde seinen ganzen Zorn über sie schütten und sie seinem letzten Hundewärter als Almosen hinwerfen ... Und dann? Dann ... ja dann würde er den Hundewärter totpeitschen lassen, und sie ... nie wieder zu sich zurückrufen.

Nein! er wollte selbst in ihre tränenfeuchten, wie Sterne schimmernden Augen schauen! Es handelte sich einzig und allein darum, wie es zu bewerkstelligen war, daß sie ihre Ansicht über ihn änderte. Durch die Zeit? Durch Freundlichkeit? Sollte er ruhig abwarten? Und wenn man in dieser Zeit die Verfolgung einleiten würde! O Verfolgung! In diesem Falle wußte Plodomassow, was er zu tun hatte. Sollte er verfolgt werden, dann würde er niemand mehr schonen, weder sie, noch sich selbst. Man würde sie als eine andere in ihr Elternhaus zurückbringen, als er sie herausgeholt hatte.

Weiß Gott, wie lange Plodomassow noch hin und her überlegt hätte und auf welche Auswege er noch geraten wäre, wenn nicht ein Zufall alle seine Zweifel entschieden hätte. Obwohl er nach seinen üblichen Grundsätzen vorging, kam diesmal alles ganz anders, als er sich gedacht hatte.

5

In der Dämmerung desselben Tages, währenddessen der alte Bajzurow erst die Hälfte seines Weges zur Stadt und seine Gattin in Begleitung der türkischen Wärterin die gleiche Strecke bis zum Dorfe Plodomassowo hatten zurücklegen können, langte der Kreisrichter in Plodomassowo an.

Der Kreisrichter gehörte in gewisser Weise zum Bestand des Herrenhauses. Man hatte ihm vor längerer Zeit eine der schönsten Favoritinnen des Bojaren zur Frau gegeben, die Plodomassow mit dieser guten Partie beglücken wollte; sooft er jedoch von Zeit zu Zeit in die Stadt kam, machte er ungeachtet ihres Ehestandes seine alten Rechte auf sie geltend. Wenn der Gatte der ehemaligen Bojarengeliebten in das Haus Plodomassows kam, diente er dem Bojaren als Gegenstand des Spottes und erheiterte ihn durch seine Späße. Der Kreisrichter trank auf dem Kopfe stehend einen Humpen Wein oder Bier aus, schlug Rad, knackte mit dem Nacken Nüsse auf und tanzte in Gegenwart des ganzen Bojarenharems auf dem Tische den Kasatschock.

Dank dieser Umstände erhielt sich der Kreisrichter in der Zahl von Plodomassows Vertrauten. Der Bojar vergaß nicht, dem Richter seine Gunst zu erweisen; er sorgte stets dafür, daß sein Getreidekasten mit Korn, seine Zuber mit Gemüse und sein Hof mit Geflügel gefüllt waren. Bei den Kindern, die die Frau des Richters von Plodomassow bekam, stand

dieser Pate und gestattete dem Richter als Entgelt, sich in einer persönlichen Audienz für die erwiesene Gnade zu bedanken.

Da die Dienerschaft die Beziehungen des Richters zu dem Bojaren kannte, zögerte man nicht, ihn Plodomassow anzumelden, und deutete das dumpfe Knurren, das der Bojar ausstieß, als ein Zeichen der Zustimmung, daß der Richter vorgelassen werden solle.

Der Kreisrichter wurde ins Zimmer vor den Bojaren geführt. „Was willst du?“ fragte Plodomassow und warf einen wütenden Blick auf den Richter.

Sich windend, verneigend und dehnend wie eine Schlange, die mit einem Stock gegen den Boden gedrückt wird, kroch der Richter an den Bojaren heran, ohne zu wagen, einen Laut hervorzubringen und seine wässrigen Augen auf ihn zu richten. „Was willst du?“ rief der Bojar etwas milder gestimmt und betrachtete das närrische Gehaben des Beamten. Der Richter fuhr fort, sich zu winden und zu krümmen und brachte noch immer keinen Ton heraus.

So sehr Plodomassow an sklavische Unterwürfigkeit gewöhnt war, eine so langandauernde und scheue Kriecherei gefiel auch ihm nicht. Er fühlte, daß ein Mensch nur dann so lange schweigt, wenn er Angst hat, den Mund aufzutun. Plodomassow kam plötzlich der Gedanke, daß der vor ihm sich windende Kreisrichter als Überbringer schlechter Botschaft zu ihm gekommen war, und die dichten, grauen, struppigen Brauen des Bojaren zogen sich zusammen und gingen auseinander wie zwei wütende Bären, die mit-

einander kämpfen wollen. „Sprich, Hund!“ schrie der Bojar.

Statt einer Antwort warf sich der Richter vollends auf den Fußboden vor Plodomassows Füße, drückte das Gesicht gegen die Dielen und streckte mit der Hand ein zusammengefaltetes Schreiben zu dem Bojaren empor.

Plodomassow, der nie ein Freund von Schriftstücken gewesen, war heute weniger denn je geneigt, mit ihnen in Berührung zu kommen. Er hatte sich an diesem Tage ohnehin über so vieles ärgern müssen, und zudem hatte ihn der Tag in eine solch seltsame Stimmung gebracht, wie er sie in seinem ganzen Leben noch nicht gehabt hatte. Er vermochte sich jetzt nur mit großer Mühe aus dieser Stimmung loszureißen und seine Aufmerksamkeit auf das Papier zu richten. Aber das Papier ward ihm noch immer mit nicht abzuweisender Zudringlichkeit entgegengestreckt. Obwohl er es mit der Hand und dem gelbledernen, schön verzierten Stiefel beiseite stieß, wurde es immer wieder zitternd zu ihm emporgehalten. Plodomassow sah ein, daß er sich von diesem Schriftstück nicht freimachen konnte. Er entriß es der Hand des in Demut ersterbenden Richters, brach es ungeduldig auf, überflog seinen Inhalt und war starr.

Dieses Schreiben überstieg nach Plodomassows Ansicht an Frechheit alles, was auf der Welt möglich war. Es hieß darin, der Kaiserin sei zur Kenntnis gekommen, daß der Gutsbesitzer Nikita Jurjew Plodomassow, wohnhaft in seinem Erbdorf Plodomassowo,

sich so großer Eigenmächtigkeit und Willkür ergeben habe, daß auf Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin der Gouverneur beauftragt werde, die Angelegenheit streng zu untersuchen. Sollten sich die Gerüchte, die der Kaiserin zu Ohren gekommen seien, als richtig erweisen, so solle Plodomassow unverzüglich verhaftet, von seinem Gut verbannt und ihm jeglicher Aufenthalt in seinem Erbdorf für immer untersagt werden.

Die Ausführung dieses strengen und schrecklichen kaiserlichen Befehles wurde — wie wir sahen — trotz der Autokratie Elisaweta Petrownas damit begonnen, daß der Ukas dem Sünder Plodomassow zur geneigten Ansicht und Begutachtung auf die alleruntertänigste Art und Weise überreicht wurde.

Nachdem der Bojar Plodomassow den Befehl gelesen hatte, sprang er auf wie ein wildes Tier. Anstatt vor dem Willen der Kaiserin Angst zu haben und ihr zu gehorchen, wie es der lang auf dem Boden ausgestreckte Kreisrichter leise gehofft hatte, geriet Plodomassow in eine kaum zu übertreffende, sinnlose Wut und Raserei. Nachdem er unzählige tolle Verwünschungen ausgestoßen hatte, ließ er alle seine Leute zusammenrufen und gab Befehl, daß sie sämtlich ‚in Wehr und Waffen' vor ihm erscheinen sollten. Warum ‚in Wehr und Waffen' wußte Plodomassow selbst nicht zu sagen; doch war ihm dies vollkommen gleichgültig, weil er in diesem Augenblick buchstäblich zu jeder Frechheit, Rohheit und Ausschreitung bereit war, um des Befehles zu spotten, der ihn zu

Gehorsam und Botmäßigkeit aufforderte. Er hatte jetzt nur das eine Begehren: der Aufforderung den denkbar schärfsten Widerstand entgegenzusetzen.

Auch die wilden Gefolgsleute des Bojaren machten sich keine Gedanken, weshalb sie bewaffnet erscheinen sollten, denn einmal beteiligten sie sich sehr gern an den wilden Streifzügen ihres Herrn und zum andern waren sie nicht gewöhnt, irgendwelche Erwägungen anzustellen. Es war diesen Leuten vollkommen gleich, wohin sie ritten, wo sie räuberten und wem sie einen Schabernack spielten. Sie waren von Kindheit an zu schlechtem Tun erzogen worden; ja, sie hatten sich sogar daran gewöhnt, Vater und Mutter zu verleugnen, und konnten, ohne mit der Wimper zu zucken, mit ansehen, wie man die Würde ihrer Väter in den Schmutz zog, sich über die Tränen ihrer Mütter lustig machte und ihre Schwestern schändete. Ob sie ihren wilden Bojaren liebten oder nicht, ist ganz gleich, weil sie das wilde, tolle Leben liebten, und weil alle Möglichkeiten dazu für sie in dem blinden Gehorsam gegenüber dem Willen Plodomassows beschlossen lagen. Aufgewachsen in seiner Schule und in einem Dorf, das weit entfernt von den Residenzen, wie von jeder unmittelbaren Staatsgewalt lag, hatten sie von der Macht des Staates nur durch solche ihrer Vertreter wie den radschlagenden Kreisrichter einen Begriff bekommen und konnten deshalb natürlich auch nicht die mindeste Achtung vor dieser Macht haben.

Der vor dem Bojaren knieende Kreisrichter bot Plodomassow endlich ein Ziel, gegen das er seine

rasende Wut schleudern konnte. „Vater! Vater!" rief der Richter dem Bojaren zu, als er dessen zornigen Befehl zum Alarm der Leute gehört hatte. „Zieh deinen Befehl zurück; laß die Roße nicht satteln und zäumen; laß deine Leute beim Ringelspiel, laß sie in den Ställen ihre Bastschuhe flechten, verwehre ihnen nicht ihre friedlichen Beschäftigungen, sonst erregst du den Zorn Ihrer Majestät noch stärker."

Plodomassow packte in überschäumender Wut den auf dem Tische liegenden Ukas, zerriß ihn geschwind in kleine Fetzen, schleuderte sie auf den Boden, trampelte mit den Füßen darauf herum und schrie: „Das ist der Ort, wo ich ihre Befehle hinlege! Diese untergeschobene Kreatur!"

Der Kreisrichter fiel vornüber auf die Ellenbogen und krümmte sich vor Entsetzen wie ein Wurm. „Erbarmen! Ich höre nichts. Ich höre kein Wort!" winselte der auf den Knieen liegende Vertreter der Staatsgewalt und bedeckte sich die Ohren mit den Händen; dann streckte er die Arme vor sich hin, bis er den Saum des bunten Schlafrockes des tobenden Bojaren erreichte. „Höre mich an, gnädigster Herr, ich habe dir noch nicht alles gesagt. Weiteres Unheil droht dir durch deine Taten. Ich bin Bajzurow begegnet, er fuhr in die Stadt, um sich zu beschweren, weil du seine Tochter wider ihren Willen entführt hast. Schicke sie wieder nach Hause, Bojar, wenn sie auch keine Jungfer mehr sein sollte, schicke sie wieder nach Hause, deine Leibeigenen können nicht zum Beweis dienen, bringe das Mädchen nur schnell aus

dem Haus heraus; wenn du es nicht gleich tust, wirst du morgen gewiß ihretwegen zur Rechenschaft gezogen werden und große Unannehmlichkeiten haben."

Jetzt war das Maß Plodomassows voll. Was, dieser Habenichts Bajzurow, der die Ehre abgelehnt hatte, die ihm mit seinem Antrag widerfahren war, wollte sich über ihn beschweren, und auf Grund dieser Beschwerde sollte man ihn, Plodomassow, zur Rechenschaft ziehen können? Nein, der Gedanke allein war für Plodomassow unerträglich! ‚Er wollte nicht, daß sie meine Frau wurde,' fuhr es Plodomassow durch den Sinn, ‚so will ich sie also zu meiner Nebenfrau machen. Wahrlich, sie ist schöner als alle meine anderen Weiber, warum besinne ich mich also lange? Wenn schon dieser Rechtsverdreher als bestimmt annimmt, daß sie keine Jungfrau mehr ist, nachdem sie einmal in meinem Hause weilte, warum soll ich sie also ebenso wieder ziehen lassen, wie sie gekommen ist? Und ihr obendrein noch Grund geben, sich über mich lustig zu machen?'

In Plodomassow ging ein vollkommener Umschwung vor sich; von jenen zarten und schüchternen Gefühlen, die sein Herz für die junge Gefangene erfüllten, war nicht die geringste Spur mehr übriggeblieben. ‚Es soll das gleiche mit ihr geschehen, was auch vor ihr allen Ungehorsamen widerfuhr,' entschied der Bojar. ‚Wenn sie mir gehört hat, will ich nicht meine getreuen Diener vergessen, und ich schenke sie Waßka, Tarassek und dem ganzen Troß.' „Komm mit, und sieh dir an, was ich mit ihr für diese deine

Worte machen werde!“ brüllte der Bojar den Kreisrichter an und schleppte den vor Angst Halbtoten hinter sich her in das obere Stockwerk. Dort saß noch in dem gleichen Schlafgemach das junge Edelfräulein mit dem weißen, runden Gesichtlein, weinend in dem breiten Bett, und rührte mit ihrem Kummer die alten Ammen und Wärterinnen und die um sie herumstehenden jungen Zimmermädchen.

Der Bojar stürmte herbei wie eine riesige gewitterschwangere Wolke, die von einem rasenden Sturm dahingetrieben wird. Als er an die Tür des Schlafzimmers seiner Gefangenen kam, rief er nicht, daß man ihm die Tür aufmachen sollte, und drückte auch nicht die Kupferklinke herunter, sondern er stieß mit dem Stiefel gegen die Tür, daß sie sogleich aus den Angeln flog, und stellte sich den entsetzten Blicken des Edelfräuleins und ihrer Suite in seiner ganzen wilden Größe dar.

6

Während Plodomassow mit so plötzlichem Ungestüm an der Tür der jungen Bajzurowa erschien, herrschte draußen infolge des kurzen Herbsttages bereits dichte, undurchdringliche Finsternis. Ein feiner, kalter Strichregen fiel hernieder, und der schneidende Herbstwind winselte und wimmerte in leisen, traurigen Tönen vor den in den Garten hinausführenden Fenstern des Schlafgemachs des Edelfräuleins.

Marfa Andrjewna saß, wie gesagt, weinend in ihrem Bett; sämtliche Frauen, die sie umringten,

weinten ebenfalls, und auf aller Gesichter spiegelte sich der Kummer des jungen Mädchens wider. Niemand, am wenigsten das Fräulein, hatte erwartet, daß Plodomassow um diese Stunde erscheinen würde. In der Sehnsucht nach Vater und Mutter, die Marfa Andrjewna zärtlich liebte, hatte sie noch nicht einen Augenblick Zeit gefunden, an ihr eigenes Schicksal und an ihren Entführer zu denken. Aus diesem Grunde erfaßte sie ein tödlicher Schrecken, als Plodomassow bei ihr erschien. Als sie den Bojaren vor sich sah, zog sie nicht einmal die Decke über sich, um ihre schimmernden Schultern vor den zornsprühenden Augen des Bojaren zu verhüllen. „Nun, mein wertes Fräulein, gut geschlafen, gut geträumt?“ fragte sie Plodomassow und ließ sich vor dem Bett in einen schweren Sessel fallen, während sich der Kreisrichter in unterwürfiger Haltung hinter ihm aufstellte.

„Ich habe in deinem Gemach gut geschlafen, Bojar, und sage dir dafür Dank. Geträumt habe ich von meinem Vater und meiner Mutter; ich hoffe, daß du mich nicht wider meinen Willen hier zurückhalten willst und mich unverzüglich wieder zu ihnen läßt,“ gab das Fräulein furchtlos zur Antwort.

„Darüber, mein Falke, mache dir lieber keine Hoffnungen. Ich habe dich nicht hierher gebracht, um dich gleich wieder zu deinen Eltern zurückzuschicken.“

Das Mädchen schaute den Bojaren mit ihren kindlichen Augen fest an und fragte: „Wozu hast du mich dann hierhergebracht, Bojar? Wozu?“

Plodomassow wurde durch diese naive Frage plötz-

lich verlegen. Er wollte Marfa Andrjewna bereits eine zynische, schamlose Antwort geben; als er jedoch ihr unschuldiges Kindergesicht sah, schämte er sich seiner Absicht.

In diesem Augenblick stieg das Mädchen ruhig von seinem Lager herab, lief mit nackten Füßen vom Bett bis zu dem Sessel des Bojaren, warf sich weinend zu Plodomassows Füßen nieder und rief schluchzend aus: „Bojar! Habe Erbarmen mit mir! Der Ungnädigen harrt die Hölle! Laß mich zu meinem Väterchen und Mütterchen — ich werde in ein Kloster gehen und für dich beten.“

Plodomassow wußte entschieden nicht, wie er sich an die Ausführung seiner Drohungen begeben sollte. Er schnaufte nnd keuchte, während er in die weinenden Augen des Kindes schaute, und entzog dem Mädchen nicht seine großen, roten Hände, um die es verzweifelt seine zarten Finger preßte. „Ich wollte dich zu meiner rechtmäßigen Gattin machen“, rief er endlich.

„Nein! Nein!“ antwortete das Fräulein, sprang schnell auf und lief wieder zu ihrem Bett zurück. „Nein, ich will deine Gattin nicht werden, ich mag nicht deine Frau sein, laß mich zu meinem Vater zurückkehren.“

„Bleib stehen!“ hielt sie Plodomassow zornig zurück.

„Ihr guten Leute, tretet doch für mich ein!“ rief das Fräulein verzweifelt und stürzte auf die Schar der Wärterinnen, Ammen und Zimmermädchen zu, die ihr noch eben so mitleidig die Tränen ihres Kum-

mers abgetrocknet und ihr so aufrichtige Teilnahme bezeigt hatten.

Aber jetzt erkannte das Fräulein keine einzige von ihnen wieder, so sehr hatte sie die Anwesenheit des Bojaren verändert.

Die Wärterinnen, Ammen und Zimmermädchen liefen auseinander, sobald das Fräulein in ihrer Mitte war, und schlossen sich hinter ihr wieder zusammen, so daß die Gefangene vor ihnen blieb, Auge in Auge mit Nikita Plodomassow.

Marfa Andrjewna war durch dieses Manöver wie vor den Kopf gestoßen. Sie musterte die scheue Bedientenschar und war im Augenblick wie umgewandelt. „Reicht mir meinen Umhang!“ rief sie mit fester, energischer Stimme, nachdem sie bemerkt hatte, wie notdürftig sie bekleidet war. Ein Dutzend Hände beeilte sich sogleich, den Wunsch des Edelfräuleins zu erfüllen.

Plodomassow erhob keinen Widerspruch.

Marfa Andrjewna stand alsbald vollkommen angezogen in demselben Gewand vor ihm, in dem sie ihn in ihrem Elternhaus gefangen genommen hatte. Die Tränen, die noch eben so reichlich über ihr Antlitz geströmt waren, waren getrocknet, und ihre bekümmerten, kalten Blicke richteten sich mit jener unerschütterlichen Ruhe auf ihn, deren Anblick einem tyrannischen Menschen unerträglich dünkt, weil sie ihn im gleichen Augenblick verlegen und wütend machten. „Du weißt also, mein kluges Fräulein, was ich mit dir machen werde?“ rief Plodomassow.

„Solange ich mich in deinen Händen befinde, steht

es dir frei, mit mir zu machen, was du willst; allein deine Frau werde ich nicht."

„Was?" schrie Plodomassow und wurde purpurrot.

„Ich habe keine Angst vor deinem Zorn", versetzte das Fräulein. „Je zorniger und schrecklicher du wirst, desto größere Freude bereitest du mir; laß mich erschlagen, etwas Besseres kannst du mir nicht antun."

„Nicht Frau und nicht Bojarin, sondern so eine, wie diese da, wirst du sein!" schrie Plodomassow, deutete mit der Hand auf die Zimmermädchen und klatschte wütend in die Hände.

Auf dieses Zeichen erschien wie im Märchen ‚Tischlein deck dich' der alte Haushofmeister vor Plodomassow; entsetzt um sich schauend brachte er nur das eine, scheinbar an niemand gerichtete Wort über seine Lippen: „Dragoner!"

„Was für Dragoner? Wo sind Dragoner?"

„Hier sind die Dragoner, Bojar," antwortete der Alte und zeigte auf die Tür, die in diesem Augenblick aufgerissen wurde. In das Zimmer trat waffenklirrend schweren Schrittes ein Dragoner mit einer Bärenfellmütze auf dem Kopfe. Vom Kamm der Mütze wallte ein schwarzer Roßschweif herab; eine Kopfbedeckung, wie sie bislang noch niemand in Plodomassowo gesehen hatte.

Der Dragoner überbrachte dem Bojaren einen strengen Befehl vom Gouverneur, dem von ihm entführten Edelfräulein Bajzurow keinerlei Unrecht zuzufügen, ihre Unversehrtheit strengstens zu wahren und sich nicht zu erdreisten, sie zu seiner Gattin zu machen.

All dies stand nicht nur in dem Brief geschrieben, den der Dragoner Plodomassow aushändigte, sondern wurde auch vor aller Ohren von dem Dragoner wortwörtlich mitgeteilt; diese Worte vernahm nicht nur die Dienerschaft, sondern auch der Kreisrichter, vor dem Plodomassow eine so freche Aufsässigkeit gegenüber dem Ukas der Kaiserin gezeigt hatte, und schließlich auch das Edelfräulein, dessen Verteidigung plötzlich mit solchem Eifer ins Werk gesetzt wurde.

Plodomassow betrachtete das ruhige Antlitz des Mädchens, um dessentwillen dieser nichtige Streit entflammt war, und fühlte, daß die ganze Sache zu unsinnig war, um sich ihretwegen in einen Kampf einzulassen, in dem ihm etwas Verhängnisvolles zu liegen schien.

Plodomassow warf noch einmal einen Blick auf die Bajzurowa und wußte in diesem Augenblick gar nicht, warum sie ihm eigentlich gefallen hatte. Dieses zarte, feine Mädchen, dieser kleine Pilz, konnte doch keinen Vergleich aufnehmen mit diesen weißbrüstigen Schwänen neben ihr, deren uneingeschränkter Sultan, deren Gatte und Gebieter er jeden Augenblick sein konnte. War denn die ganze Sache auch nur ein Hundertstel seiner Ruhe wert, wenn er alles Störende packen, wegfegen und auf die Straße hinauswerfen konnte, sein Haus jedoch ebenso voll, sein Bett ebenso warm wie immer sein würde? Allein dieser Dragoner hier vor seinen Augen, dieser Kreistrottel und das ganze Gesindel, in dessen Gegenwart seine Zähmung vor sich ging, damit jedermann wissen sollte, daß auch für ihn ein Zügel

geschnitten sei, all dies war unerträglich. Damit konnte sich Plodomassow nicht aussöhnen! Die Seele des Selbstherrschers fühlte, daß sie nicht den Spott des Sklavenpacks ertragen würde. Ganz gleich, ob sich der Hohn in einem Lächeln oder in hündischem Schweigen ausdrückte, Plodomassow würde künftighin nicht nur im Lächeln und Schweigen, sondern auch in dem Stöhnen, wozu er Schweigen und Lächeln verwandeln konnte, der Bojar würde aus jeder Äußerung Hohn und Spott wegen seiner Ohnmacht gegenüber diesem Dragoner heraushören, gegenüber seinen Drohungen und gegenüber dem Beamten, dem er sich von nun an zu fügen hätte.

Aber diese Erwägungen dauerten nur einen Augenblick; im zweiten war Plodomassow entschlossen, sich nicht zu fügen und statt dessen an Frechheit alles zu überbieten, was er bisher getan hatte, und im dritten Augenblick stand er auf, klatschte in die Hände und zeigte, nachdem die Diener herbeigekommen waren, schweigend auf den Dragoner.

Der Soldat, der den Bojaren fest im Auge behalten hatte, verstand seine Geberde, zog den Pallasch und sprang in eine Ecke des Schlafzimmers. Die Diener Plodomassows hatten den Wink ihres Herrn jedoch noch schneller erfaßt, und der Dragoner hatte kaum zum Schlage ausholen können, als er schon auf dem Boden lag und von eisernen Fäusten so kräftig niedergehalten wurde, daß er kein Glied rühren konnte. Der majestätische Roßschweif, der noch vor einem Augenblick so drohend von dem Kopfe des Dragoners

herabgewallt war und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, hatte jetzt all seinen Nimbus eingebüßt. „Einen Strick!" kommandierte der Bojar einem seiner Jäger. „Den Popen und den Diakon!" gebot er einem zweiten. „Mache eine Schlinge und befestige ihn an dem Haken im Balken," befahl er dem Diener, der einen neuen hanfenen Strick herbeibrachte.

Die Schlinge ward an dem gefaserten Ende des Stricks geknüpft und dieser an dem Haken befestigt, an dem der Vorhang des Bettes hing.

Der Pope und der Diakon wurden durch einen Stoß in den Rücken über die Schwelle befördert und stolperten zitternd vor Angst ins Zimmer. „Stell dich vor das Heiligenbild!" kommandierte der Bojar dem Popen. „Väterchen, erbarme dich!" flehte der zitternde, weinende Priester den Bojaren an.

Der Bojar stieß einen Pfiff aus.

Zwei Haiduken packten den schlotternden Popen und kleideten ihn in ein mitgebrachtes Priestergewand, während ein dritter vor seinen Augen die Schlinge des Strickes mit einem Stück Seife einschmierte.

„Fange an!" befahl Plodomassow dem vor Angst halbtoten Priester, nachdem ihn die Haiduken, die ihn angekleidet hatten, vor das Heiligenbild gestellt hatten. „Was befiehlst du, Vater?" stammelte der Pope, der vor Schreck fast das Bewußtsein verlor, mit versagender Stimme. „Eine Trauung!" antwortete Plodomassow. Alles war starr. „Singe!" schrie der Bojar wütend.

„Wen soll ich trauen?“ erkundigte sich der Pope schüchtern und schaute auf den eingeseiften Strick.

„Mich,“ antwortete Plodomassow, ergriff die Hand des Edelfräuleins Marfa Andrjewna und zog sie vom Bett zu dem Priester hin.

Der weinende Pope und die weinenden Kirchendiener sangen dem weinenden Edelfräulein den Traugesang, das mit auf dem Rücken zusammengehaltenen Armen und zugehaltenem Munde von den weinenden Mägden gestützt wurde; der Bojar war der einzige, der zu aller Erstaunen aufrichtig, still und mit großer Rührung betete. „So Pope, jetzt will ich Erbarmen mit dir haben“, sagte Plodomassow, nachdem die Zeremonie beendet war. „Ich habe dich vor Unheil bewahrt und vor Nachforschungen geschützt. Reich mir dein Buch her! Dieser Herr Dragoner hier und dieser zweite Sendbote des Gouverneurs (er zeigte auf den Kreisrichter) sind fremde Männer und werden schriftlich bestätigen, daß das Fräulein gern und freudig in die Heirat mit mir eingestimmt hat. Da der kaiserliche Dragoner höchstwahrscheinlich nicht schreiben kann, der Sendbote des Gouverneurs jedoch in der Schreibkunst erfahren ist, soll er für beide unterschreiben,“ befahl Plodomassow weiter. „Und damit er mehr Lust zur Unterschrift bekommt, legt ihm solange die Schlinge um den Hals, bis das letzte Wort geschrieben ist,“ schloß der Bojar, nachdem er bemerkt hatte, daß sich der Richter nur zögernd und unentschlossen an die Arbeit machte.

Man legte dem Beamten die Schlinge um den Hals,

drückte ihm einen Gänsekiel in die Hand, und er schrieb alles, was Plodomassow verlangte, in das Kirchenbuch. „Ja, so ist es gut“, sagte der Bojar und hieß dem Richter, unter das von dem Dragoner gebrachte Schreiben die Worte zufügen: ‚Mann und Frau kann keine Macht der Erde trennen‘.

Sobald dieser Satz auf dem Papier stand, riß der Bojar das Schreiben des Gouverneurs aus den Händen des Richters und schleuderte es dem Dragoner ins Gesicht; jenes selbe Schreiben, in dem man Plodomassow befohlen hatte, ‚sich nicht zu erdreisten, an eine Heirat mit dem Edelfräulein zu denken‘!

Nachdem Plodomassow auf diese Weise mit den Befehlen der Obrigkeit und ihren Sendboten ins Reine gekommen war, blieb ihm nur noch übrig, auch mit der lebendigen Kraft seiner jungen Frau zu einer Einigung zu kommen. Doch dies erwies sich als weit schwieriger. Während der Trauung hatte man das Edelfräulein festgehalten; sowie man jedoch nach der Zeremonie ihre weißen Arme aus den Banden freimachte, sprang sie leichtfüßig wie ein Eichhörnchen an das Fenster und schrie: „Einen Schritt auf mich zu, und ich stürze mich zum Fenster hinaus! Willst du mein Geheiß nicht befolgen, so befiel deinem Popen auch gleich, meine Leiche einzusegnen.“

Der Bojar und die Dienerschaft waren wie versteint. „Geh hinaus!“, sagte das Fräulein, ohne vom Fenster zurückzutreten. „Verläßt du nicht augenblicks das Zimmer, so stürze ich mich allsogleich hinunter.“

Der Bojar gab seinen Leuten einen Wink und be-

gann selbst, mit dem Rücken zur Tür gewandt, nach ihnen aus dem Zimmer zu gehen.

Marfa Andrjewna stand wie zuvor dicht am Rande des offenen Fensters. „Wie lange willst du dort stehen bleiben?“ fragte Plodomassow, als er schon die Schwelle überschritt.

„Solange, bis die Steine zu brennen beginnen, oder besser, solange ich will.“

Es erleichterte Plodomassow das Herz, ihr zu Willen zu sein und sie gewähren zu lassen.

Er schritt hinaus, und sie verharrte an ihrem Platz bis zum Morgengrauen.

7

Der trübe Herbstmorgen, der erst spät der Nacht gewichen war, traf das Dorf Plodomassowo oder eigentlich nur das Herrenhaus in einem Zustand an, wie man ihn an dieser Stelle nicht zu finden gewohnt war und nie gesehen hatte. Das Gutshaus war buchstäblich von Truppen eingekreist.

Der Ruf, den sich Nikita Plodomassow erworben hatte, gestattete keine Nachlässigkeit, wenn es sich darum handelte, der Eigenmächtigkeit dieses Abenteurers ein Ende zu machen und ihm seine Beute abzunehmen. Statt sich der Gefahr eines Besuches bei Plodomassow auszusetzen, hatte sich der Gouverneur eine Abteilung Truppen kommen lassen, die es unmöglich machte, daß er eingeschüchtert wurde und das Haus Plodomassows mit den Füßen nach vorn und mit dem Kopf nach unten verließ.

Es waren im ganzen drei Abteilungen Dragoner zusammengezogen worden. Die eine Schwadron hatte das Gutshaus vom Wald her umstellt und den Einwohnern jede Möglichkeit zur Flucht genommen; die zweite hatte teils zwischen Herrenhaus und Dorf, teils an der Turitza Aufstellung genommen und machte jede Möglichkeit einer Verteidigung oder eines Widerstandes zunichte; die dritte Schwadron, an deren Spitze sich der Gouverneur, ein Offizier, der beleidigte Bajzurow und der Dragoner befand, der einige Stunden zuvor Zeuge der Trauung zwischen dem Edelfräulein und Plodomassow war, rückte geradeswegs auf das Räuberhaus vor.

Kann man jedoch ein Haus, wo so wenig Wagemut herrschte wie jetzt bei Plodomassow, ein Räuberhaus nennen? Ja man kann es eben aus diesem Grunde, weil angesichts der von allen Seiten nahenden Truppen, die kaum einen Widerstand gestatteten, nicht in einem einzigen Bewohner des Plodomassowschen Hauses ein Funken von Mut erwachte, weil man sich nicht im mindesten anstrengte, das Los des Besiegten mit Würde auf sich zu nehmen.

Das Gegenteil war der Fall! Die noch eben so tobende, wütende Dienerhorde besänftigte sich und wurde ganz still beim Anblick einer Macht, von der die Sklaven keinen Begriff hatten, und die der Bojar zwar kannte, aber längst vergessen hatte.

Bei allen Insassen des Plodomassowschen Hauses, deren Denktätigkeit noch nicht ganz erloschen war, herrschte nur der eine, Räubern eignende Gedanke,

wie man seine eigene Haut in Sicherheit bringen und den Bojaren verraten konnte.

Plodomassow rief nicht zu den Waffen und zur Verteidigung, weil er aus allen Mienen, die er vor sich sah, herauslas, daß man ihn verraten und im Stich lassen würde. Wirklich aus allen? Nein! Ein Gesicht gab es, auf dem er keine Spur von Bosheit und Verrat las. Es war das Gesicht seiner jungen Frau, die an der ganzen Geschichte schuld war.

Die fünfzehnjährige Bojarin Plodomassowa äußerte weder Furcht noch Zagen, weder Erregung noch Arglist. Sie stand am Fenster und blickte mit einem Gefühl grenzenloser Liebe auf ihren Vater, der an der Spitze der Schwadron galoppierte und ihr mit jedem Schritt näher kam. Die Frauen, von denen die Bojarin umringt war, bebten vor Angst wie im Fieber; sie streckten ihre Arme schüchtern zu der Bojarin auf, die ihren Platz nicht einen Augenblick verließ, und flüsterten scheu: „Rette uns! Rette uns — wir sind an allem unschuldig“. Als Plodomassow dieses Flehen vernahm, war er selbst bereit, die Bojarin um Schutz zu bitten, und er gab sich der leisen Hoffnung hin, daß sie ihn, den mit so großer Schuld Beladenen, vor seinen Widersachern schützen würde.

8

Die im Zimmer des Edelfräuleins versammelten Einwohner des Plodomassowschen Hauses, die ohnehin von Angst und Bestürzung aufs tiefste erschüttert waren, wurden durch eine neue, unbegreifliche Er-

scheinung in eine noch weit größere Furcht versetzt, die ihnen auch ihre letzten Kräfte raubte. Sie bemerkten nämlich plötzlich in ihrer Mitte zwei unbekannte Personen, die niemand je zuvor gesehen hatte, und von denen niemand wußte, woher sie kamen. Allen war es ein Rätsel, wie und auf welchem Wege sie hereingekommen waren.

Doch da kam plötzlich einer der erschrockenen Mägde der Gedanke, daß diese beiden Personen gar keine Frauen, sondern übernatürliche Geschöpfe, die Rache nehmen wollten, und Verkünderinnen des Todes seien. Sie mußten aus den Wänden des zum Untergang verurteilten Hauses herausgestiegen sein. Und in der Tat war das Aussehen der beiden Frauen seltsam und furchtbar; die eine im Umhang war bleich wie der Tod und hatte Augen wie glühende Kohlen. Sie glich einer Tigerin, der man das Junge fortgenommen hat. O, und was hatte die andere erst für ein Gesicht, und wie sah ihre Kleidung aus! Ihr Gesicht war schwarz wie das einer Negerin, zwei lange Zähne schimmerten vor der schwarzen Höhle ihres offenen Mundes, ihr graues Haar fiel in dichten Strähnen vom Kopf herab; ihre dunkle, eingefallene Brust war vom Hals bis zum Gürtel entblößt und statt eines Rockes trug sie weite, bunte Hosen; beide Frauen hielten in den Händen ein Messer. „Hilfe! Die Geister der Finsternis!“

Dieser von allen gehörte ängstliche Ausruf wirkte wie ein elektrischer Schlag. Alle überkam heilloser Schrecken, und alle, die hier im Zimmer die Ent-

scheidung ihres schrecklichen Loses erwarteten, warfen sich rasselnd zu Boden. Selbst Plodomassow wandte sich erschrocken der Wand zu und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Die Bojarin Plodomassowa war die einzige, die keine Scheu zeigte; sie stürzte sich in die Arme der beiden Frauen, sank an die Brust der einen und benetzte sie mit ihren, nunmehr unaufhaltsam rinnenden Tränen. Plodomassow zog vorsichtig die Hand vom Gesicht, wandte sich zurück und erblickte eine seltsame Gruppe. Die beiden unbekannten Frauen hatten seine Gattin unter die Arme gefaßt und zogen sich mit ihr zur Tür zurück, wobei sie über ihre Brust die blitzenden Messer hielten. Dies war völlig unbegreiflich.

Plodomassow schloß abermals die Augen und sah infolgedessen nicht, wie die Messer eingesteckt wurden und die Personen, von denen diese eigentümliche Gruppe gebildet ward, einander umarmten und leise flüsterten.

Es ist wohl nicht nötig, dem Leser eine Erklärung von dem Erscheinen der geheimnisvollen Besucherinnen zu geben, die das Haus Plodomassows in solchen Schreck versetzten. Der Leser dürfte unschwer erraten haben, daß diese zu so rechter Zeit und mit so großer Wirkung ins Zimmer getretenen Frauen die Mutter der jungen Bojarin sowie ihre türkische Wärterin waren, die sich mit ihren klapprigen Mähren zur Verfolgung des geraubten Edelfräuleins aufgemacht hatten.

Sie waren mit der festen Absicht in Plodomassowo angelangt, durch Tür oder Fenster zu der Gefangenen

vorzudringen und sie durch den Tod von der Schande zu erlösen. Nach der Entschlossenheit zu urteilen, mit der sie eingetreten waren, hätten sie ihr Vorhaben gewiß ausgeführt, denn sie machten sich, ohne Rücksicht auf sich selbst zu nehmen, ans Werk. Und dies will viel heißen. Aber alles verlief so, daß sie keinerlei Beschwernisse auszustehen hatten. Dank der allgemeinen Verwirrung im Hause waren sie unbehindert eingetreten und durch die lange Reihe der leeren Gemächer geschritten, bis sie im Schlafzimmer der Bojarin als übernatürliche Geschöpfe auftauchten; dies geschah in dem gleichen Augenblick, wo der Gouverneur und Bajzurow, ohne Widerstand zu finden, die Tür des Plodomassowschen Hauses öffneten.

Die neuen Gäste gelangten gleichfalls nach einem Gang durch sämtliche Zimmer in das Schlafgemach des Edelfräuleins. Beim Anblick der Szene, die sich ihnen bot, waren sie aufs tiefste betroffen und erstaunt. Der Beamte, der sich auf einen hartnäckigen Widerstand seitens Plodomassows gefaßt gemacht hatte, war ratlos, als er sah, wie der freche, gewalttätige Bojar am ganzen Leibe zitterte und alle seine Spießgesellen der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt lagen. Der beleidigte Vater hatte erwartet, das Wehklagen und Stöhnen seiner Tochter zu vernehmen und war ebenfalls höchst erstaunt, als er gewahrte, wie ihr Köpfchen still an der warmen Brust ihrer Mutter ruhte.

Aber die späte Demut Plodomassows konnte ihn nicht entschuldigen. Gegen ihn stand das Zeugnis des

Dragoners, wonach der Bojar vor wenigen Stunden das Edelfräulein gezwungen hatte, die Ehe mit ihm einzugehen. Gegen ihn beeilten sich auch alle anderen Leute als Zeugen aufzutreten, sowohl diejenigen, deren Aussagen Gewicht und Bedeutung hatten, als auch diejenigen, deren Zeugnis ganz unmaßgeblich war. „Das Los, das Ihrer harrt, ist traurig, aber nicht zu ändern," sagte der Gouverneur zu Plodomassow, der vollkommen die Fassung verloren hatte.

Auf dem Korridor hörte man Ketten, die jemandem unvorsichtigerweise aus der Hand gefallen waren, klirrend aufschlagen. Plodomassow bedeckte sein Gesicht mit den Händen, schluchzte laut auf, fiel auf die Knie und bat nur um die eine Gnade, ihn von seiner Gattin Abschied nehmen zu lassen.

Er sah, daß ihn niemand bemitleidete, und daß ihn niemand liebte, und er setzte alle seine Hoffnung auf das junge Mädchen, gegen das er sich so grausam versündigt hatte, indem er sich über ihre Gefühle und ihre Freiheit höhnisch hinwegsetzte.

Er hatte das Gefühl, als ob sie die einzige sei, die ihm verzeihen würde; und er täuschte sich nicht. Ihr Name allein kam ihm in den Sinn, als ihn das Kettengeklirr hinter der Tür bitten und betteln ließ, ihm seine Freiheit noch einige Minuten zu gönnen, und Trost überkam den wilden Eber, weil er ein Weib hatte, ein reines Wesen, in dessen Namen er um Gnade für sich bitten konnte.

„Eine Frau? Sie haben keine Frau", antwortete der Gouverneur. „Sie haben wahrscheinlich vergessen,

mein Herr, daß Sie von dieser Jungfrau keine Gnade, sondern nur doppelten Zorn zu gewärtigen haben. Diese edle Jungfrau hier vereint natürlich ihre Stimme mit denen der Zeugen, die sich wider Sie erhoben haben, und dieses wird Ihre letzte Zusammenkunft mit ihr sein. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, zu bezeugen, daß Sie gezwungen worden sind, mit diesem Herrn die Ehe einzugehen, wie die anderen Zeugen aussagen."

„Es stimmt, ich bin mit ihm getraut worden," antwortete Marfa Andrjewna. Mehr sagte sie nicht.

Der Gouverneur bat sie weiterzusprechen.

Marfa Andrjewna warf einen Blick voll bitter schmerzlichem Bedauern auf den demütigen Plodomassow und antwortete: „Jawohl, es stimmt, ich bin mit ihm getraut worden, ich bin jedoch nicht dazu gezwungen worden."

„Wieso nicht?" rief der Gouverneur erstaunt.

„Wie, meine Herzenstochter! Es kann doch nicht mit deiner Einwilligung geschehen sein?" rief Bajzurow und schlug die Hände zusammen.

Alle Anwesenden waren ratlos und tief betroffen; nur Frau Bajzurow vermochte den geheimen Grund zu erraten, der das Herz ihrer Tochter bewegte. Sie drückte ihr die Hand und flüsterte: „Du hast recht, liebe Tochter, geschehen ist geschehen!"

„Um meinetwillen soll niemandem Böses widerfahren!" flüsterte die Tochter der Mutter ins Ohr, während sie ihr Gesicht an der Schulter der Mutter barg.

„Geben Sie uns doch bitte Auskunft, gnädige Frau wie alles in dieser unbegreiflichen Geschichte vor sich ging. Uns liegen durchaus entgegengesetzte Zeugnisse vor ... Sie sprechen noch in der Angst ... Fassen Sie Mut.“

Marfa Andrjewna richtete den Kopf von der Schulter ihrer Mutter in die Höhe und antwortete: „Was Sie mit ihm zu tun haben, geht mich nichts an; was mich jedoch betrifft, so behaupte ich, daß er mein gesetzmäßiger Gatte ist und ich nichts gegen ihn auszusagen weiß.“ Die Verwunderung des Gouverneurs wurde so groß, daß er die Arme ausbreitete und in aller Gegenwart bekannte, daß er nichts mehr verstehe.

Die alte Bajzurowa befreite ihn aus seiner Verlegenheit, indem sie ein wenig vortrat und sagte: „Sie dürfen sich über die Seele eines jungen Mädchens nicht allzusehr wundern, Exzellenz. Wenn eine Jungfrau vom Ofen fällt, so hat sie vierzig verschiedene Gedanken gedacht, ehe sie den Boden erreicht; dabei ist nichts Wunderbares. Meine Tochter war am Abend eine Jungfrau, um Mitternacht ein junges Weib und in der Morgendämmerung eine Hausherrin, und als solcher ziemt es sich ihr nicht, wider ihren Mann zu zeugen.“ Die Alte schob ihre Tochter langsam vor und fügte hinzu: „Das Amt einer Hausherrin ist es, die werten Gäste nunmehr zu Tisch zu führen und zu bewirten.“

Marfa Andrjewna verneigte sich vor dem Gouverneur und sagte: „Ich bitte Sie, unsern Imbiß nicht verschmähen zu wollen.“

Der Gouverneur wurde noch ratloser und kniff vor Verlegenheit die Augen zusammen.

„Euer Exzellenz", sagte ihm die Bajzurowa ins Ohr, „Hochzeit ist Hochzeit! Die Sache ist vom Popen besungen und die Gattin unlösbar mit ihrem Manne verbunden. Es ist nicht unser, sondern Gottes Wille, daß wir sie jetzt als uneingeschränkte Herrin und nicht als eine wider ihren Willen Entführte hier erblicken. Die Sklaven dieses Hauses sind keine Zeugen, und eine Edelfrau sagt nicht über ihren Gemahl aus. Sie hat die Angelegenheit selbst entschieden und wartet nunmehr, Euer Exzellenz, daß Sie sie zu Tisch führen."

Der Gouverneur verneigte sich höflich, reichte Marfa Andrjewna seinen Arm und führte sie hinunter in die Prunkzimmer.

Das Gemach, in dem sich all dies abspielte, leerte sich allmählich; schließlich befand sich nur Plodomassow noch darin. Er begriff dumpf, daß das Unheil, das ihm eben noch gedroht hatte, vorübergezogen war; er begriff, daß all dies seine jungfräuliche Frau bewirkt hatte, allein er fühlte und erkannte auch, daß mit dem Unheil auch für immer seine Macht von ihm genommen war. Die Entführte hatte ihren Häscher besiegt, und er fühlte, daß alles, was bisher von ihm beherrscht war, nunmehr von ihrem festen, edlen Geist erfüllt werden würde.

Indem er empfand, daß nicht er, sondern sie von heute ab die Gebieterin von Plodomassowo sein würde, ward der Aufruhr seiner wilden Leidenschaften gezähmt.

Ja, seine Macht war ihm für immerdar entzogen.

Da stand er nun, von allen vergessen und verstoßen, allein hier oben, und hörte von weither aus den Paradezimmern das Stimmengewirr der Gäste zu sich dringen. All das Gesindel, das noch vor kurzem seine Knechtsnasen vor ihm erhoben hatte, war nun wieder geduckt und fügte sich in sklavischem Gehorsam der neuen Macht, die in seinem Hause regierte, und er selbst, Plodomassow, er, der Großmogul, Sultan und unumschränkte Gebieter war dieser Macht verlustig gegangen und ... freute sich noch darüber; er bekreuzte sich leise und flüsterte: „Dank sei Dir, Herrgott, daß Du alles so gefügt hast!“

Plodomassow war betroffen wie ein schüchternes Kind und war sich nur über das eine nicht klar, wie er aus dem Zimmer kommen, wohin er sich wenden und wie er sich in der veränderten Lage benehmen sollte. Doch die neuen Gebieter seines Hauses hatten ihre Augen überall und sahen alles.

Die alte Bajzurowa geleitete den Gouverneur und den Dragoner in das Ehrengemach und gab ihrem Manne Auftrag, sie zu unterhalten. Sie selbst begab sich zu Plodomassow zurück, ergriff seine Hand und sagte: „Nun, was ist? Verstehst du nunmehr, du listiger Dieb, welches Ungemach du dir mit deinem Diebstahl auf den Hals geladen hast?“

„Mütterchen, Schwiegermütterchen, ich werde verrückt vor Dankbarkeit“, antwortete Plodomassow und fiel ihr zu Füßen.

„Nicht um deinetwillen ist dies alles geschehen, sondern auch um ihretwillen. Wir sind keine Leute,

denen etwas an Gericht und Prozessen liegt; du aber schäme dich, daß du im Waffenschmuck unmännlich vor den Füßen eines Weibes liegst ... Steh auf! Steh auf!" fügte sie etwas zärtlicher gestimmt hinzu. „Die Frau ist entführt und in deine Hand gegeben, ein Zurück ist nicht mehr möglich. Aber sei eingedenk, daß du nicht zu ihr paßt, und daß ein alter Mann einer jungen Frau lästig wird, wenn er in sie verliebt ist." „Herrin, Schwiegermutter, höre auf, dich zu beunruhigen! Sie soll hier schalten und walten können, wie es ihr beliebt."

„Nimm dich in acht, Schwiegersohn, daß deine Diener niemals in den Augen meiner Tochter Tränen schimmern sehen. So, und nun wollen wir uns unserer verwandtschaftlichen Einstimmigkeit versichern und zu den Gästen gehen. Ehre, wem Ehre gebührt."

Die Bajzurowa wechselte Küsse mit Plodomassow, ergriff seinen Arm und begab sich mit ihm in das Gastzimmer, wo Plodomassow von seiner jungen Frau und den ungeladenen Gästen erwartet wurde. Es blieb Nikita Jurjitsch Plodomassow nichts weiter übrig, als mit all seinen Gästen den Hochzeitsschmaus zu halten und danach jeden einzelnen mit reichen Geschenken wieder heimzuschicken.

Zweiter Teil

Die Bojarin Marfa Andrjewna

I

Nach der Hochzeit Marfa Andrjewnas waren fünfzehn Jahre vergangen, in deren Verlauf der alte

Bajzurow still und leise von seinen Lieben geschieden war. Am Ende des fünfzehnten Ehejahres gebar Marfa Andjrewna ihrem Manne einen Sohn, den man Alexej nannte. Sowohl der gebändigte Bojar Nikita wie die alte Bajzurowa konnten ihre Freude über den Enkel nicht lange genießen, da sie beide bald darauf in dem gleichen Jahre in die Ewigkeit übersiedelten.

Nachdem Marfa Andrjewna Vater, Mutter und Gatten verloren hatte, blieb sie als junge dreißigjährige Witwe von betörender Schönheit mit einem großen Vermögen, das dreitausend Seelen umfaßte, und ihrem Söhnchen allein auf der Welt zurück.

Wie mußte diese junge Witwe aufatmen, die vor fünfzehn Jahren gewaltsam einem ungeliebten, alten Manne angetraut worden war, der ihr späterhin oft genug lästig fiel.

Die Vergangenheit ließ keine begründeten Schlüsse zur Voraussage zu, wie sie ihr ferneres Leben gestalten würde. Marfa Andrjewna gehörte zu jenen Frauen, die das Ideal des weisen Sokrates bildeten: sie lebte so, daß man nichts über sie zu erzählen fand.

Seit Marfa Andrjewna die Ehe mit dem Bojaren Nikita eingegangen war, stand sie bis zu seinem Tode dem Hauswesen vor und war die unumschränkte Herrin des ganzen Besitztums und ihres alten Mannes; allein nie gebrauchte sie ihre Macht, um jemandem etwas Böses zuzufügen, und jeder ließ sich ihr Schalten gerne gefallen. Sie brauchte sich die Macht nicht zu erobern, sondern man trug sie ihr freiwillig an, die Macht ging auf sie als die ‚tatsächliche Inhaberin‘ über.

Ihr Gatte verließ seit seiner Verheiratung das Herrenhaus nicht mehr. Er kleidete sich in einen groben Kittel, gürtete sich mit einem Riemen, betete viel und weinte reumütig. Sein Weib war ihm ein Trost, denn in ihrer Gegenwart peinigte ihn die Angst vor dem Tode und alledem, was die Menschen nach dem Tode erwartet, weniger. Marfa Andrjewna schützte ihn vor den dräuenden Vorstellungen, genau wie sie ihn vor dem Wüten der Naturgewalten in Schutz nahm. Sooft ein Gewitter heraufzog, legte der alte Bojar seinen grauhaarigen Kopf in den Schoß seines jungen Weibes und stöhnte: „Beschütze mich, beschütze mich, Gerechte! In deiner Gegenwart sendet Gott seinen Blitz nicht auf mich herab!“

Für sein Gesinde und alle seine Bekannten war Plodomassow gleichsam wie ausgelöscht; er existierte nicht mehr für sie. Fünfzehn Jahre hindurch vergaß er nicht eine Minute, daß ihm seine Frau das Leben gerettet hatte, und er bewies ihrem edlen Charakter immerdar eine fast ehrfürchtige Achtung und Verehrung. Er setzte ihr wie ihrer Mutter, die nächst seiner Frau sein bester Freund und Berater war, nicht ein einzigesmal irgendeinen Widerstand entgegen.

Im fünfzehnten Jahre ihrer Ehe machte Marfa Andrjewna das Glück ihres Mannes vollkommen, ein Glück, nach dem er sich insgeheim verzehrt hatte, um das er jedoch nicht einmal im Gebet laut zu bitten wagte; Marfa Andrjewna hielt das Geschlecht der Plodomassows, dessen letzter Sproß Nikita Jurjitsch war, aufrecht, sie schenkte ihrem Gatten einen Sohn.

Damit war das Maß des Glücks Nikita Plodomassows voll. Als der ruhig gewordene Händelsucher als stiller Christ ins ewige Leben hinüberging, segnete er noch einmal Marfa Andrjewna für den Kuß, mit dem sie seinen letzten Seufzer empfangen hatte.

Was mochte nun geschehen? Sollte die junge Bojarin bekümmerten Herzens singen: ‚Traurig ist es, Mütterlein, im schönen Lenz allein zu sein!' und abwarten, ob nun alle die jungen Fürsten und Bojaren, die von ihrer Witwenschaft Kunde erhielten, zu ihr kommen würden, damit sie ihr weißes Antlitz an die Brust irgendeines Jünglings lehnen könne — — oder blieb sie wie Penelope bei ihrer Spindel und machte sich über die Versuchungen der Freier lustig?

Nein; es ist uns auch diesmal nicht beschieden, das Herz der jungen Bojarin schwach werden zu sehen. Abermals waren fünfzehn Jahre ins Land gegangen, doch über die Witwe Marfa Andrjewna verbreiteten sich keine Gerüchte, und ihr Ruf war makellos. Sie lebte mit ihrem Sohne als eine Witwe, deren Reinheit lauter und klar wie Kristall war.

Man warf ihr vor, daß sie früher altere, weil sie immer daheim bleibe; sie hörte jedoch die Vorwürfe gelassen an und antwortete, daß es einer Mutter, die einen Sohn habe, keine Mühe machen könne, daheim zu sitzen.

Selbst die engere Dienerschaft der Plodomassowa sah ihre Bojarin in all den Jahren ihrer Witwenschaft nur einmal in großem Staat; dies war drei Jahre nach der Geburt Alexej Nikititschs, als die Bojarin nach

altem Brauch vor dem ganzen Gesinde ihren kleinen Sohn auf einen Schimmel setzte und Gott gelobte, daß sie ihn zu einem ehrenwerten Diener des Glaubens und Rußlands erziehen wolle.

Die folgenden fünfzehn Jahre verbrachte die Bojarin Plodomassowa abermals in stiller Zurückgezogenheit. Sie erzog in dieser Zeit ihren Sohn. Als er das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, schickte sie ihn mit Gottes Segen und begleitet von ihren mütterlichen Gebeten nach Petersburg, wo er in den Dienst der Kaiserin treten sollte, deren ruhmvolle, erhabene Taten die Plodomassowa in ihrem entlegenen Dorf begeisterten und entzückten.

Obwohl man der Bojarin vieles Schlechte von den freien Sitten am Hofe erzählte, hoffte sie, in das Herz ihres Sohnes einen zu guten Samen gelegt zu haben, als daß er zum Bösen gedeihen könnte. ‚Halte dich rein!‘ ermahnte sie ihren Sohn und hoffte bestimmt, daß er seine Reinheit ebenso wahren würde, wie sie es getan hatte. ‚All dieses, was dich lockt‘, schrieb sie bisweilen ihrem Sohn in die Residenz, ‚hat Gott den Menschen gegeben, damit sie sich vermehren; Väter, aber keine Wollüstlinge sollen die Menschen sein! Sei eingedenk, daß das Kind einer sündigen Verbindung stets von unvernünftigen Menschen schuldlos mißachtet wird und viel Schande ertragen muß. Hüte dich deshalb vor solchem Tun.‘

Zu der Zeit, da die Bojarin allein in ihrem Plodomassowo zurückgeblieben war, hatte sie schon die Fünfundvierzig überschritten; ihre Schönheit verblühte in

der stillen Verbannung und ihr reines, untadeliges Leben befestigte ihren Ruf als ‚lautere Witwe'.

2

Nach weiteren fünf Jahren hatte die Bojarin das fünfte Jahrzehnt erreicht, und sie bedeckte ihr Haupt mit dem Kopftuch der alten Frauen.

Für Plodomassowo brach eine neue Zeit an.

Nie hatte jemals einer zuvor die von Natur ernste und bedächtige Bojarin so fröhlich, glücklich und zu Scherzen geneigt gesehen wie jetzt. Sie lachte mit den Dienern und stimmte in den Gesang der Mägde ein, von denen die fast in Vergessenheit geratenen großen Zimmer des sogenannten ‚Männerflügels' in Ordnung gebracht wurden.

Und wie sollte die Bojarin auch nicht scherzen und fröhlich sein, wenn sie nach fünfjähriger Trennung von ihrem Sohn Alexej Nikititsch bei sich erwartet und sich in Gedanken vorstellt, welchen Eindruck er als schmucker Offizier in der eleganten, reichbestickten Gardeuniform, in Lackstiefeln und Perücke machen wird; wie er, der glänzende junge Offizier der glänzenden Garde von dem prunkvollen Hof der Kaiserin zu seiner alten Mutter kommen und sehen wird, daß man bei ihr weder ein dürftiges und tadelnswertes Leben führt, noch Empfänge veranstaltet. ‚Während dort ...'

Marfa Andrjewna dachte oft daran, daß sich ihr Sohn verheiraten müsse, und stellte sich seine Braut als ein blondes Mädchen mit sanften Augen, wiegendem Gang und reinem Gemüt vor. ‚Wir werden zusammen

leben, es wird eitel Glück und Wonne herrschen, und gesunde Enkel, rotwangige Enkelinnen werden sich einstellen!'

Die Vorbereitungen waren beendet. Das prächtige Zimmer sah so hell und freundlich wie ein Hochzeitsgemach aus. Nahm doch der Herzensprinz der Bojarin Plodomassowa in ihnen Aufenthalt!

Die Mutter wurde nicht enttäuscht. Alexej Nikititsch war in der Tat ein schmucker junger Mann und dazu noch ein gehorsamer Sohn.

Eine halbe Werst vor dem Hause seiner Mutter ging er an einen Bach, wusch sich und zog sich seine Paradeuniform an, um Marfa Andrjewna so entgegenzutreten, wie sie ihn zu sehen wünschte. Sie hatte ihm nämlich geschrieben, daß ‚er in guter Gesundheit und in großer Uniform vor ihr erscheinen' solle. Die Perücke mit dem über die Schultern herabhängenden Zopf auf dem Haupt und mit der schmucken Gardeuniform angetan, näherte er sich der Freitreppe seines Elternhauses. Die Bojarin empfing ihren Sohn auf der obersten Stufe mit dem Heiligenbild sowie mit Brot und Salz. In ihren Augen standen Tränen; es gelüstete sie, sich dem Sohn geschwind entgegenzustürzen und ihn an ihre Brust zu drücken, aber sie erlaubte sich nicht, dieser Regung nachzugeben und gab mit ihrer Haltung auch Alexej Nikititsch zu verstehen, wie er sich zu benehmen habe.

Der junge Plodomassow machte eine tiefe Verbeugung vor seiner Mutter, neigte sich über das Heiligenbild und sank in die Knie, während die Mutter dreimal seine Stirn mit dem Brot berührte.

So begann der Urlaubsaufenthalt Plodomassows, der sich über ein Jahr erstrecken sollte.

Marfa Andrjewna hatte, wie wir gesehen haben, die Absicht, ihren Sohn zu verheiraten. Sowie der teure Gast etwas heimisch geworden war, begann sie ihn vorsichtig auszufragen, welche Ansichten und Pläne er in bezug auf die Ehe habe. Es stellte sich heraus, daß es Alexej Nikititsch durchaus nicht nach einer baldigen Heirat lockte. ‚Warum willst du denn so lange als Junggeselle herumlaufen, lieber Freund?‘ fragte die Bojarin.

„Ich fühle bis jetzt noch keine Neigung zum Heiraten, Mütterchen“, antwortete der Sohn.

„Du bist doch kein Knabe mehr; es wäre an der Zeit, daß du den Drang zum Heiraten verspürtest.“

„Was heute ein richtiger Kavalier ist, Mütterchen, der heiratet noch nicht in meinem Alter.“

„Weshalb denn? Ist es denn besser, als älterer Mann zu heiraten? Meiner Meinung nach ist es das Beste, in jungen Jahren die Ehe einzugehen und sich nach wohlüberlegter Wahl ein Weib zu nehmen, das man zugleich auch liebt. So ist es von Gott bestimmt; ja, und die Liebe ist auch nur süß, wenn man sich ihr zur rechten Zeit ergibt. Was kann es denn für Freude machen, mit einem alten Körper ein junges Blut zu belästigen? Ein schlimmeres Los als dies gibt es im Leben nicht.“

Der Sohn schwieg, von den schlichten und geraden Worten seiner Mutter verwirrt.

In Marfa Andrjewna erwachte plötzlich Eifersucht und Argwohn.

‚Hatte ihr Sohn etwa gar eine heimliche Geliebte in Petersburg?'

Vorsichtig und diplomatisch, bald in Andeutungen, bald direkt auf ihr Ziel lossteuernd, fragte sie ihn, bei wem er in Petersburg verkehre und welche Leute er kenne, schließlich stellte sie ihm gerade heraus die Frage: „Und mit wem lebst du?"

Plodomassow begriff, daß die Frage seiner Mutter nicht im direkten Sinne zu verstehen war; ihre Taktlosigkeit berührte sein in der Schule des Hofes geschärftes Empfinden wie sein Schamgefühl gleich unangenehm.

„Ich bin in dieser Hinsicht noch unschuldig, Mütterchen," versetzte Plodomassow und schlug die Augen nieder.

„Das lobe ich mir," antwortete die Mutter, „halte es auch weiter so, damit du einer reinen Braut würdig wirst."

Der verwirrte Sohn drückte einen innigen Kuß auf die Hand seiner Mutter.

Marfa Andrjewna, die über die hauptstädtischen Sitten zur Zeit Katharinas recht wohl Bescheid wußte, beschäftigte sich nichtsdestotrotz auch weiterhin mit der Frage nach der Reinheit ihres Sohnes. Die schüchterne, keusche Antwort des Gardeoffiziers hatte Marfa Andrjewna außerordentlich gefallen. Sie wollte sich jedoch noch genauer vergewissern, ob das Herz ihres so sorgsam aufgezogenen Kindes wirklich so fleckenlos rein war, wie ihr versichert wurde. Sie beauftragte daher ihren Popen, den Vater Alexej, dieses näher zu er-

kunden, und Alexej Nikititsch ward bald nach seiner Heimkehr befohlen, das Abendmahl zu nehmen und zu beichten.

Nach der Beichte befreite der Vater Alexej, ein hagerer, langer Greis, der trotz seiner Enthaltsamkeit im Trinken eine rote Nase hatte, Marfa Andrjewna von ihrem letzten Zweifel; er kam zu ihr und sagte ehrerbietig: „Keusch und unberührt!"

„Das ist in unseren Zeiten eine Seltenheit!" rief Marfa Andrjewna.

„Eine große Seltenheit, Herrin."

„O Gott, wie glücklich bin ich!" rief Marfa Andrjewna; und sie war in der Tat ungewöhnlich glücklich und zufrieden.

Der Sohn hatte wirklich der Erziehung, die seine Mutter auf ihn gewandt hatte, volle Ehre gemacht. Die glückliche Mutter, die den wahren Zustand seiner Seele nicht spürte, verdoppelte noch ihre Zärtlichkeit zu ihm.

‚Ist er in dem Pfuhl der Hauptstadt rein geblieben, so wird er sich hier bei mir erst recht nicht beflecken', dachte sie.

Und sie ließ ihren Sohn keinen Schritt von sich, hätschelte und pflegte ihn zärtlich, überschüttete ihn mit ihrer Liebe und seine Gegenwart machte sie froh und glücklich.

Still und friedlich floß das Leben im Dorfe Plodomassowo dahin. Die Mutter war beglückt, ihren Sohn bei sich zu sehen, und die Tage kamen ihr wie kurze Augenblicke vor. Es kam ihr nicht in den Sinn, sich

danach zu erkundigen, ob es ihrem Sohne in der Einsamkeit des Dorfes nicht zu langweilig würde; denn die Freude, daß er mit ihr unter einem Dache weilte, ließ sie an nichts anderes denken.

Der ganze Urlaub schien ungestört und prachtvoll zu verlaufen. Doch das stille Familienglück ward jäh gestört. Das hübsche Zimmermädchen Marfa Andrjewnas, die erste Zofe der Herrin, begann plötzlich sich zu grämen und gedankenvoll in die Ferne zu schauen. Und eines Abends, als sie ihre Herrin entkleidete, warf sie sich ihr zu Füßen und begann zu schluchzen.

Marfa Andrjewna wußte, was ein solches Benehmen in ihrem Kloster zu bedeuten hatte. Die Augenbrauen Marfa Andrjewnas zogen sich streng zusammen, und um ihre Lippen spielte ein Ausdruck von Zorn und Verachtung. Die Schuldige richtete sich nicht auf; die zornige Bojarin blieb vor ihr stehen, ohne ihren Fuß von dem Mädchen zurückzuziehen, das ihn mit brennenden Tränen benetzte. „Wie konntest du es wagen, dich so wenig in acht zu nehmen, obwohl du meine persönliche Bediente bist?“

„Nicht heute erst habe ich diese Sünde auf mich geladen, Mütterchen!“

„Nicht heute erst?“

„Mütterchen ... es ist schon lange her ... vor fünf Monaten“ und das Mädchen preßte abermals ihr glühendes Gesicht an den Fuß der Bojarin. „Sprich! Wer war es? Wer hat dich in diese Schande gebracht!“

Das Mädchen schwieg.

Dreimal wiederholte die Bojarin ihre Frage und immer wieder antwortete ihr das Mädchen mit erneutem Schluchzen. „Sprich! Wer ist es gewesen. Ich verzeihe dir, wenn du es sagst", rief Marfa Andrejewna.

Das Mädchen küßte ihrer Herrin die Füße und dann die Hände. „Sage mir, wer dich verführt hat. Ist es ein Bursche oder ein Verheirateter?"

Die Schuldige schwieg. „Rede doch! Ist er nicht verheiratet, so wird Gott eure Sünde verzeihen, und er soll dich morgen in aller Gegenwart von mir zur Frau begehren. Was verdrehst du die Augen? Höre doch, laß das Weinen, sage ich dir. Ich mag nicht, wenn jemand so entsetzte Augen macht. Geh jetzt, und daß er morgen bei mir um dich bittet! sonst lasse ich ihm den Kopf rasieren."

Das Mädchen schlug sich verzweifelt gegen die Brust und rief: „Das ist unmöglich!"

„Was faselst du? Ich will nichts mehr wissen und erwarte, daß alles ausgeführt wird, wie ich es befohlen habe."

„Herrgott, Herrgott! Lehre mich das Wort aussprechen und meine Sünden bekennen."

‚Ein Unverheirateter ist es ... aus Liebe hat sie sich ihm hingegeben ... heiraten ist unmöglich!' huschte es Marfa Andrjewna durch den Kopf, und ungeduldig das Mädchen von sich stoßend, rief sie: „Sage mir augenblicklich seinen Namen. Ich will wissen, wer es ist!"

„Niemand! ..."

„Wieso niemand? Es ist dir wohl im Bade angeflogen, he?“

Das Mädchen lag auf den Knien, hatte den Kopf tief gesenkt und schwieg.

Marfa Andrjewna setzte sich in einen Sessel, sprang wieder auf, zog sich ihre mit Gold bestickten Pantoffeln über die Füße, trat an das Mädchen heran, griff unter ihr Kinn, richtete ihr Gesicht in die Höhe und sprach, indem sie ihr fest in die Augen blickte: „Und wenn es auch mein eigener Sohn wäre, ich will es sofort wissen; wage nicht, mir noch einen Augenblick Widerstand zu leisten.“

Und sich windend unter dem durchdringenden Blick ihrer reinen Herrin flüsterte das Mädchen mit Zittern und Zagen: „Er ist's!“

Diese Überraschung hatte Marfa Andrjewna nicht erwartet... Der Pfuhl war glücklich durchschwommen, doch im klaren Wasser war der Fisch ins Netz gegangen!

3

Marfa Andrjewna fühlte sich durch das Vergehen ihres Sohnes aufs tiefste beleidigt, eine Unzahl der widersprechendsten Gefühle tummelte sich in ihr.

Der verstorbene Nikita Jurjitsch stand plötzlich in seiner ganzen Größe vor ihr, nicht jener Nikita Jurjitsch, der seine letzten Jahre an ihrer Seite verbracht hatte, sondern der Räuberbojar, der ihr vorzeiten die Unschuld raubte und dem vor der Bekanntschaft mit ihr nichts auf der Welt heilig war. ‚So war er, und nun tritt der Sohn in die Fußtapfen seines Vaters!‘

kam es der Bojarin in den Sinn, ‚die Ehre einer Jungfrau gilt ihm nichts, und das Haus der Mutter ist ihm keine unantastbare Stätte; wie ein ungezähmter Esel stürzt er sich auf alles, was ... nein, dies darf ich ihm nicht hingehen lassen, wenn anders ich will, daß das Böse nicht Wurzel in ihm faßt! Nein, dies wäre der Anfang vom schlechten Ende!‘

„Geh jetzt!“ befahl sie der Zofe und wies ihr die Tür. Dann ließ sie sich in den Sessel neben dem Bett fallen und begann zu weinen.

Nachdem Marfa Andrjewna allein geblieben war, überlegte sie, was sie tun und wie sie sich verhalten sollte. Ohne zu einem Entschluß zu kommen, legte sie sich schlafen; allein sie fand keine Ruhe. Auch am folgenden und am dritten Tag war sich Marfa Andrjewna noch nicht klar, was sie für Maßnahmen ergreifen sollte. Alle diese drei Tage ging sie nicht aus ihrem Zimmer und ließ auch ihren Sohn nicht zu sich.

Etwas derartiges hatte noch niemand im ganzen Hause an Marfa Andrjewna kennen gelernt und keiner wußte, was ihre hartnäckige Klausur für Gründe haben könnte.

Man schickte ihre vertrautesten Diener an ihre Tür, es kamen sowohl der junge Herr wie auch der Pope Alexej, um Marfa Andrjewna zum Sprechen zu bewegen; doch sie erwiderte keine Silbe und gab nur durch ärgerliche, energische Stöße gegen die Tür zu verstehen, daß sie wünsche, in Ruhe gelassen zu werden.

Am vierten Tage verließ Marfa Andrjewna von

allein ihre Klause. Die Diener sahen, wie die Bojarin in aller Herrgottsfrühe aufstand, ihren dunklen Mantel anzog, ein seidenes Kopftuch um den Kopf band und in den Garten ging. Dort blieb sie ungefähr eine Stunde ganz allein. Als sie zurückkam, schloß sie die Tür hinter sich zu und steckte den Schlüssel in die Tasche ihres Mantels. Zum Mittagessen ward an diesem Tage auch Vater Alexej zugezogen.

Obwohl Marfa Andrjewna bei Tisch zugegen war, aß sie nicht und sprach mit ihrem Sohn kein Wort.

Nach dem Mittagessen, als sich jeder vom Gesinde, sofern er nur ein bequemes Plätzchen und eine freie Minute fand, in den Winkeln und Ecken des weitläufigen Hauses zu einem Schläfchen verkroch, stand Marfa Andrjewna auf und sagte zum Vater Alexej: „Folge mir in den Garten, Vater!"

„Du kommst auch mit!" fügte sie hinzu, sich im Gehen zu ihrem Sohn wendend.

Marfa Andrjewna schlug den Weg zum Garten ein, der Priester und ihr Sohn folgten ihr.

Die Plodomassowa schritt durch den Hof, öffnete die Gartentür und schloß sie wieder hinter sich zu, nachdem alle im Garten waren.

Langsam schritt die Bojarin auf das leere Badehaus zu. Auf dem ganzen Weg sprach Marfa Andrjewna weder mit ihrem Sohne noch mit dem Priester ein einziges Wort. Nachdem sie das Ziel ihrer etwas geheimnisvollen Wanderung erreicht hatte, setzte sie sich auf eine Bank, die unter einem der Fenster des Badehauses stand. Der Vater Alexej ließ sich neben der Bo-

jarin nieder, an ihrer anderen Seite wollte der Gardeleutnant Platz nehmen.

„Du Ferkel kannst ruhig vor deiner Mutter stehen bleiben!“ rief Marfa Andrjewna plötzlich und stieß ihren Sohn zurück.

„Dort bleibst du stehen!“ herrschte sie noch einmal den jungen Mann an, der wie vor den Kopf geschlagen war. Sodann wandte sie sich ganz unvermittelt mit der Frage an ihn: „Wer hat dir diese Achselstücke verliehen?“

„Ihre Majestät die Kaiserin“, antwortete Plodomassow.

„Nimm sie ab und lege sie hierher in den Schoß deiner Mutter.“

Der bestürzte Gardeleutnant führte ohne Murren den Befehl seiner Mutter aus. „So, nunmehr hat Ihre Majestät die Kaiserin nichts mehr mit dir zu tun ... Was du von ihr verliehen bekommen hast, wage ich nicht einer Beschimpfung auszusetzen, was jedoch unter der kaiserlichen Uniform steckt, ist mein Kind, und das gehört mir.“

Mit diesen Worten ergriff sie die Hand ihres Sohnes, übergab ihn dem Vater Alexej und sprach: „Ich liefere dir hiermit einen ungehorsamen Sohn aus, Vater Alexej, der mich beleidigt hat und sein Vergehen selbst nicht kennt. Geh mit ihm dort hinein.“

Sie zeigte über die Schulter auf das Badehaus. „Dort hinein“, wiederholte sie nach einer Minute, „und dort, ... züchtige ihn!“

„Seien Sie nachsichtig, Marfa Andrjewna!“ verwandte sich der Priester für Alexej Nikititsch.

„Ich mag nicht leiden, Pope, wenn sich jemand in meine Angelegenheiten mischt!“

„Wolle dir doch vor Augen halten, Ernährerin, daß er ein Diener der Kaiserin ist“, suchte sie der Priester zu überzeugen.

„Der Mutter schuldet er mehr Gehorsam als dem Kaiser, die Mutter ist von Gott.“

„Dazu ist er doch nicht auf Urlaub gekommen ... er soll sich doch hier erholen.“

„Höre auf zu faseln! Ich weiß ebensogut wie du, daß man keine Narren zum Altar zuläßt. Geh und tue, wie dir geheißen ist.“

Der Priester wußte sich keinen Ausweg mehr. „Aber ich habe doch keine Rute, womit ich die Bestrafung vornehmen kann.“

„Geh, wohin dir befohlen ist; dort wirst du alles finden.“

„Es bleibt mir nichts übrig, als ihren Willen zu erfüllen“, forderte der Vater Alexej den Leutnant auf.

Plodomassow verneigte sich schweigend vor seiner Mutter und folgte dem Vater Alexej ins Bad, ohne etwas einzuwenden.

Dort lag auf der oberen Badebank ein großes Bündel von Birkenreisern, die Marfa Andrjewna am Morgen eigenhändig abgeschnitten und mit einem seidenen Band fest zusammengeschlungen hatte, mit dem sie sich am Morgen wegen des nassen Weges die Röcke hochgebunden hatte. „Passen Sie auf, wie

wir die Sache machen," sagte der Vater Alexej leise, nachdem Alexej Nikititsch ins Badehaus gekommen war. „Sie stellen sich dort hinter jenen Pfeiler, Euer Gnaden, und jammern aus Leibeskräften, während ich mit den Ruten auf die Bretter schlagen werde."

„Nein, nicht notwendig, ich will die Mutter nicht betrügen", antwortete der Offizier.

„Schäme dich, Vater Alexej! Geh in dich und überlege dir, ob es gut ist, einem Sohn beizubringen, seine Mutter zu belügen!" vernahm man plötzlich hinter dem Fenster die Stimme Marfa Andrjewnas, die dieses ganze Gespräch mit angehört hatte. „Schlecht ist das, Pope, sehr schlecht!"

Vater Alexej wurde sehr verlegen und senkte den Kopf, blickte dann auf das Rutenbündel und sprach: „Erbarme dich meiner, Herrin, ich kann nicht ... meine Hände zittern ... mein großes Mitgefühl fesselt mir die Hände! Erlasse ihm die Bestrafung um seines Gehorsams willen!"

„So schlag denn mit Mitgefühl", antwortete die Stimme der unbeugsamen Marfa Andrjewna hinter dem Fenster. „Wer sich mit Untergebenen abgibt, muß auch hinsichtlich der Bestrafung auf eine Stufe mit ihnen gestellt werden."

„Machen wir uns ans Werk, wie es geheißen ist", sagte Vater Alexej seufzend, streifte den weiten Ärmel seines Priesterrockes hoch, begann, ohne weiter nach einem Ausweg zu suchen, den Leutnant Plodomassow zu züchtigen und schlug ihn solange, bis Marfa

Andrjewna mit ihrem Stock ans Fenster pochte und schrie: „Genug!“

„Bestraft!“ meldete der Priester, nachdem er wieder herausgekommen war.

Marfa Andrjewna erwiderte nichts. Sie war hochgradig erregt und zitterte am ganzen Leibe. Ihr Sohn tat ihr leid, und dies Gefühl war noch stärker geworden, nachdem er sich so unterwürfig geweigert hatte, sie bei der von ihr angesetzten Bestrafung zu betrügen. Sie schämte sich, schauderte zusammen, erstarb fast vor dem Schmerz, den ihr ihre Unnachgiebigkeit bereitete, aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

Der auf Marfa Andrjewnas Befehl gezüchtigte Sohn trat vor seine Mutter hin und verneigte sich tief vor ihr.

Marfa Andrjewna ward purpurrot. Der Anblick des Sünders und seiner Leiden erregte sie aufs tiefste. Sie versetzte ihm mit dem Stock einen Schlag über den Rücken und schleuderte dann den Stock weit von sich fort in die Wiese.

Alexej Nikititsch hob den von der Mutter weggeworfenen Stock auf, brachte ihn Marfa Andrjewna zurück und beugte sich abermals tief vor ihr.

Marfa Andrjewna versetzte ihm einen zweiten Schlag und schleuderte abermals den Stock von sich.

Der Sohn richtete sich von neuem auf, holte den Stock, reichte ihn der Mutter und legte sich ihr wiederum zu Füßen.

Marfa Andrjewna legte die Hand auf seinen Kopf

und sagte: „Steh auf!“ Alexej Nikititsch erhob sich und küßte seiner Mutter die Hand. Dann begaben sich alle drei von ihrem Spaziergang wieder ins Haus zurück.

Selbstverständlich blieb das, was hier geschah, tiefstes Geheimnis, von dem niemand wußte außer denen, die unmittelbar daran beteiligt gewesen waren.

4

Nachdem Marfa Andrjewna ihren Sohn in einer seinem Alter so wenig entsprechenden Weise bestraft hatte, war ihre seelische wie körperliche Kraft zu Ende. Während der Nacht, die diesen leiderfüllten Tag ablöste, schlief sie nicht eine Minute; unablässig schritt sie auf und ab, betete zu Gott und klagte ihr eigenes Herz und ihren Charakter vor Ihm an. Dann fiel sie nieder und dankte Gott, daß Er ihr solch guten und gehorsamen Sohn geschenkt habe. Um die dritte Stunde nach Mitternacht, während alles im tiefsten Schlafe lag, ging Marfa Andrjewna leise von ihrem Zimmer in das untere Stockwerk, schritt durch die lange Reihe der leeren, dunklen Zimmer, begab sich leiser als ein Dieb zu dem ‚Männerflügel‘, trat an die Tür des Schlafzimmers ihres Sohnes, lehnte sich mit der Stirn dagegen und weinte. Eine volle Stunde stand sie unbeweglich wie aus Stein gemeißelt an dem gleichen Fleck, verschluckte ihre Tränen, hielt ihr Schluchzen zurück und preßte ihr Ohr dicht an die Tür, um zu lauschen, wie der von ihr so schimpflich bestrafte Sohn im Schlafe atmete. Schließlich er-

leichterten die Tränen, die ihr im Halse brannten, das Herz. Sie schlug einige Male das Kreuz über der Tür ihres Sohnes und verneigte sich an der Schwelle; indem sie ihr Antlitz bis zur Erde beugte, flüsterte sie mit tränenerstickter Stimme: „Verzeih mir, mein Kind, um Christi willen!“ Darauf schritt sie von dannen. Während des Rückweges in ihr Schlafgemach weinte sie leise in ihr Brusttuch hinein.

Marfa Andrjewna überkam ein Gefühl hilfloser Verlassenheit; es überstieg ihre Kräfte, allein zu bleiben sie verspürte den Drang, zu ihrem Sohn zu gehen und ihm Hände und Füße zu küssen, die sie sich noch immer so klein und zart vorstellte wie damals, als Alexej Nikititsch noch in der Wiege lag. Sie hätte jeden Preis für die Wonne bezahlt, ihn umarmen zu können und ihm zu sagen, daß sie nicht so grausam sei, wie sie ihm vorkommen mußte, daß er ihr leid tue und daß sie ihn um Verzeihung bitte. Allein ein derartiges Benehmen war unvereinbar mit ihren Grundsätzen und ihren sittlichen Anschauungen.

Doch das Herz widersetzte sich den Grundsätzen. Es bat immer unruhiger und lauter, den Sohn mit zärtlichen Liebkosungen zu überströmen.

Wem anders als ihm hätte sie diese zärtlichen Gefühle, die wie ein Strom aus ihr herausbrachen, schenken können? Doch nein — es ging nicht an, ihm ihre Schwäche zu zeigen.

Marfa Andrjewna dachte nach; sie war noch nicht in ihr Schlafgemach zurückgelangt, als sie plötzlich vom Wege abbog und leise über die knarrenden Stufen

der Holztreppe in das oben gelegene Mädchenzimmer emporstieg. Leise, mit angehaltenem Atem und am ganzen Leibe zitternd suchte sie vorsichtig wie ein Liebhaber zwischen den hier schlafenden Mädchen die Geliebte ihres Sohnes heraus, weckte sie, flüsterte ihr zu, indem sie der Erschrockenen mit der Hand den Mund verschloß: „Komm mit!, packte sie am Ärmel ihrer Nachtjacke und zog das Mädchen hinter sich drein.“

Das erstemal in ihrem Leben schritt Marfa Andrjewna ängstlich durch ihr eigenes Haus, zum ersten Male fürchtete sie, zufällig von jemandem gesehen oder gehört zu werden.

Nachdem die Bojarin das Mädchen in ihr Schlafzimmer gebracht hatte, hieß sie ihm, sich auf das Bett zu setzen, und legte ihm beide Hände fest auf die Schultern.

Das Mädchen wollte sich losreißen und aufstehen. „Bleibe sitzen, bleibe sitzen!“ flüsterte ihm Marfa Andrjewna schnell und leidenschaftlich zu. Zugleich drehte sie das Gesicht des Mädchens der Lampe zu, fuhr der Verschüchterten streichelnd über die Haare, über das Gesicht und die jungen wie Atlas schimmernden Schultern, während sie zärtlich sagte: „Du Reizende! ... Seht doch, welch Liebreiz! ... Du Entzückende! ... Ach, wie leid du mir tust!“ entrang es sich plötzlich der Brust Marfa Andrjewnas. Dann zog sie das Mädchen immer näher an die Lampe heran, drehte es einige Male um sich selbst und ergötzte sich bei den verschiedenen Stufen der Beleuchtung an dem

Gesicht und der nackten Brust der Schönen. Plötzlich umschlang sie das Mädchen, preßte es an sich und flüsterte mit mütterlicher Leidenschaft: „Ich und du, wir beide werden gemeinsam das Kind in unsern Schutz nehmen!“

Bei diesen Worten zog Marfa Andrjewna das Mädchen noch fester in ihre Arme; die alabasternen Arme der Schönen legten sich wie ein seidenes Gespinst um den runzligen Hals der Bojarin; die beiden Frauen schluchzten laut und küßten einander. Es gab keinen Unterschied des Standes mehr zwischen ihnen. Die Liebe hatte alles ausgeglichen und geeint.

5

Das Mädchen, das an dem Kummer wie an dem Glück Marfa Andrjewnas schuld war, war so klug, niemandem eine Andeutung von der Veränderung zu machen, die sich mit ihm vollzogen hatte. Als Marfa Andrjewna dies bemerkte, wurde ihre Zuneigung zu der leibeigenen Geliebten ihres Sohnes noch größer.

„Du bist kein dummes Mädchen!“ sagte sie einmal, als ihr das Mädchen beim Ankleiden behilflich war. Immerhin hatte Marfa Andrjewna zufolge ihrer strengen Grundsätze seit jenem Abend dem Mädchen keinerlei Zärtlichkeit wieder zuteil werden lassen. So sollte es nach der Absicht Marfa Andrjewnas auch weiter bleiben, bis sie nicht der ganzen Angelegenheit eine neue Richtung gegeben hatte. Dies war jetzt so weit.

Ohne sich daran zu stoßen, daß die Urlaubszeit

ihres Sohnes noch lange nicht abgelaufen war, hatte Marfa Andrjewna den Entschluß gefaßt, Alexej Nikititsch unverzüglich wieder nach Petersburg zurückzuschicken.

„Ich sehe“, sagte sie, „daß es dir bei deiner Mutter zu langweilig ist und daß du dich auf dem Dorf nicht in der Gewalt hast. Bei uns muß man arbeiten, sonst gibt man den Leuten Grund zum Schwatzen. Begib dich also lieber wieder in die Hauptstadt zurück und diene deiner Kaiserin.“

Der Sohn fügte sich dieser Anordnung seiner Mutter ohne Widerspruch, wie er ihr überhaupt in allem unbedingten Gehorsam entgegenbrachte.

Der Tag der Abreise Alexej Nikititschs ward festgesetzt und rückte heran.

Während der Andacht, die anläßlich der Abreise Plodomassows im Saal abgehalten wurde, lag Marfa Andrjewna auf den Knieen. Sie kniff die Augen zusammen und wandte sich zur Seite, als ob sie der neben ihr knieenden Beschließerin einen Auftrag geben wollte. Doch sie wurde ihrer Bewegung Herr und weinte nicht. Als sie aber während des Frühstücks den Wagen mit Glöckchen- und Schellengeläut vor dem Hause vorfahren hörte, versetzte es ihr einen Stich. Sie sprang von ihrem Platz auf und griff sich an die Seite. „Was ist Ihnen denn, Mütterchen?“ fragte der Sohn.

„Ich bekomme wieder das Reißen“, antwortete sie und fügte sogleich, zum Vater Alexej gewandt, hinzu, „mir ist es so, als wenn ich mich wieder erkältet hätte,

genau wie damals, als wir beide die Drescharbeiten auf der Tenne beaufsichtigten."

„So was hat man bald, Marfa Andrjewna", antwortete Vater Alexej, während er ein Stück in Sahne gebratene Leber verzehrte. „Das fliegt einen ganz plötzlich an, Herrin. Ich ging kürzlich in der Nacht auf den Hof, um die Pferde anzubinden. O weh, der Wind war so stark, daß ich kaum die Tür hinter mir schließen konnte. Plötzlich kriegte ich einen solchen Schlag in die Hüfte, daß ich kaum wieder ins Haus zurückkriechen konnte; ich spüre es immer noch hier an dieser Seite."

Marfa Andrjewna unterband die Redseligkeit des Alten mit einem einzigen Blick. Darauf begann sie ihren Sohn zu segnen. Als er sich tief vor ihr verneigte, beugte sie sich selbst über ihn, um ihn aufzuheben und flüsterte ihm dabei zu: „Diene dort, wie es sich gehört, ich werde hier dein Fleisch und Blut nicht vergessen."

Dann begab sich Alexei Nikititsch wieder in die Hauptstadt zu seinem glänzenden Garderegiment zurück, während Marfa Andrjewna einsam und verlassen wie zuvor in ihrem Plodomassowo verblieb.

Das erste, was Marfa Andrjewna nach der Abreise ihres Sohnes tat, war, die von ihm zurückgelassene Geliebte zärtlich zu trösten. Solange ihr Sohn im Hause weilte, wollte sie sich nicht zur Fürsprecherin seines Fehltritts machen; kaum war er jedoch abgereist als sie sogleich das Mädchen zu sich ins Zwischengeschoß nahm, ihr einen Fensterplatz anwies und Spitzen häckeln ließ, wobei sie ihr streng untersagte,

irgendwelche schweren Arbeiten zu verrichten oder sich zu überanstrengen.

Niemand von dem Hausgesinde wußte sich zu erklären, weshalb sich die Bojarin dem schuldigen Mädchen so gnädig erwies. Doch kam vielen der Gedanke, die Umstände auszunützen, sich der Bojarin gefällig zu erweisen und dadurch sein eigenes Glück zu machen. Der Lieblingskoch Marfa Andrjewnas war der erste, der die Probe aufs Exempel machte. Als er eines Abends zur Entgegennahme des Speisezettels für den nächsten Tag bei der Bojarin weilte, wagte er es, die Plodomassowa zu bitten, ihm dies Mädchen zur Frau zu geben.

Er glaubte, sich dadurch eine gute Mitgift und die Gewogenheit der Bojarin zu erwerben.

Marfa Andrjewna nannte ihn einen Narren und entließ ihn.

Nach ihm versuchte ein zweiter kühner Mann, der Gärtner, sein Glück, und als dritter erbot sich der Schneider, das Mädchen zu heiraten. Doch diesen beiden gegenüber erwies sich Marfa Andrjewna nicht so leutselig wie zu dem Koch, sondern sie sagte ihnen gerade heraus: „Ich durchschaue eure hündische Verschlagenheit und verstehe, warum euch das Mädchen so gefällt! Ich will in Zukunft ähnliche Reden nicht wieder hören!“

Marfa Andrjewna ließ das Mädchen keinen Augenblick aus ihrer Obhut. Als es in den siebenten Monat seiner Schwangerschaft kam, begann die Plodomassowa eigenhändig Windeln, Hemdchen und Häubchen

zuzuschneiden. Sie nähten alles gemeinsam, während sie gewöhnlich schweigend an dem gleichen Fenster saßen und beide an Alexej Nikititsch dachten.

Sie sprachen fast nie miteinander, und Marfa Andrjewna machte dies auch kein Beschwer, weil sie sich in den letzten dreißig Jahren ihres einsamen oder doch fast einsamen Leben an stilles Nachdenken gewöhnt hatte. „Da, nimm!“ sagte sie nur hin und wieder zu dem ihr gegenübersitzenden Mädchen, indem sie ihm ein fertiges Kinderhäubchen oder -hemdchen hinreichte.

Das Mädchen nahm es entgegen und küßte in heißer Dankbarkeit seiner Herrin die Hand. Dann setzten sie wieder schweigend die Arbeit fort. Schließlich war die Erstlingsausstattung für das Kind so weit fertiggestellt, daß die Vorbereitungen in dieser Hinsicht beendet waren.

Doch damit war der Anteil, den Marfa Andrjewna an dem erwarteten Kind nahm, nicht erschöpft. Ihre sorglichen Bemühungen wandten sich noch weit wichtigeren Gegenständen zu.

Eines Tages ließ die Plodomassowa den Vater Alexej zu sich kommen und gab ihm den Auftrag, folgendes zu schreiben: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“ diktierte sie.

„Was soll das werden, Marfa Andrjewna?“ fragte der Vater Alexej.

„Mein Testament“, antwortete die Bojarin und fuhr fort, ihren Willen darzulegen, daß sie den gesetzlichen Teil vom Vermögen ihres Gatten, sowie das Erbe, das ihr ihre Eltern hinterlassen hatten, zur Strafe

ihres Sohnes Alexej, der sich keine Gedanken um das Los seines unehelichen Kindes gemacht habe, jenem Kinde vermache, das in dem und dem Jahr, Monat und Tag von ihrem leibeigenen Zimmermädchen so und so zur Welt gebracht würde. Doch diese Zuwendung, die sie dem Kinde aus ihrem gesetzlichen Vermögensteil gewährte, genügte ihr noch nicht; sie beschwor auch noch ihren Sohn, daß er sich verpflichte, dem Kinde den dritten Teil seines eigenen Vermögens abzutreten, damit durch diese Handlung doch zumindest ein wenig die Schuld seiner Vernachlässigung an jenem Kinde abgetragen würde. Marfa Adrjewna bekräftigte ihren letzten Willen durch ihre Unterschrift; der Vater Alexej bezeugte die Richtigkeit und trug das Testament sodann zum Altar seiner Kirche.

Gleichzeitig wurde Ssilujan, der Haushofmeister Marfa Andrjewnas, mit dem Auftrag fortgeschickt, dem erwarteten Kind unbekannter Herkunft einen Adelsnamen zu verschaffen. Der Haushofmeister kehrte mit guten Nachrichten zurück. Der Name war besorgt.

Nun war die Bojarin Plodomassowa beruhigt. Ihr Enkelkind brauchte nur auf die Welt zu kommen und den ihm von seinem Großmütterchen bereiteten Weg anzutreten.

Allein in diesem Augenblick wurde Marfa Andrjewna von einem unerwarteten schrecklichen Ereignis betroffen. Das Schicksal stellte ihre Kraft und Festigkeit auf eine harte Probe.

6

Marfa Andrjewna, die allein in ihrem großen Hause wohnte, hielt sich fast nur im Zwischengeschoß auf. In dem gemütlichen, niedrigen Zimmer hingen große Bilder, standen warme breite Bänke mit bunten Kacheln aus sächsischem Porzellan, an den Wänden hingen Lauten aus karelischem Birkenholz und reihten sich große lange Truhen mit schweren eisernen und kupfernen Beschlägen. Das Schlafzimmer und der Gebetsraum Marfa Andrjewnas befanden sich ständig in diesem Geschoß, vom Herbst an aber siedelte sie ganz dorthin über und verbrachte den ganzen Winter im Erkerzimmer, das Tag und Nacht ihr ausschließlicher Aufenthaltsraum war. Die alte Frau hatte genug Platz im Zwischengeschoß; zudem bot es Raum genug für alle Zimmer, welche die Greisin benötigte. Außer dem Schlafzimmer und dem Gebetsraum gab es noch ein Speisezimmer und einen Empfangssalon in dem ein Fortepiano stand, worauf die Bojarin zuweilen mit dem Vater Alexej zu spielen pflegte, sowie ein Ankleidezimmer und eine Kammer, mit einem Wort, es war alles vorhanden, was eine alte Frau zu einer Wohnung benötigte. Marfa Andrjewna hielt sich denn auch hier viel lieber auf als in den leeren Prunkräumen. „Dies ist eine Wolfsgrube, aber keine Wohnung für mich," pflegte Marfa Andrjewna zu sagen, wenn sie zuweilen mit jemandem durch die großen Räume des Erdgeschosses ging, „wohin man schaut ist es so öde und ungemütlich, daß es selbst die Wölfe abschrecken würde."

Die großen Räume bedrückten Marfa Andrjewna durch ihre Leere, und sie hielt sich nur in ihnen auf, wenn sie Gäste hatte, was selten genug vorkam, oder bei anderen außerordentlichen Gelegenheiten, die sich noch spärlicher einstellten. Alle die großen Zimmer des Erdgeschosses lagen im Winter tagsüber in tiefem Schlaf, wurden aber nachts dafür desto lebendiger. Die Lebhaftigkeit, die in ihnen herrschte, war eine ganz ungewöhnliche und erinnerte ein wenig an die Vorgänge, die sich am Sabbath auf dem Blocksberg abspielen. Im Winter wohnten hier unten nur die Zimmermädchen und die Lakaien. Die Mädchen saßen in ihren Zimmern an den schnurrenden Spindeln, die Diener hielten sich in dem großen und kleinen Vorzimmer auf und beschäftigten sich teils mit Kartenspiel, teils mit Stricken von Strümpfen und Handschuhen, sofern sie arbeitssam und häuslich waren. Das Gastzimmer, der Salon, das Speise- und Erkerzimmer dagegen waren, wie gesagt, unter Tags stets leer und wurden nur nachts von umherirrenden Spaziergängern besucht. Wenn sich die Nacht über Plodomassowo senkte und im Herrenhaus die letzten Lichter erloschen, begann zwischen den Mädchen- und Dienerzimmern ein geheimnisvolles Hin und Her. Von hüben und drüben schwirrten Schwärmer und Schwärmerinnen wie die geflügelten Ameisen durch sämtliche Prunkräume des Herrenhauses, begegneten einander und machten die leeren Teppiche und Sofas zu Stätten ihres nächtlichen Spuks.

Man war bei diesen Feiern so unvorsichtig, daß

der Lärm, der sich zuweilen in den großen Räumen des Erdgeschosses erhob, so stark wurde, daß die im Zwischengeschoß schlafende Marfa Andrjewna davon aufwachte... Da jedoch ein derartiger Lärm nichts Neues für Marfa Andrjewna war, so beunruhigte sie sich nicht weiter deswegen, wenn sie auch ein wenig auf ihre Gesinde böse war, und legte ihm keine besondere Bedeutung bei.

Nur wenn man Marfa Andrjewna so sehr belästigte, daß sie keinen Schlaf finden konnte, entschloß sie sich zu einigen Maßnahmen, um diesem Unwesen zu steuern. Doch tat sie dies mehr zu ihrer Belustigung als um ein strenges Exempel zu statuieren. Die Bojarin stand auf, und begab sich mit dem Stock in der Hand leise hinunter. Sowie man sie kommen hörte, versteckten sich die einen in Ecken und Winkeln, während diejenigen, die die Fassung verloren, wie die Rebhühner Hals über Kopf nach allen Seiten auseinanderflatterten.

Meistenteils kehrte Marfa Andrjewna von ihren nächtlichen Streifzügen ohne einen anderen Erfolg in ihr Zimmer zurück, als ihr feierndes Gesinde ein wenig aufgestört zu haben. Zuweilen kam es jedoch auch anders. Manchmal erwischte Marfa Andrjewna irgendein Mädchen. Sie pflegte dann die nächtliche Schwärmerin an den Ohren mit in ihr Schlafzimmer hinaufzunehmen. Dort ließ sie die Sünderin auf einem mit Buchweizen gefüllten Säckchen vor dem Heiligenbild knien und Verneigungen bis zum Fußboden ausführen, deren Zahl sie manchmal auf hundert, zuweilen auch auf tausend festsetzte. Dies war übrigens die ganze Strafe,

und die Sache war damit erledigt. Marfa Andrjewna mochte nicht leiden, wenn ein Mädchen schwanger wurde und verheiratet werden mußte, das sogenannte „Schwärmen“ hielt sie jedoch für ein unvermeidbares Übel, das nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung diente. Dies war nun mal der Geist der Zeit.

Das Vergehen ihres Sohnes hingegen hielt sie für eine Verunglimpfung ihres Hauses, und sie zog ihn streng dafür zur Rechenschaft, weil er einem Mädchen nachgestellt hatte, das ihre persönliche Bediente war, und mehr noch, weil er, ihr Sohn, nach ihren Begriffen sich nicht ebenso wie einer der Lakaien benehmen durfte.

Was die Dienerschaft anbetraf, so benahm sich Marfa Andrjewna ihnen gegenüber weit gnädiger. Sie erschreckte sie durch ihr Dazwischentreten nur, wenn sie nicht schlafen konnte, wie bereits gesagt wurde, und das tat sie auch nur zu ihrer Zerstreuung und Belustigung. Wenn ihr der Betrieb zu lästig wurde, bemerkte Marfa Andrjewna nur manchmal gelegentlich zu der Beschließerin: „Du könntest dich nachts wieder einmal ein wenig nach den Ratten umsehen!“

„Nach welchen Ratten, Mütterchen?“ erkundigte sich die Beschließerin.

„Je nun, nach denen mit Händen und Füßen, die in den Vorzimmern schlafen. Sag ihnen, wenn ich noch einmal jemand von ihnen ertappe, dann geht es ihm schlecht.“

Die Beschließerin richtete es aus und für einige Zeit waren die Ratten verschwunden. Allein es dauerte nicht lange, da begann das Scharren und Rascheln von neuem.

7

Auch die äußere Zucht der zahlreichen Dienerschaft im Hause der Bojarin wurde mit ihrem zunehmenden Alter immer lockerer. So achtsam die Menschen damaliger Zeit an anderen Orten sein mochten, im Hause der Bojarin ergriff man keinerlei Vorsichtsmaßregeln gegenüber unerwünschten Gästen und ließ die Türen zur Nachtzeit meist unverschlossen. Alle, mochten sie nun gemeinsam oder getrennt schlafen, waren im Vertrauen auf ihre große Zahl fest überzeugt, daß sie jeden Eindringling ‚mit der Mütze niederschlagen' würden. Wenn diese ‚Mützenpolitik' auch von großer Verwegenheit zeigt, so bewährt sie sich bekanntlich nicht immer gut. Dies mußte auch das Plodomassowsche Haus erfahren, das als reich galt und in den damaligen unruhigen Zeiten weit sorgsamer hätte behütet werden müssen, als es in Wirklichkeit geschah. Das Volk schwärmte von Pugatschow. Allerorts trieben sich Banden von Bauern und Leibeigenen herum, die, von den Erfolgen Pugatschows verlockt, auf Beute aus waren. Das Plodomassowsche Haus versprach ihnen ganze Berge reicher Beute.

In einer regnerischen finsteren Novembernacht kam es Marfa Andrjewna ungefähr um die zwölfte Stunde so vor, als ob im Erdgeschoß ihres Hauses ein Handgemenge stattfände. Der Lärm, der zeitweilig bis zu ihr heraufdrang, war so frech und unverhüllt, daß die Bojarin bereits aufstehen und hinuntergehen oder doch zumindest die Geliebte ihres Sohnes, Alexej Ni-

kititsch, die im Nebenzimmer schlief, hinunterschicken wollte. Marfa Andrjewna, die sich selbst nicht wohl fühlte, tat es indes leid, das schwangere Mädchen aufzuwecken und die Treppe hinunterzujagen. Solches erwägend entschloß sich Marfa Andrjewna, die Sache bis morgen auf sich beruhen zu lassen und dann die Schuldigen zu bestrafen. Sie zog die warme Decke wieder über den Kopf und schlief ein.

Doch plötzlich war es Marfa Andrjewna, als wenn jemand an der Tür rüttelte, die unten die Treppe abschloß. Die starke Tür war fest verschlossen und öffnete sich nicht. Marfa Andrjewna schlummerte abermals ein, hörte aber bald darauf von neuem, daß jemand unten durch die Zimmer lief. Nachdem Marfa Andrjewna noch einen Augenblick ruhig dagelegen war, hatte sie plötzlich die Empfindung, als wenn es ziehe, und außer dem Luftzug spürte sie, daß jemand durch die Zimmer des Zwischengeschoßes ging, Marfa Andrjewna wurde völlig munter und rief nach dem Mädchen, bekam jedoch keine Antwort. Darob höchst verwundert stand sie auf, schlüpfte in die Pantoffeln und schritt hinaus. Allein was mußte Marfa Andrjewna erblicken! Sowie sie die Tür zum Nebenzimmer öffnete, sah sie das von ihrem Sohn geschwängerte Mädchen in einer höchst seltsamen nnd unnatürlichen Stellung auf einer Truhe liegen. Sie lag ausgestreckt auf dem Rücken, die Arme befanden sich unter dem Rücken und um ihren Mund war ein Tuch gebunden.

So furchtlos und geistesgegenwärtig Marfa Andrjewna auch war, bei diesem Anblick verlor sie die

Fassung. Zudem wurde Marfa Andrjewnas Verwunderung außer durch die brennende Kerze und das gefesselte Mädchen noch durch andere seltsame Umstände vergrößert. Der zweiten Tür gegenüber sah die Plodomassowa plötzlich ungefähr zwanzig fremde Männer dicht beieinander stehen. Sie hatten furchterregende Gesichter, Messer in den Gürteln und Brechstangen, Beile, Flinten oder Kerzen in den Händen.

‚Was ist denn das? Ein Spuk?‘ dachte Marfa Andrjewna. Allein der mit Regen vermischte Wind, der durch das Fenster hereinströmte, und zwei weitere Fratzen, die von den schwarzen Ästen der dicht vor dem Hause stehenden Linde durch das eingeschlagene Fenster hereinschauten, nahmen der Bojarin augenblicks die letzten Zweifel.

‚Mein Gott! Das ist bestimmt Pugatschow!‘ stellte sie bei sich fest, und nachdem sie schnell ihre Jacke über die Schultern geworfen hatte, trat sie hinaus und stellte sich auf die Türschwelle.

Es war in der Tat so, wie Marfa Andrjewna annahm. Eine kleine Räuberschar stattete dem Hause der Plodomassowa einen Besuch ab. Die Bande, die wußte, daß sich im Gebäude eine große Dienerschaft aufhielt, von der ein großer Teil seiner Herrin treu ergeben war, hatte nicht gewagt, einen offenen Überfall auf das Haus zu machen, sondern war nach Diebesart vorgegangen. Die Räuber waren zuerst in das Erdgeschoß eingedrungen und hatten die Dienerschaft zum Teil eingeschlossen, zum Teil gefesselt. Da es unmöglich war, nach oben zu der Bojarin zu dringen,

ohne großen Lärm zu machen, waren sie durch ein Fenster in das Zwischengeschoß eingestiegen, was wegen der vor dem Haus befindlichen alten, dunklen Linde sehr leicht zu bewerkstelligen war.

Marfa Andrjewna stand nicht lange auf ihrem Beobachtungsposten. Die Räuber bemerkten sie, streckten sie mit einem Kolbenschlag zu Boden und banden ihr gleichfalls ein Tuch vor den Mund. Vor ihren Augen brachen sie dann die Truhen auf, rafften alles zusammen, banden es zu Bündeln und warfen diese zum Fenster auf die Erde hinunter oder schleuderten sie an den Stricken den schwarzen, furchterregenden Männern zu, die wie die Raben im Gezweig der schwarzen Linde hockten und alles fortschleppten, was ihnen zugereicht wurde.

Der Wind heulte und warf feine Schauer kühlen Herbstregens ins Zimmer; die Kerzen der Räuber flackerten bald zu breiten, roten Flammen auf, bald erloschen sie, worauf man sich eifrigst bemühte, sie wieder anzuzünden. Marfa Andrjewna lag gefesselt auf dem Fußboden und betrachtete schweigend diese Untat. Da die Räuber auf eine so listige Weise in das Zwischengeschoß eingedrungen waren, war sie der festen Überzeugung, daß ihnen jemand von ihren Dienern den Weg gewiesen haben mußte, denn nur ihre eigenen Leute kannten alle Gepflogenheiten des Hauses, wußten über alle Räume, Gänge und Türen Bescheid.

Während die Plodomassowa auf dem Boden lag, bemühte sie sich, zwischen den an ihrem Gesicht vor-

beihuschenden Stiefeln der Räuber hindurch die Gesichter der Gesellen zu betrachten. Schließlich erkannte sie in einem von ihnen auch ihren Diener Wanka Schornow wieder.

Marfa Andrjewna entsann sich deutlich, ihn noch unlängst in ihren Zimmern gesehen zu haben, und war baß erstaunt, daß sie ihn jetzt als Anführer der Räuberherde wiedersah.

Ihre hilflose Lage bot Marfa Andrjewna nicht die geringste Möglichkeit, hinunterzufliehen, wo sie vielleicht Hilfe erwarten konnte. ‚Und wer weiß,‘ dachte sie, ‚ob nicht auch die anderen auf Seiten Wanka Schornows stehen und sie im Stich lassen würden.‘

In jenen Zeiten hofften die Gutsbesitzer auf keine Treue und keinen Schutz von Seiten ihres Gesindes.

Obwohl sich Marfa Andrjewna mehr als viele andere auf die Liebe ihrer Diener verlassen konnte, gegen die sie sich stets gerecht und gnädig erwiesen hatte, wurden doch damals Recht und Gnade wenig geschätzt und bald vergessen. Im Kreise Samara ereignete es sich zum Beispiel, daß die Bauern ‚ihre gute Herrin‘ unter großem Weinen und Wehklagen — an einer Weide aufhingen. Doch für Marfa Andrjewna war es im Augenblick höchst gleichgültig, ob die Dienerschaft auf ihrer oder auf Wanka Schornows Seite standen oder ob dieser von einem ihrer Diener hereingelassen worden war. Fest stand nur das eine, daß sie jetzt aus ihrem Zwischengeschoß nicht entweichen konnte.

8

Als Marfa Andrjewna sah, daß sie keine Rettung zu erwarten hatte, schloß sie ihre Augen vor dem Bild der Verwüstung und Willkür und begann sich auf den Tod vorzubereiten. Ihre Truhen und Schränke waren ausgeräumt und ihr gesamter Inhalt zum Fenster hinausgeworfen worden. Zuletzt richtete sich die Aufmerksamkeit der Räuber auf eine eiserne Truhe, die mit kupfernen Schrauben am Boden befestigt war und nur durch eine an der Außenseite verborgene, geheime Stahlfeder geöffnet werden konnte. Kein Brecheisen und kein Beil vermochte der verlockenden Truhe etwas anzuhaben. Aus der Sorgsamkeit, mit der die Truhe befestigt und verschlossen war, schlossen die Räuber mit Bestimmtheit, daß in ihr die kostbarsten Gegenstände der sparsamen Bojarin enthalten sein mußten. In Wirklichkeit hatte sich jedoch Marfa Andrjewna die Truhe erst am vergangenen Abend in ihr Zimmer schaffen lassen, und es war nichts weiter darin enthalten als die Erstlingswäsche, die für das erwartete Kindlein von den beiden Frauen angefertigt worden war.

Man riß das Tuch von Marfa Andrjewnas Mund und forderte sie auf, zu zeigen, wo der Schlüssel sei.

Marfa Andrjewna schauderte zusammen. Sie drehte sich herum und sagte: „Wie wagst du zu denken, du Knecht, daß ich dir den Schlüssel geben werde?“

„Du gibst ihn nicht?“

„Selbstverständlich nicht,“ gab Marfa Andrjewna in hochmütigem, kaltem Ton zur Antwort.

Ohne sich lange zu bedenken, versetzte der Räuber der Greisin einen Tritt ins Gesicht. „Den Schlüssel her!“ schrie man von allen Seiten.

„Ich gebe den Schlüssel nicht!“ antwortete Marfa Andrjewna und spuckte das Blut von sich, das ihr aus dem Munde rann.

Was man auch mit ihr anfangen mochte, ob man sie schlug, ob man ihr die Finger und Arme verrenkte oder sie an den Haaren auf dem Fußboden entlang schleifte, die Greisin blieb fest und antwortete immer wieder: „Ich gebe ihn nicht!“

„Ich habe gesagt, ich gebe ihn nicht, und dabei bleibt es!“

„Sengt die Hexe! Sie wird schon sagen, wo der Schlüssel steckt!“ kommandierte Wanka Schornow.

Man streifte die goldgestickten Pantoffeln von den Füssen der Bojarin, stellte ihre Knie in die Höhe und hielt ihr einen brennenden Span unter die Waden.

„Ich werde euch Knechten den Schlüssel dennoch nicht geben“, ächzte die Plodomassowa zähneknirschend.

„Deine Halsstarrigkeit ist umsonst, Bojarin, wir bringen alle unsere Mittel in Anwendung, du wirst schon reden“, schrie sie Wanka Schornow an, während er ihr die Beine sengte.

„Du irrst, verworfener Sklave, ich werde nicht reden!“

„Du redest!“

Marfa Andrjewna nahm jedoch alle Kraft zusammen, spuckte Schornow mitten ins Gesicht und nannte ihn abermals einen ‚Sklaven‘. „Sklave?

Mitnichten! Jetzt bin ich dein Herr und du meine Sklavin."

„Scheusal!" rief die Gepeinigte in rasender Wut, auf einen Augenblick ihren Schmerz vergessend und spuckte ihrem Knecht noch einmal mitten ins Gesicht.

Man schlug und peinigte sie unsäglich. Sie erwartete von keiner Seite mehr Hilfe und sah nur in den Augen ihrer geknebelten Dienerin Mitleid. Doch Marfa Andrjewna dachte nicht daran, den Räubern nachzugeben.

Die Eindringlinge wußten nicht mehr, was sie tun sollten. Es war nicht möglich, die Dielen aufzureißen, an denen die Truhe angeschraubt war, weil sie bis unter den Balkenkranz reichten, den man nicht beseitigen konnte. Das Haus anzuzünden hatte keinen Zweck, da man sich dadurch nur die Truppen, die durch die Gegend streiften, auf den Hals hetzen würde; freilich, man konnte die Greisin am ganzen Leibe sengen, konnte ihr zuerst den Rücken, dann die Brust und schließlich den Bauch sengen. Doch so entsetzlich die Qualen immerhin sein mochten, sie würde sterben, ohne etwas gesagt zu haben.

Marfa Andrjewna freute sich, als sie bemerkte, daß die Bestien nicht wußten, was sie mit ihr tun sollten. „Was hast du in dieser Truhe?" fragte sie Schornow.

„Mein Gold, mein Silber und meine runden Perlen."

Den Räubern flimmerte es vor den Augen und brauste es in den Ohren. Sie wollten es noch einmal im Guten versuchen und baten Marfa Andrejwna

mit flehender Stimme: „Mütterchen, Muhmchen, richte dich nicht zugrunde, wir dürsten nicht nach deinem Blut. Gib uns den Schlüssel von dem Kasten mit den großen Perlen.“

„Ich gebe ihn nicht“, antwortete Marfa Andrjewna.

„So werden wir dich mit Gewalt dazu bringen!“

„Das wird dir nicht gelingen, du Knecht.“

Bei uns in Rußland haben die Leute weder Maß noch Ziel und kennen im Guten wie im Bösen kein Einhalten.

Bei Emeljan Petrowitsch war das Foltern zur großen Kunst ausgebildet worden, und man wußte, wie man die Menschen durch Qualen zum Sprechen bringen konnte; die Taten Emeljans waren im Volke noch lebendig und auch Wanka Schornow nicht unbekannt.

Man drohte Marfa Andrjewna mit dem unerträglichen Schimpf, sie sofort nackend auszuziehen, sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Teer zu beschmieren, ein Federkissen über sie auszuschütten, sie auf ein räudiges Pferd zu binden und am nächsten Morgen ins Dorf bis zum Bazar zu jagen.

Als Marfa Andrjewna diesen fürchterlichen Befehl Wanka Schornows vernahm, schauderte sie zusammen, und ihr ganzer Körper, sogar die versengten Stellen, bedeckten sich mit kaltem Schweiß. „Soll ich mich wirklich den Räubern fügen oder soll ich meinen unbefleckten, nackten Leib von ihren unreinen Blicken entweihen lassen?“

Marfa Andrjewna erwog indessen, daß ihr jetzt kein Gehorsam mehr helfen konnte, denn die Räuber würden in noch größere Wut kommen, wenn sie in der Truhe nur Kinderwäsche fänden, und ihr ihre Hartnäckigkeit nicht verzeihen. Sie würden sich mit derselben Tat an ihr rächen, vor der sie Angst gezeigt und aus Furcht den Schlüssel ausgeliefert hatte.

Es schien keine Rettung mehr vor der Schändung zu geben.

9

„Heiliger Nikolaus! Schütze mich, deine sündige Witwe!“ schrie Marfa Andrjew in ihrer äußersten Not mit verzweifelter Stimme, und richtete ihre Blicke auf das an der Wand hängende große Heiligenbild, vor dem das vom Wind hin und herflackernde Lämpchen schwelte. Die Zuversicht Marfa Andrjewnas, daß ihr vom heiligen Nikolaus Rettung kommen würde, war von diesem Augenblick an grenzenlos und unerschütterlich. Ihr Glaube, daß ihr geholfen würde, konnte wahrhaft Berge versetzen. „Was hast du in der Truhe?“ bestürmten sie zum letzten Male die Räuber, um sie nicht beten zu lassen.

„Alle meine Schätze!“ antwortete die Bojarin und unterbrach für einen Augenblick ihr Flehen. Dann verstummte sie abermals.

„Gib den Schlüssel heraus!“

„Ich gebe ihn nicht“, sagte die Bojarin genau so furchtlos und unerschütterlich wie zuvor. Dann flehte sie abermals den Wundertäter an, rief seinen Namen

kühn, laut und zuversichtlich, gleichsam als wenn sie Hilfe von ihm zu fordern hätte.

„Schneller, schneller! beeile dich!“ schrie sie, „mache meine Zuversicht nicht zuschanden!“

Den Räubern begann das Geschrei Furcht einzuflößen. Marfa Andrjewna rief mit schallender Stimme, ihr Mund war so schrecklich weit aufgerissen, daß man sie wahrlich bis zum Himmel hören mochte.

„Genug!“ kommandierte Wanka Schornow. „Hört nicht auf ihr Gewinsel, Jungens. Bringt Teer und zerreißt ein Kissen!“

„Gib nicht zu, daß ich geschändet werde, schneller Helfer! Erscheine! ich glaube an dich bis zum letzten Augenblick!“ schrie die unglückliche Greisin mit schaurig klingender Stimme. Und plötzlich trat das Wunderbare und Erschreckliche ein, daß der schnelle Helfer gleichsam auf den Flügeln des Windes Marfa Andrjewna zu Hilfe kam.

Pfeifend, brausend und heulend drang der Sturm mit so unerhörter Gewalt durch das offene Fenster herein, daß die alten Wände erbebten und die große, in einem schweren Behälter befindliche Ikone des heiligen Nikolaus, zu dem die Plodomassowa betete, herunterprasselte; alle Scheiben in Fenstern und Schränken erklirrten von dem Fall; die brennenden Kerzen waren augenblicklich erloschen und entfielen den Händen der Räuber. Was nun folgte, kann sich jeder leicht vorstellen.

Die von der Folter entkräftete Marfa Andrjewna sah nur noch, daß die Räuber wie ein Mann zu dem

zerschlagenen Fenster sprangen und wie die von der Kraft des Erzengels in die Tiefe geschleuderten Dämonen stöhnend und heulend kopfüber aus dem Zwischengeschoß hinausstürzten. Dann fiel die auf dem Boden ihres vom Heulen und Tosen des Morgensturms erfüllten Zimmers liegende gemarterte und geschundene Greisin in eine tiefe, schwere Ohnmacht, die ihr das Gedächtnis an die Ereignisse der Katastrophe nahm. Das gefesselte Mädchen, die stumme Zeugin dieser ganzen Geschichte, sah nur, daß sich durch einen mächtigen Windstoß, der in das Zimmer drang, eine Ikone von der Wand löste, im Herabfallen Glas und Lampe zertrümmerte, von einer Ecke zur andern schwankte und schließlich aufrecht auf dem Tischchen stehen blieb.

Die Räuber hatten jedoch ganz etwas anderes gesehen.

Sie wurden am nächsten Tage von Truppen im Walde aufgegriffen und mußten alles, was sie der Plodomassowa geraubt hatten, wieder herausgeben. Dabei bezeugten sie, daß sie im Plodomassowschen Haus für ihre Untat vom heiligen Nikolaus furchtbar bestraft worden seien. Sie versicherten, daß im gleichen Augenblick, wo die Plodomassowa dem Heiligen zugerufen habe: ‚Beeile dich!', aus der Ikone Blitze herausgesprüht seien. Das Bild habe seinen Platz verlassen und sei durch die Luft auf sie zugeflogen und habe sie mit einem Leuchten, das nicht zu ertragen gewesen sei, verbrannt und geblendet. Man gab Marfa Andrjewna ihr Eigentum zurück, und die Natur verlieh

ihr wieder ihre Gesundheit. Doch zu der Gefährtin ihres Unglücks kehrte die Gesundheit nicht wieder zurück.

Um die Ereignisse jedoch folgerichtig zu erzählen, wollen wir zu der finsteren Nacht zurückkehren, in der der räuberische Überfall auf das Haus der Plodomassowa vor sich ging, und noch einmal die verheerten, kalten Zimmer des Zwischengeschosses betrachten, wo Marfa Andrjewna und die Zeugin ihrer Martern gefesselt und ohnmächtig zurückgeblieben waren.

10

Dem unglücklichen Mädchen kosteten die Schrecken, die sie zusammen mit Marfa Andrjewna in der Nacht des Überfalls ausgestanden hatte, das Leben. Obwohl sie von den Räubern nur gefesselt wurde und keinen anderen Martern unterzogen worden war, überstand sie die Ängste dieser Nacht nicht. Gegen Morgen begann sie unter unermeßlichen, schrecklichen Qualen vorzeitig niederzukommen; die Geburt verursachte ihr um so größere Qualen, als sie mit verrenkten Gliedmassen dalag und kaum ihren Mund von dem fest davor gebundenen Tuch befreien konnte, um ihre Leiden durch ein Stöhnen zu erleichtern.

Ihr Jammern und Stöhnen erweckte Marfa Andrjewna aus der Ohnmacht; und dies gedieh den beiden unglücklichen Frauen zum Glück, denn sonst hätten sie noch weiß Gott wie lange daliegen können, ohne gefunden zu werden. Denn zu dieser Stunde verirrte sich niemand in den öden Park, und man konnte des-

halb nicht darauf hoffen, daß jemand das im Zwischengeschoß eingeschlagene Fenster bemerken würde. Außerdem waren die Diener und Zimmermädchen selbst ja gleichfalls erschlagen, eingesperrt oder gefesselt; doch wenn sie auch davon verschont geblieben wären, so hätten sie doch nicht gewußt, was hier oben geschehen war und keiner hätte gewagt, heraufzukommen, ehe nicht die Bojarin ihr Mädchen hinuntergeschickt und jemand zu sich gefordert hätte.

Marfa Andrjewna vergegenwärtigte sich all dies und sah ein, daß weder für sie noch für die andere Gemarterte, die im Augenblick noch größere Qualen ausstand als sie, von irgendeiner Seite Hilfe zu erwarten war. Die geschundene Bojarin beschloß, sich selbst zu helfen. Sie hob zuerst ihre Arme in die Höhe und wollte sich auf sie stützen, doch die aus den Gelenken gerissenen Hände versagten den Dienst. Die Greisin stemmte sich mit den Füßen gegen den Boden, doch die versengten Sohlen ihrer Füße sagten ihr gleichfalls, daß sie nicht auf sie hoffen konnte. Die Beine der Plodomassowa waren von den Waden bis zu den Zehen mit zahllosen bernsteingelben Brandblasen bedeckt, von denen viele schon aufplatzten, und gähnende Wunden enthüllten.

Marfa Andrjewna standen nur noch die Knie zur Verfügung, auf die sie sich, wenn auch notdürftig, stützen konnte. Marfa Andrjewna richtete sich unter maßlosen Schmerzen auf und kroch auf den Knien zu der Gebärenden hin. Während sie kroch, schob sie ihre verrenkten, im Augenblick zu nichts tauglichen Arme vor sich hin.

Als die Plodomassowa die Kreißende erreicht hatte, sah sie, daß es ihr vollkommen unmöglich war, das gemarterte Mädchen von den starken Stricken, mit denen es gefesselt war, zu befreien. Die Bojarin sagte zu ihr: „Gedulde dich, Liebste, halte aus, Liebste!“ und rutschte immer auf den Knien durch das ganze Zwischengeschoß bis zur Treppe, kroch, die Brust gegen die Stufen gedrückt, hinunter, gelangte schließlich bis an die verschlossene Tür, die ins Erdgeschoß führte, und schlug mit dem Kopf dagegen.

Lange mußte Marfa Andrjewna pochen; endlich hörte sie draußen unruhiges Hin- und Herlaufen. Die Ofenheizer waren gekommen. Als sie das Haus verschlossen fanden, argwöhnten sie, daß etwas nicht in Ordnung sei, brachen die Türen auf und befreiten die Eingeschlossenen und Gefesselten. In dem Lärm und Geschrei, das sich nunmehr erhob, verhallte das Pochen der an der Treppentür knieenden Greisin ganz und gar. Sie fuhr jedoch fort, mit dem Kopf gegen die Tür zu stoßen und wurde endlich gehört.

Die Tür, die sie von ihren Dienern trennte, wurde eingeschlagen und Marfa Andrjewna von ihren treuen Knechten und Mägden aufgenommen.

Sie sandte die Mädchen und die Hebamme nach oben, für sich selbst verlangte sie ein warmes Bad und jemanden, der sich auf das Einrenken von Gelenken verstand.

Man bereitete ihr ein warmes Bad, schlug in einem Trog aus Lindenholz Seifenschaum, legte Marfa Adrjewna hinein und begann, sie zu strecken und ihre

Glieder einzurenken. Die Knochen kamen wieder an den richtigen Platz, um ihr Fleisch aber machte sich Marfa Andrjewna keine Sorgen. Nach dem Glauben, daß sich das Fleisch von selbst erneuert, wenn der Knochen heil bleibt, trug die Bojarin nur Sorge, daß man ihr möglichst schnell die Glieder einrenkte. Geduldig und ohne das geringste Stöhnen ertrug sie den unbeschreiblichen Schmerz, den ihr das Strecken und die Brandblasen verursachten, die in dem beizenden Seifenwasser aufplatzten.

Während die Heilkundige Marfa Andrjewna im Bade streckte und knetete, gebar die Unglücksgefährtin der Bojarin, das Zimmermädchen, einen Knaben, der allerdings infolge der vorzeitigen Entbindung kaum ein Lebenszeichen von sich gab. Das Kind hatte keine Nägel, Augenlider und Stimme. Es war nicht daran zu zweifeln, daß es bald sterben würde. Das gleiche ließ sich von seiner Mutter sagen. Sie lebte nur so lange, bis Marfa Andrjewna auf einem Teppich ins Zwischengeschoß hinaufgetragen worden war. Nachdem die leibeigene Schöne mit erkaltenden Lippen noch einen letzten Kuß auf die Hand der Bojarin gepreßt hatte, verschied sie, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben. Marfa Andrjewna erließ sogleich neue Anordnungen. Sie ließ sich aus einer Truhe einen Packen Wachskerzen reichen und jeder Familie ihrer Untergebenen eine bestimmte Menge abzählen und zuschicken, damit die Lichter auf die Fensterbretter der Hütten und Hofwohnungen gestellt würden. Sobald sich die Abenddämmerung über Plodomassowo senkte, flammten

hinter den trüben Fenstern der Bauernkaten tausende von Kerzchen mit rotem Schein auf und aus tausend Herzen stieg ein Gebet für die Entschlafene gen Himmel.

II

Marfa Andrjewna ließ sich ihren vorzeitig zur Welt gekommenen Enkel zeigen, schaute ihn genau an, wiegte nachdenklich den Kopf hin und her und ließ sich aus ihrem großen Schrank ihren scharlachroten, mit Hasenfell gefütterten Samtpelz bringen, den sie schon lange nicht mehr getragen hatte. Man bestrich das Kind mit warmem Öl und steckte es in den warm gemachten Ärmel des Pelzes. Der Pelz wurde sodann in die Ecke der warmen Liegebank gelegt, wo sich auch das Bett Marfa Andrjewnas befand. Hier sollte das Knäblein ausreifen. Während der anderthalb Monate, da Marfa Andrjewna ihren Enkel auf solche Weise wärmte, lernte das Kind, mit schwacher Stimme einige Laute von sich zu geben. Schließlich wurde ihm der Ärmel des großmütterlichen Pelzes, der ihm zum Ersatz für das vorzeitig verlassene mütterliche Nest diente, zu eng.

Marfa Andrjewna, die sich im Verlauf dieser Zeit gleichfalls wieder erholt hatte, schrieb nach ihrer Genesung folgenden Brief an ihren Sohn nach Petersburg: ‚Ich teile dir mit, mein lieber Freund Alioschinka, daß ich mich heute dank der Gnade des Allmächtigen wieder gesund fühle, doch stand ich seit dem Abgang des letzten Briefes an dich am Rande des Grabes und mußte fast Höllenqualen erleiden. Es fand

nämlich ein räuberischer Überfall auf mein Haus statt, und man drohte mir mit allen nur erdenklichen Martern, doch Gott und der heilige Fürbitter wandten das Schlimmste von mir ab. Das mir Geraubte wurde wieder herbeigeschafft, und meine Gesundheit ist Gott sei Dank auch wieder hergestellt; die Räuber mußten sich schließlich, wie man hört, ergeben und ihre Tat wird bald ihre exemplarische Bestrafung finden. Des weiteren teile ich dir mit, daß mein dir bekanntes Zimmermädchen zu meinem größten Schmerz verschieden ist. Sie ist in der gleichen Nacht vor Schreck vorzeitig niedergekommen und hat einem Knaben das Leben geschenkt. Ich habe das Kind jedoch mit aller Sorgfalt in meine Obhut genommen und es über vierzig Tage im Ärmel meines Hasenpelzes verwahrt. Es ist dort ausgereift, und man darf annehmen, daß es mit Gottes Hilfe am Leben bleibt. Getauft ist selbiges Kind von dem dir bekannten Vater Alexej. Er hat es vorsichtig gemacht und nicht untergetaucht, sondern das Wasser aus dem Teekännchen gegossen. Der Knabe erhielt den Namen Parmen, da dieser Name in dem Taufbuch stand, das mir mein Haushofmeister Ssilujan von den armen Edelleuten Tuganow verschaffte. Das Taufbuch war auf ihren Sohn ausgestellt, der ihnen fast an dem gleichen Tage wie unser Kind geboren wurde und bald darauf starb. Der tote Knabe wurde als unser Kind hingestellt und begraben, unser Knabe aber nahm dessen Namen an und lebt weiter. Selbige Angelegenheit habe ich sowohl zu meiner und Tuganows Zufriedenheit geregelt, denen

der Namenstausch an sich gleichgültig war. Ich schenkte ihnen außerdem das Dörfchen Glagolicha mit achtzig Seelen.'

Im Herbst des darauffolgenden Jahres erhielt Alexej Nikititsch einen zweiten Brief von seiner Mutter mit folgendem, sehr überraschenden Inhalt: ,Seit dem Abgang des letzten Briefes an dich', schrieb Marfa Andrjewna, ,habe ich viel Ärger und Sorgen gehabt, doch fühle ich mich Gott sei Dank sehr zufrieden und glücklich. Mein Pflegekindchen gedeiht gut; es kann schon sitzen und geht nur von meinem Schoß, wenn es schläft. Ich kann dir gar nicht sagen, welches Glück mir dieses Himmelskindchen bereitet. Um ihm eine Freude zu machen, habe ich einem benachbarten Gutsbesitzer aus der Zahl seiner Leibeigenen zwei winzige Zwerge echt russischer Art abgekauft. Beide sind ganz klein und sehr putzig. Das Männchen heißt Nikolai und die Zwergin Marja. Der Zwerg ist recht verständig, das Weibchen jedoch furchtbar albern. Ich habe für das Paar dreihundert Rubel gegeben. Wächst der Junge heran, hat er doch jemanden zum Spielen. Im übrigen bin ich der Meinung, mein Lieber, daß es für uns beide an der Zeit wäre, uns einmal wiederzusehen. Ich meine jedoch, daß es besser ist, wenn ich zu dir komme, damit du dich nicht von deinem Dienst und dem fröhlichen Leben loszureißen brauchst, das, wie du schreibst, am Hofe der Kaiserin herrscht; erwarte mich deshalb bei dir in Petersburg, sobald die Schlittenbahn in Gang ist; in Moskau werde ich mich nicht lange aufhalten; ich möchte gern sehen, was bei

euch vor Weihnachten vor sich geht, und werde die Feiertage bei dir verleben. Wenn es geht, bringe ich die beiden neuerworbenen Zwerge mit, um sie dir zu zeigen.'

Sowie der erste Schnee fiel und die Schlittenbahn im Gang war, machte sich Marfa Andrjewna tatsächlich nach Petersburg auf den Weg, begleitet von einem großen Gefolge.

Außer Lakaien, Ofenheizern, Zimmermädchen und Köchinnen zogen hinter Marfa Andrjewna zwei kleine, putzige Leutchen in die Wohnung des jungen Plodomassow ein. Sie trugen beide Kittel aus bucharischem Kaschmir, und man konnte nicht unterscheiden, ob es Männer oder Frauen waren. Dies waren die beiden Zwerge Nikolai Afanassjitsch und Marja Afanassjewna, die Marfa Andrjewna zur Belustigung ihres Enkels angeschafft hatte, der von einer großen dicken Amme am Schluß des Zuges hereingetragen ward.

„Was ist denn das, Mütterchen?" erkundigte sich Plodomassow unvorsichtig, denn er hatte nicht bemerkt, daß unter dem Pelz der Amme ein Kind verborgen war. „Dies, mein Freund, ist der Edelmann Parmen Ssemjonowitsch Tuganow. Gib ihn mir einmal her, Muhme!"

Die Amme zog ein blühendes, rosiges Knäblein aus dem Pelz hervor und reichte es Marfa Andrjewna. Sie setzte das Kind sogleich rittlings auf ihre Knie, hielt es an seinen dicken Ärmchen fest und begann es auf und ab zu wippen, wobei sie sang:

Hurre, hurre, hock, hock, hock,
Sitzt die Alte auf dem Bock,
Reit' zum Blocksberg wie der Wind,
Wo die andern Hexen sind.
Holla, Alte, nicht so schnell,
Backe mir 'nen Kuchen hell
Aus Lümpchen, aus Klümpchen
Aus Ziegenböhnchen!
Hoppla, hop!

Die Plodomassowa küßte das fröhlich aufquietschende Kind, legte es in die Arme des vor ihr stehenden Sohnes und sagte leise zu ihm: „Siehst du! ... bei seiner Großmutter auf der Ofenbank im Hasenpelz ausgereift! Trage es zum Heiligenbild und danke Gott!" Nachdem Marfa Andrjewna das Kind in die Arme seines Vaters zurückgelegt hatte, begab sie sich zu ihrem Zimmer, um sich umzukleiden.

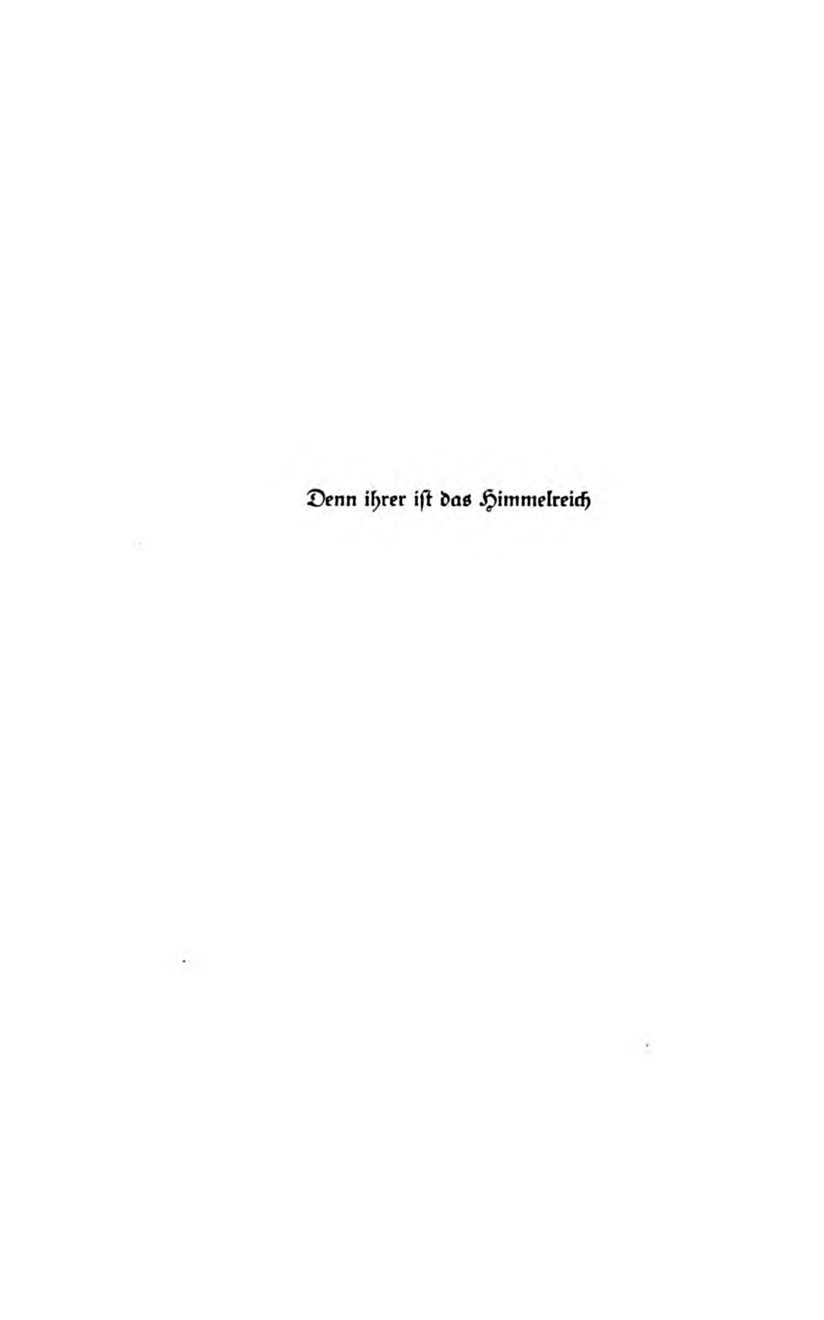
In dem allmählich leer werdenden Gemach blieben schließlich nur noch der Gardeleutnant Plodomassow und auf seinen Armen der Edelmann Parmen Ssemjonowitsch Tuganow zurück. Sie schauten sich beide an und waren offenbar so erstaunt, daß sie kein Wort über ihre Lippen brachten.*

* Der dritte Teil der Erzählung, der von den Plodomassower Zwergen handelt, ist zum größten Teil in die Chronik ‚Die Klerisei' übergegangen und gelangt dort im zweiten Teil, Kapitel II und folgende, zum Abdruck. Anmerkung des Übersetzers.

Der Toupetkünstler

Eine Erzählung am Grabe

Dem Andenken des gesegneten 19. Februar 1861 gewidmet



Denn ihrer ist das Himmelreich

Bei uns herrscht vielfach die Meinung, daß der Titel ‚Künstler' nur Malern und Bildhauern zukommt, und unter diesen wiederum nur solchen, denen er von einer Akademie verliehen worden ist; andere will man nicht als Künstler ansehen. Ssassikow und Owtschennikow gelten den meisten nicht viel mehr als einfache ‚Silberschmiede'. In anderen Ländern ist man in dieser Beziehung anderer Anschauung. Heine spricht zum Beispiel einmal von einem Schneider, der ‚ein Künstler war' und ‚Ideen hatte'. Die Damenkleider aus dem Atelier Worth werden heute allgemein ‚künstlerische Erzeugnisse' genannt. Von einem dieser Gewänder schrieb man unlängst, daß ‚in seinem Schnitt ein ungewöhnlicher Grad von künstlerischer Gestaltungskraft zum Ausdruck komme'.

In Amerika wird der Begriff ‚künstlerische Betätigung' noch viel weiter gefaßt. Der bekannte amerikanische Schriftsteller Bret-Harte erzählt, daß in seiner Heimat ein ‚Künstler', der seine ‚Arbeit an Verstorbenen ausführte', außerordentlich großen Ruhm genoß. Er verlieh den Gesichtern Heimgegangener einen ‚Ausdruck des Trostes', der von dem mehr oder weniger glücklichen Zustand der entschwebten Seele zeugte.

Dieser Ausdruck hatte mehrere Abstufungen. Ich erinnere mich nur noch an drei, nämlich: erstens Ruhe, zweitens Entzücken beim Anblick des Erhabenen und drittens Seligkeit, Gott von Angesicht zu Angesicht zu sprechen. Der Ruhm des Künstlers war enorm und ent-

sprach durchaus der Vollkommenheit seines Schaffens; bedauerlicherweise wurde der Künstler jedoch das Opfer des rohen Pöbels, der die Freiheit künstlerischer Betätigung nicht zu würdigen wußte. Der Künstler wurde gesteinigt, weil er dem Gesicht eines betrügerischen Bankiers, der die ganze Stadt geschädigt hatte, den Ausdruck ‚seligen Verkehrs mit Gott' verliehen hatte. Die glücklichen Erben des Gauners hatten auf diese Weise dem Entschlafenen ihren Dank zum Ausdruck bringen wollen, dem Künstler kostete sein Tun jedoch das Leben . . .

Auf dem gleichen, etwas ungewöhnlichen künstlerischen Gebiet hat es auch bei uns in Rußland einmal einen Meister gegeben.

2

Die Kinderfrau meines jüngsten Bruders hieß Ljubow Onissimowna. Sie war eine große, hagere, aber recht wohlgebaute alte Frau. In ihrer Jugend hatte sie als Schauspielerin an dem Theater des Grafen Kamenskij in Orjol gedient; alles, was ich fernerhin erzählen werde, hat sich gleichfalls in Orjol während meiner eigenen Jugendzeit abgespielt.

Mein Bruder war sieben Jahre jünger als ich, das heißt, als er zwei Jahre zählte und sich noch in der Obhut Ljubow Onissimownas befand, hatte ich schon das neunte Lebensjahr überschritten; ich konnte demnach die Geschichten gut verstehen, die mir erzählt wurden.

Ljubow Onissimowna war damals noch nicht sehr

alt; sie hatte jedoch bereits schlohweißes Haar; ihr Gesicht war fein und zart geschnitten und ihre große Gestalt vollkommen ungebeugt und erstaunlich gut gebaut wie die eines jungen Mädchens.

Wenn Mütterchen und Tante sie anschauten, sagten sie mehr als einmal, daß Ljubow Onissimowna in ihrer Jugend unzweifelhaft von außerordentlicher Schönheit gewesen sein müsse.

Sie war von einer grenzenlosen Ehrlichkeit, dazu sanft und empfindsam; sie liebte im Leben das Tragische; zuweilen aber betrank sie sich ... Sie führte uns manchmal beim Spazierengehen auf den Friedhof an der Troitzkajakirche, wo sie sich stets an ein einfaches mit einem alten Kreuz geschmücktes Grab zu setzen pflegte und mir hin und wieder eine Geschichte erzählte.

An diesem Platz hörte ich auch die Erzählung vom ‚Toupetkünstler' von ihr.

3

Er war an dem gleichen Theater wie unsere Kinderfrau beschäftigt. Der Unterschied zwischen beiden bestand darin, daß ‚sie auf der Bühne Vorstellungen gab und Tänze aufführte', während er ‚Toupetkünstler', das heißt Friseur und Schminkmeister war, und als solcher sämtliche leibeigenen Schauspieler des Grafen ‚anzumalen' und zu kämmen hatte. Dieser Mann war jedoch kein schlichter, gewöhnlicher Handwerksmeister mit dem Kamm hinterm Ohr und der Büchse mit der Fettschminke in der Hand, sondern er hatte eigene Ideen, mit einem Wort, er war ein Künstler.

Wie uns Ljubow Onissimowna erzählte, verstand es keiner so gut wie er, ‚dem Gesicht einen Ausdruck zu geben‘.

Unter welchem Grafen Kamenskij diese beiden Künstlersterne geleuchtet haben, kann ich nicht genau sagen. Es gab bekanntlich drei Grafen Kamenskij, die sämtlich von allen alten Einwohnern Orjols als ‚unsägliche Tyrannen‘ bezeichnet werden. Der Feldmarschall Michail Fedetowitsch wurde wegen seiner Grausamkeit im Jahre 1809 von seinen Leibeigenen erschlagen; von seinen beiden Söhnen starb der eine, Nikolai, im Jahre 1811, der andere, Ssergeij, im Jahre 1835.

Ich entsinne mich noch, wie ich in den vierziger Jahren als Kind oft an einem großen, grauen Holzgebäude vorbeiging, dem man zum Schein mit schwarzer und brauner Farbe Fenster angemalt hatte. Dieses von einem großen, halbeingefallenen Zaun umgebene Gebäude war das verrufene Herrenhaus des Grafen Kamenskij; daneben befand sich auch das Theater. Es stand so, daß man es vom Friedhof an der Troitzkajakirche gut sehen konnte, weshalb Ljubow Onissimowna fast jedesmal, wenn sie etwas erzählen wollte, mit den Worten begann: „Schau dort hinüber, mein Liebling ... Siehst du das schreckliche Haus?“

„Ja, ein schreckliches Haus, Muhme!“

„Nun, was ich dir jetzt erzählen werde, ist noch weit schrecklicher.“

Im folgenden will ich ihre Erzählung vom Toupetkünstler Arkadij wiedergeben, einem empfindsamen

und kühnen jungen Mann, der ihrem Herzen sehr nahestand.

4

Arkadij hatte nichts anderes zu tun, als die Schauspielerinnen ‚zu frisieren und anzumalen'. Für die Männer war ein anderer Friseur angestellt. Wenn es einmal vorkam, daß Arkadij in die Herrengarderobe ging, dann geschah es nur, weil der Graf selbst Befehl gegeben hatte, ‚jemandem ein sehr edles Gesicht anzumalen'. Der große Wert dieses Schminkkünstlers bestand in seiner künstlerischen Fähigkeit, jedem Gesicht die feinsten und verschiedenartigsten Ausdrücke zu verleihen.

„Zuweilen ließ man ihn rufen", erzählte Ljubow Onissimowna, „und sagte ihm: ‚das Gesicht muß diesen oder jenen Ausdruck bekommen'. Arkadij trat einige Schritte zurück, gebot dem Schauspieler oder der Schauspielerin, sich vor ihn hinzustellen oder zu setzen, kreuzte dann die Arme über der Brust und dachte nach. In solchen Augenblicken war er über alle Maßen schön. Er war zwar nur von mittlerer Größe, aber sein Körper war so wohlgestaltet, wie man es gar nicht mit Worten bezeichnen kann, seine Nase war fein und edel und aus seinen Augen strahlte die Güte eines Engels; zuweilen fielen seine dichten, langen Haare über die Augen nieder, so daß er mich wie durch einen Wolkenschleier hindurch anblickte.

Mit einem Wort, der Toupetkünstler war ein schöner Mann und ‚gefiel allen gar wohl'. ‚Selbst der Graf'

liebte ihn, ,zog ihn allen andern vor, kleidete ihn prächtig, hielt ihn jedoch außerordentlich streng'. Er wollte um keinen Preis, daß Arkadij noch jemanden außer ihm rasierte oder frisierte; dieser hatte sich deshalb stets in dem Ankleidezimmer des Grafen aufzuhalten und durfte das Haus nur verlassen, wenn er im Theater zu tun hatte.

Arkadij bekam nicht einmal Erlaubnis, zur Beichte oder zum Abendmahl in die Kirche zu gehen, denn der Graf selbst glaubte nicht an Gott und konnte die Geistlichen nicht leiden. Einmal hatte er sogar die Geistlichen von der Borissoglebsker Kirche, die zu Ostern mit dem Kreuz zu ihm gekommen waren, mit Hunden hetzen lassen." (Dieser Vorfall war sehr vielen Leuten in Orjol bekannt. Ich habe davon auch von meinem Großmütterchen und von dem wegen seiner Lauterkeit und Ehrbarkeit bekannten alten Kaufmann Iwan Iwanowitsch Androssow erzählen hören. Androssow hat selbst gesehen, ,wie die Geistlichkeit von den Hunden zerrissen' wurde. „Man konnte sich vor dem Grafen nur retten," erzählte er, „indem man sich mit Sünde belud." Als der Graf ihn rufen ließ und ihn fragte: „Hast du Mitleid mit den Geistlichen?" antwortete Androssow: „Nicht im mindesten, Euer Erlaucht, es geschieht ihnen ganz recht, warum müssen sie sich hier herumtreiben!" Wegen dieses Ausspruches war ihm Kamenskij stets gewogen.)

Der Graf war nach den Worten Ljubow Onissimownas wegen seiner dauernden Wut und Gereiztheit von so abschreckender Häßlichkeit, daß er allen Bestien

zugleich ähnelte. Arkadij verstand jedoch, auch diesem bestialischen Gesicht, wenigstens für einige Zeit, einen solchen Ausdruck zu geben, daß der Graf zuweilen, wenn er abends in seiner Loge saß, würdiger als viele andere aussah.

Dem natürlichen Gesicht des Grafen fehlte jedoch zu seinem großen Ärger vor allem eine gewisse Würde und ein ‚kühner militärischer Ausdruck'.

Damit sich nun kein anderer der Fähigkeiten dieses unvergleichlichen Künstlers Arkadij bedienen konnte, mußte er ‚sein ganzes Leben lang zuhause sitzen, ohne einmal Ausgang zu haben oder einen Pfennig Geld in der Hand zu sehen'. Er war damals bereits über fünfundzwanzig Jahre alt, während Ljubow Onissimowna neunzehn zählte. Sie kannten natürlich einander, und es hatte sich zwischen ihnen das in solchem Alter nicht ungewöhnliche Verhältnis gebildet, das heißt, sie hatten einander liebgewonnen. Sie konnten jedoch von ihrer Liebe nur in vagen Andeutungen sprechen, und das auch nur in Gegenwart anderer während des Schminkens.

Zusammenkünfte unter vier Augen waren vollkommen unmöglich und sogar undenkbar.

„Wir Schauspielerinnen", erzählte Ljubow Onissimowna, „wurden ungefähr so bewacht, wie die Ammen in vornehmen Häusern. Zu unserer Aufsicht waren ältere Frauen, die Kinder hatten, bestellt; wenn mit einer von uns, Gott behüte, etwas passierte, dann wurden die Kinder jener Frauen den grausamsten Strafen unterworfen."

Das Gebot der Keuschheit durfte nur er selbst übertreten, — er, der es aufgestellt hatte.

5

Ljubow Onissimowna stand damals nicht nur in der Blüte ihrer jungfräulichen Schönheit, sondern ihr vielseitiges Talent befand sich auch in der interessantesten Phase seiner Entwicklung: sie sang in den Chören die ‚Potpourris', war Vortänzerin in der ‚chinesischen Gärtnerin', kannte alle Rollen vom bloßen Zuschauen auswendig und fühlte sich zur großen Tragödin berufen.

Eines Tages — ich weiß nicht mehr genau, in welchem Jahr es war — reiste der Kaiser durch Orjol (ob es Alexander Pawlowitsch oder Nikolai Pawlowitsch war, vermag ich nicht mehr zu sagen) und übernachtete in unserm Ort. Jedermann erwartete, daß er den Abend in dem Theater des Grafen Kamenskij verbringen würde.

Der Graf lud alle vornehmen Familien zu der Vorstellung ein (für Geld war überhaupt kein Zutritt zu erlangen) und ordnete eine Aufführung an, die an Glanz alles Bisherige übertreffen sollte. Ljubow mußte das ‚Potpourri' singen und in der ‚chinesischen Gärtnerin' tanzen. Plötzlich trat jedoch ein unvorhergesehenes Ereignis ein. In der letzten Probe fiel den Arbeitern eine Kulisse aus den Händen und verletzte die Schauspielerin, die in dem Stück: ‚Die Herzogin von Bourblanc' die Hauptrolle zu spielen hatte, am Bein.

Ich habe nie in meinem Leben eine Rolle dieses Namens kennen gelernt, aber Ljubow Onissimowna sprach den Namen der Heldin so aus, wie ich ihn wiedergebe.

Die Bühnenarbeiter, die die Kulisse hatten fallen lassen, wurden in den Pferdestall gebracht und durchgeprügelt, die Kranke schaffte man in ihre Kammer, wer aber ihre Rolle als ‚Herzogin von Bourblanc' übernehmen sollte, wußte niemand.

„Ich erklärte mich dazu bereit", erzählte Ljubow Onissimowna, „denn es gefiel mir sehr, wie sich die Herzogin von Bourblanc ihrem Vater zu Füßen wirft, ihn um Verzeihung bittet und mit aufgelösten Haaren stirbt. Meine Haare aber waren wundervoll lang und blond, und Arkadij verstand mir eine Frisur zu machen, daß man sich nicht daran satt sehen konnte."

Der Graf war hocherfreut, daß sich das junge Mädchen so unerwartet erbot, die Rolle zu übernehmen. Nachdem er sich vom Regisseur hatte bestätigen lassen, daß ‚Ljuba das Spiel nicht verderben' werde, antwortete er: „Wenn es nicht klappt, wirst du es mit deinem Rücken zu verantworten haben, im übrigen bin ich einverstanden, bringe ihr die Aquamarin-Ohrringe."

Die ‚Aquamarin-Ohrringe' waren ein ebenso schmeichelhaftes, wie widerwärtiges Geschenk des Grafen. Es war das Zeichen der besonderen Ehre, für eine kurze Zeit zur Odaliske dieses Sultans erhoben zu sein. Bald nach der Aushändigung des Geschenkes, zuweilen auch zugleich, erhielt Arkadij den Auftrag, dem

zum Opfer ersehenen Mädchen nach der Vorstellung ‚das Unschuldsantlitz der heiligen Cäcilie' zu verleihen; darauf wurde die Erwählte in ein weißes Gewand gehüllt, bekam einen Kranz auf den Kopf und eine Lilie in die Hand, die Symbole ihrer Unschuld, und wurde in die Gemächer des Grafen gebracht.

„Das verstehst du in deinem Alter noch nicht," sagte die Kinderfrau, „es war jedoch das Entsetzlichste, was man sich ausdenken kann, besonders für mich, die sich Tag und Nacht nach Arkadij sehnte. Ich begann denn auch laut zu weinen, warf die Ohrringe auf den Tisch und konnte mir nicht vorstellen, wie ich am Abend meine Rolle spielen sollte."

6

Um die gleiche verhängnisvolle Stunde trat eine andere, aber ebenso schicksalsschwere Versuchung an Arkadij heran.

Um sich dem Kaiser vorzustellen, war der Bruder des Grafen von seinem Gute in die Stadt gekommen. Er war von beispielloser Häßlichkeit, hatte fast immer auf dem Dorfe gelebt, nie Uniform getragen und sich nie rasiert, ‚weil sein ganzes Gesicht voller Beulen war'. Bei diesem besonderen Anlaß mußte er sich jedoch in Uniform werfen, sich ordentlich herrichten und seinem Gesicht jenen militärischen Ausdruck geben, wie er damals verlangt wurde.

Und es wurde sehr viel verlangt.

„Heute weiß man gar nicht mehr, wie streng damals alles zuging", sagte die Kinderfrau. „Damals wurde

vor allem die Form gewahrt, und es gab für die vornehmen Herren genaue Vorschriften, was sie für eine Miene machen, und wie sie frisiert sein sollten." Es kam vor, daß die vorgeschriebene Frisur zu manchem Gesicht sehr schlecht paßte; wenn man in solchem Fall einem Herrn vorschriftsmäßig die Haare nach vorn kämmte, dann konnte er genau so aussehen wie eine Bauernbalalaika ohne Saiten. Die vornehmen Herren hatten deshalb auch eine entsprechende Scheu vor dieser Frisur. Alles hing von der Geschicklichkeit ihres Friseurs ab. Die Art, wie die Stellen zwischen Backen- und Schnurrbart ausrasiert, wie die Haarzwickel gelegt und die Haare nach vorn gekämmt wurden, und ähnliche kleine Kunstkniffe konnten dem Gesicht einen ganz neuen Ausdruck verleihen. Die Zivilisten hatten es nach den Worten der Kinderfrau nicht so schwer, weil man sie nicht so genau anschaute; man verlangte nur ein möglichst friedfertiges Aussehen von ihnen; an die Militärs stellte man jedoch höhere Anforderungen; sie sollten vor den Vorgesetzten einen gehorsamen und bescheidenen Ausdruck haben, allen übrigen Menschen gegenüber aber Mut und Verwegenheit zur Schau tragen.

Arkadij brachte es mit seiner erstaunlichen Kunst fertig, dem häßlichen und unbedeutenden Gesicht des Grafen diesen verlangten Ausdruck zu geben.

7

Der Graf vom Lande war, wie gesagt, noch häßlicher als sein städtischer Bruder. Obendrein war er auf seinem Dorfe ganz verbauert und hatte solche grobe

zum Opfer ersehenen Mädchen nach der Vorstellung ‚das Unschuldsantlitz der heiligen Cäcilie' zu verleihen; darauf wurde die Erwählte in ein weißes Gewand gehüllt, bekam einen Kranz auf den Kopf und eine Lilie in die Hand, die Symbole ihrer Unschuld, und wurde in die Gemächer des Grafen gebracht.

„Das verstehst du in deinem Alter noch nicht," sagte die Kinderfrau, „es war jedoch das Entsetzlichste, was man sich ausdenken kann, besonders für mich, die sich Tag und Nacht nach Arkadij sehnte. Ich begann denn auch laut zu weinen, warf die Ohrringe auf den Tisch und konnte mir nicht vorstellen, wie ich am Abend meine Rolle spielen sollte."

6

Um die gleiche verhängnisvolle Stunde trat eine andere, aber ebenso schicksalsschwere Versuchung an Arkadij heran.

Um sich dem Kaiser vorzustellen, war der Bruder des Grafen von seinem Gute in die Stadt gekommen. Er war von beispielloser Häßlichkeit, hatte fast immer auf dem Dorfe gelebt, nie Uniform getragen und sich nie rasiert, ‚weil sein ganzes Gesicht voller Beulen war'. Bei diesem besonderen Anlaß mußte er sich jedoch in Uniform werfen, sich ordentlich herrichten und seinem Gesicht jenen militärischen Ausdruck geben, wie er damals verlangt wurde.

Und es wurde sehr viel verlangt.

„Heute weiß man gar nicht mehr, wie streng damals alles zuging", sagte die Kinderfrau. „Damals wurde

vor allem die Form gewahrt, und es gab für die vornehmen Herren genaue Vorschriften, was sie für eine Miene machen, und wie sie frisiert sein sollten." Es kam vor, daß die vorgeschriebene Frisur zu manchem Gesicht sehr schlecht paßte; wenn man in solchem Fall einem Herrn vorschriftsmäßig die Haare nach vorn kämmte, dann konnte er genau so aussehen wie eine Bauernbalalaika ohne Saiten. Die vornehmen Herren hatten deshalb auch eine entsprechende Scheu vor dieser Frisur. Alles hing von der Geschicklichkeit ihres Friseurs ab. Die Art, wie die Stellen zwischen Backen- und Schnurrbart ausrasiert, wie die Haarzwickel gelegt und die Haare nach vorn gekämmt wurden, und ähnliche kleine Kunstkniffe konnten dem Gesicht einen ganz neuen Ausdruck verleihen. Die Zivilisten hatten es nach den Worten der Kinderfrau nicht so schwer, weil man sie nicht so genau anschaute; man verlangte nur ein möglichst friedfertiges Aussehen von ihnen; an die Militärs stellte man jedoch höhere Anforderungen; sie sollten vor den Vorgesetzten einen gehorsamen und bescheidenen Ausdruck haben, allen übrigen Menschen gegenüber aber Mut und Verwegenheit zur Schau tragen.

Arkadij brachte es mit seiner erstaunlichen Kunst fertig, dem häßlichen und unbedeutenden Gesicht des Grafen diesen verlangten Ausdruck zu geben.

7

Der Graf vom Lande war, wie gesagt, noch häßlicher als sein städtischer Bruder. Obendrein war er auf seinem Dorfe ganz verbauert und hatte solche grobe

Gesichtszüge bekommen, daß es ihm selbst auffiel. Er hatte jedoch niemanden, der ihn verschönern konnte, weil er, der zu alledem noch sehr geizig war, seinen Barbier gegen Entrichtung einer Abgabe nach Moskau entlassen hatte. Außerdem hatte dieser zweite Graf so viele Pickel im Gesicht, daß man ihn überhaupt nicht rasieren konnte, ohne seine ganze Haut zu zerschinden.

Als er in Orjol eintraf, ließ er alle Barbiere der Stadt zu sich kommen und sagte zu ihnen: „Ich zahle demjenigen zwei Goldstücke, der mir das gleiche Aussehen gibt, wie es mein Bruder, der Graf Kamenskij hat, für denjenigen aber, der mich schneidet, lege ich diese beiden Pistolen hier auf den Tisch. Wer seine Sache gut macht, kann das Geld nehmen und gehen, wer mir aber nur ein einziges Pickelchen verletzt oder den Backenbart verschneidet, den töte ich auf der Stelle."

Aber all das war nur blinder Lärm, um den Barbieren Angst zu machen, denn die Pistolen waren überhaupt nicht geladen.

In Orjol gab es zu der Zeit nur sehr wenig Barbiere, die sich mit ihren Becken zumeist bloß in den Bädern aufhielten, um Schröpfköpfe und Blutegel anzusetzen; Geschmack oder Phantasie besaßen sie nicht. Da sie dies selbst wußten, weigerten sie sich einmütig, den Grafen Kamenskij zu verschönern. ‚Wir pfeifen auf dich und dein Geld', dachten sie. „Wir sind nicht imstande, Ihren Wunsch zu erfüllen," sagten sie, „denn wir sind nicht wert, eine solche Persönlichkeit wie Sie auch nur anzurühren. Zudem fehlen uns auch die rich-

tigen Instrumente; wir haben nur einfache russische Rasiermesser, während für Ihr Gesicht englische Klingen notwendig sind. Der einzige, der Sie bedienen kann, ist Arkadij, der Friseur des Grafen."

Der Graf ließ die Barbiere am Kragen packen und hinauswerfen, und diese waren hocherfreut, so gelinden Kaufes davongekommen zu sein. Darauf begab er sich zu seinem älteren Bruder und sagte zu ihm: „So und so stehen die Sachen, lieber Bruder; ich komme mit einer großen Bitte zu dir. Überlasse mir vor dem Abend deinen Arkaschka, damit er mir ein ordentliches Aussehen gibt. Ich bin lange nicht rasiert, und die hiesigen Barbiere verstehen nichts."

Der Graf antwortete seinem Bruder: „Die hiesigen Barbiere sind natürlich nicht die Bohne wert. Ich wußte überhaupt nicht, daß es welche gibt, weil ich selbst die Hunde von meinen eigenen Leuten scheren lasse. Was aber deine Bitte betrifft, so verlangst du etwas Unmögliches von mir; ich habe nämlich geschworen, daß Arkaschka zu meinen Lebzeiten niemanden außer mir rasieren wird. Meinst du vielleicht, ich könnte mein Wort vor meinem Sklaven brechen?"

Der Bruder entgegnete: „Warum denn nicht? Du hast es angeordnet, du kannst es auch ändern."

Der Graf meinte, daß er diese Ansicht für sehr merkwürdig halte. „Wenn ich deinen Anschauungen folge", sagte er, „und demgemäß verfahre, was soll ich dann noch von meinen Leuten verlangen? Arkaschka weiß, daß ich es so bestimmt habe, und alle anderen wissen es auch; dafür wird Arkadij auch besser als die andern behandelt.

Wenn er sich jedoch erfrecht, an jemand anderem als mir seine Kunst anzuwenden, so wird er mit Ruten zu Tode gepeitscht und unter die Soldaten gesteckt."

Darauf erwiderte der Bruder: „Eins von beiden kannst du nur tun. Entweder, du peitscht ihn tot oder du steckst ihn unter die Soldaten. Beides zugleich ist unmöglich."

„Schön," sagte der Graf, „du sollst deinen Willen haben. Ich werde ihn nur halbtot prügeln lassen und dann unter die Soldaten stecken."

„Das ist dein letztes Wort, Bruder?"

„Ja, mein letztes."

„Und um weiter handelt es sich nichts?"

„Nein."

„Nun, dann ist ja alles gut. Ich dachte schon, dein eigener Bruder sei dir weniger wert als dein leibeigener Sklave. Du brauchst also deinen Schwur gar nicht zu widerrufen. Schicke Arkaschka zu mir und sage ihm, er soll meinen Pudel scheren. Was er bei mir tut, ist meine Sache."

Der Bruder konnte ihm diese Bitte nicht gut abschlagen. „Gut," sagte er, „ich will ihn dir schicken, damit er deinen Pudel schert."

„Nun schön, mehr will ich ja nicht." Er drückte seinem Bruder die Hand und fuhr fort.

8

Diese Unterredung fand am Spätnachmittag des kalten Wintertages statt. Es dämmerte bereits, und die Lampen wurden angezündet.

Der Graf ließ Arkadij zu sich kommen und sagte: „Begib dich zur Wohnung meines Bruders, du sollst seinen Pudel scheren.“

Arkadij fragte: „Ist das alles, was ich tun soll?“

„Jawohl,“ versetzte der Graf, „aber beeile dich mit der Rückkehr, du mußt die Schauspielerinnen frisieren. Ljuba hat heute in drei Rollen zu tun, und nach dem Theater schmückst du sie mir als heilige Cäcilie.“

Arkadij Iljitsch sank in sich zusammen.

„Was hast du denn?“ fragte der Graf.

„Verzeihung, ich blieb am Teppich hängen,“ antwortete Arkadij.

Der Graf sagte bedeutungsvoll: „Nimm dich in acht, daß dir kein Unglück passiert!“

„Arkadij war es jedoch so schwer ums Herz, daß es ihm ganz gleich war, ob ihn Unglück oder Glück erwartete,“ erläuterte die Kinderfrau sein Verhalten. „Als er vernommen hatte, daß er mich als heilige Cäcilie schmücken sollte, schien er nichts mehr zu hören und zu sehen, nahm die lederne Schatulle mit dem Rasierzeug und ging fort.“

9

„Als er zu dem Bruder des Grafen kam,“ erzählte Ljubow Onissimowna weiter, „brannten auch dort vor dem Spiegel bereits die Kerzen. Auf dem Tische lagen zwei Pistolen, aber diesmal nicht zwei, sondern zehn Goldstücke, und die Pistolen waren nicht leer, sondern mit tscherkessischen Kugeln geladen. Der Graf

sagte zu ihm: ‚Einen Pudel besitze ich nicht, hör zu, was ich von dir will; rasiere und frisiere mich so, daß mein Gesicht einen kühnen, militärischen Ausdruck bekommt. Du erhältst dafür zehn Goldstücke; wenn du mich jedoch schneidest, töte ich dich.' Arkadij schaute den Bruder des Grafen unverwandt an und machte sich plötzlich daran — weiß Gott, was mit ihm in diesem Augenblick vorging —, den Grafen zu frisieren und zu rasieren. In kurzer Zeit hatte er alles zur besten Zufriedenheit erledigt, er steckte die Goldstücke in die Tasche und sagte: ‚Leben Sie wohl.'

Der Graf antwortete: ‚Du kannst gehen, aber eines möchte ich gern wissen: woher hast du den Mut genommen, dich zu einem solchen gewagten Schritt zu entschließen?'

‚Was mich dazu bewogen hat, weiß nur ich und mein Herz allein,' sagte Arkadij.

‚Bist du vielleicht kugelfest, daß du keine Angst vor meinen Pistolen hast?'

‚Die Pistolen sind das wenigste,' versetzte Arkadij, ‚ich habe gar nicht an sie gedacht.'

‚Wieso? Wagst du wirklich zu denken, daß deines Herrn Wort unumstößlicher ist als meines, meinst du, ich hätte dich nicht erschossen, wenn du mich geschnitten hättest? Wenn du nicht von irgendeiner Hexe besprochen wärest, hätte dein Leben ein Ende gehabt.'

Als Arkadij an seinen Herrn erinnert wurde, schrak er abermals zusammen und sagte wie im Schlaf: ‚Ich habe keinen Zauber an mir, Gott hat mir jedoch Vernunft verliehen: ehe du deine Hand mit der Pistole

hättest erheben können, um mich zu erschießen, hätte ich dir mit dem Rasiermesser die Kehle durchgeschnitten.‘

Nach diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer und kam gerade noch zur rechten Zeit ins Theater, um mich herzurichten. Er zitterte am ganzen Leibe. Wie er mir eine Locke wickelte, beugte er sich so tief auf mich herab, daß ich seinen Atem fühlte, und flüsterte mir zu: ‚Keine Angst, ich entführe dich.‘

10

Die Aufführung gelang zur vollen Zufriedenheit, denn wir waren wie versteint und zudem an Schrecken und Qualen gewöhnt. Wie es uns wirklich ums Herz war, wurde niemand an unserem Spiel gewahr.

Wir konnten von der Bühne aus den Grafen und seinen Bruder sehen; sie waren sich beide sehr ähnlich. Sogar als sie hinter die Bühne kamen, konnte man sie nur schwer voneinander unterscheiden. Nur trug der unsrige ein sehr stilles und sanftes Wesen zur Schau, wie es stets vor seinen größten Wutausbrüchen der Fall war.

Wir zitterten alle am ganzen Leib und bekreuzten uns: ‚Herr sei uns gnädig und bewahre uns! Wen wird diesmal die Bestie zerreißen?‘ Wir wußten noch nichts von Arkadijs wahnwitziger Verzweiflungstat; Arkadij selbst aber war sich natürlich bewußt, daß er keine Schonung zu erwarten hatte; er wurde sehr bleich, als ihn der Bruder des Grafen anblickte und dann seinem Bruder leise etwas ins Ohr flüsterte. Da ich ein sehr feines Gehör habe, hörte ich, wie er

sagte: „Ich möchte dir den brüderlichen Rat geben: nimm dich in acht vor ihm, wenn er dich rasiert!“

Der Unsrige lächelte nur still vor sich hin.

Scheinbar hatte auch Arkadij etwas von dieser Unterhaltung gehört, denn er befand sich in wahnsinniger Erregung; als er mich zur letzten Vorstellung als Herzogin frisierte und schmückte, legte er mir so viel Puder auf — es kam sonst nie vor, daß er seine Arbeit unachtsam verrichtete —, daß mich der französische Garderobier hin und her schüttelte und sagte: ‚Trop beaucoup, trop beaucoup!‘, worauf er mich mit einem Bürstchen von dem abgefallenen Puder säuberte.

II

Als die Vorstellung zu Ende war, zog man mir das Gewand der Herzogin von Bourblanc aus und kleidete mich als Cäcilie an; ich bekam ein schlichtes, weißes Kostüm, das keine Ärmel hatte und an den Schultern von Schleifen festgehalten wurde. Wir haßten alle dieses Gewand von ganzem Herzen. Darauf kam Arkadij, um mir die Unschuldsfrisur zu geben und einen dünnen Reif als Heiligenschein auf dem Kopf zu befestigen, genau wie auf Bildern die heilige Cäcilie dargestellt ist. Plötzlich sah Arkadij, daß vor der Tür meiner Kammer sechs Männer stehen. Das bedeutete nichts anderes, als daß man ihn packen und irgendwohin zum Foltern schleppen würde, sowie er nach Beendigung meiner Frisur zur Tür hinausging. Es gab jedoch bei uns Folterstrafen, die hundertmal

schlimmer als der Tod waren. Alles war vorhanden: Wippen, Spannböcke, Knebelhölzer und Instrumente, mit denen die Glieder verrenkt wurden. Die Strafen der Obrigkeit sind nichts gegen diese Martern. Unter dem ganzen Haus zogen sich geheime Verließe hin, wo lebendige Menschen wie Bären an der Kette lagen. Wenn man zuweilen zufällig dort vorbeikam, konnte man die Ketten klirren und die Menschen stöhnen hören. Sie wollten wahrscheinlich, daß eine Kunde von ihnen ans Tageslicht dringe und den Behörden zu Ohren komme, aber die Obrigkeit wagte nicht einzuschreiten. Viele waren für lange Jahre in diese qualvollen Verließe gesperrt, manche für Lebenszeit. Einer, der lange Zeit dort gesessen hatte, verfaßte die Verse:

Schlangen kriechen über dich und saugen den Saft deiner Augen aus,
Skorpionen lassen ihr Gift über dein Antlitz strömen.

Wenn man an den Verließen vorüberschritt, flüsterte man diesen Vers in Gedanken vor sich hin und schauderte vor Entsetzen.

Es kam sogar vor, daß einer mit einem Bären zusammen in der Weise angekettet war, daß dieser ihn gerade noch mit seinen Tatzen erreichen konnte.

Doch Arkadij Iljitsch widerfuhr nichts von alledem. Kaum hatte er die Männer gesehen, so sprang er zurück, packte im gleichen Augenblick den Tisch, zertrümmerte das Fenster und was dann geschah, weiß ich nicht mehr ...

Ich kam wieder zum Bewußtsein, weil es mir sehr

kalt an den Beinen wurde. Wie ich die Beine an den Leib ziehen wollte, fühlte ich, daß ich in einen Wolfs- oder Bärenpelz gewickelt war. Rings um mich war stockfinstere Nacht, ich lag in einer Troika, die in rasender Fahrt einem mir unbekannten Ziel entgegenschoß. Neben mir saßen in dem breiten Kasten des Schlittens zwei Männer; einer hielt mich fest, das war Arkadij Iljitsch, während der zweite aus Leibeskräften die Pferde antrieb. Der Schnee spritzte nur so unter den Hufen der Rosse hervor, und der Schlitten schwankte jeden Augenblick von einer Seite auf die andere. Wenn wir nicht am Boden gesessen und uns festgehalten hätten, wären wir unbedingt hinausgeflogen.

Die beiden zitterten vor Erregung, wie immer, wenn man ein Unheil erwartet; ich hörte aus ihren Reden nur immer das eine: ‚Man verfolgt uns, man verfolgt uns, jage zu, jage zu!'

Als Arkadij Iljitsch bemerkte, daß ich das Bewußtsein wieder erlangt hatte, beugte er sich über mich und sagte: ‚Ljuboschka, mein Täubchen, man setzt uns nach . . . bist du einverstanden, mit mir zu sterben, wenn wir nicht entkommen sollten?'

Ich antwortete ihm, daß ich dazu mit Freuden bereit sei.

Er hoffte nach der türkischen Stadt Rustschuk zu entkommen, wohin damals viele von den Leuten des Grafen Kamenskij flohen.

Plötzlich rasten wir über einen zugefrorenen Fluß; vor uns schimmerte etwas wie eine Hütte durch die Nacht, Hunde bellten. Der Kutscher hieb auf das

Dreigespann ein; unversehens neigte sich der Schlitten auf eine Seite hinüber und kippte um; ich fiel mit Arkadij in den Schnee; Kutscher, Schlitten und Pferde jedoch waren im Nu verschwunden.

Arkadij sagte: ‚Habe keine Angst; das muß so sein, weil der Kutscher, der uns gefahren hat, uns nicht kennen darf, wie auch wir nicht wissen dürfen, wer er war. Er hat sich für drei Goldstücke bewegen lassen, dich zu entführen; jetzt muß er aber an seine eigene Rettung denken. Unser Leben steht in Gottes Hand. Das Dorf vor uns heißt Ssuchaja-Orlitza. Dort wohnt ein furchtloser Geistlicher, der die gewagtesten Trauungen ausführt und schon vielen von unseren Leuten über die Grenze geholfen hat. Wir werden ihm ein Geschenk machen, worauf er uns trauen und bis morgen abend verstecken wird. Dann holt uns der Fuhrmann wieder ab, und wir verschwinden.

12

Wir schritten zum Haus und traten in den Flur. Der Pope öffnete uns; er war ein alter kleiner Mann, dem ein Vorderzahn fehlte; seine Frau, ein altes, runzliges Weib, zündete Licht an. Wir stürzten den beiden zu Füßen.

‚Rettet uns, gebt uns einen Platz an eurem Ofen, damit wir wieder warm werden, und versteckt uns bis morgen abend.‘

Der Pope fragte: ‚Seid ihr Diebe, meine Lieben, oder Flüchtlinge?‘

Arkadij antwortete: ‚Wir sind keine Diebe, sondern

wir haben wegen der Grausamkeit des Grafen Kamenskij die Flucht ergriffen und wollen nach dem türkischen Rustschuk, wo schon viele von unsern Leuten leben. Finden wird man uns nicht; wir haben Geld bei uns und werden dir einen goldenen Tscherwonetz geben, wenn du uns über Nacht bei dir behältst und drei Tscherwontzen, wenn du uns traust. Traue uns, wenn du es kannst, sonst lassen wir uns in Rustschuk trauen.‘

Der Pope erwiderte: ‚Warum soll ich euch nicht trauen können? Das will ich schon machen. Wozu sollt ihr euer Geld nach Rustschuk schleppen? Gib mir für alles zusammen fünf Goldstücke, und ich traue dich hier.‘

Arkadij gab ihm die fünf Goldstücke; ich nahm die Aquamarin-Ohrringe ab und gab sie der Popenfrau.

Als der Priester das Geld in den Händen hielt, sagte er: ‚Ach, meine lieben Kinder, das alles will ich schon gerne tun, ich habe auch schon ganz andere Paare getraut, aber es ist nicht gut, daß ihr Leute des Grafen seid. Wenn ich auch Geistlicher bin, so habe ich doch schreckliche Angst vor seiner Grausamkeit. Doch ich will euren Wunsch schon gerne erfüllen, komme was kommen mag. Gebt noch einen Dukaten dazu, und wenn es auch ein beschnittener ist, und dann verstecke ich euch.‘

Arkadij gab dem Popen noch einen sechsten guten Tscherwonetz, worauf der Priester zu seiner Frau sagte: ‚Was stehst du noch immer da und gaffst, Alte? Gib der Entlaufenen einen Rock von dir und irgendeinen

Umhang, sie ist ja fast nackt, so daß man sich schämen muß, sie anzuschauen.' Alsdann wollte er uns in die Kirche bringen und dort in der Truhe mit den Meßgewändern verstecken. Kaum hatte jedoch die Popenfrau angefangen, mich hinter einem Vorhang umzukleiden, als plötzlich heftig an die Tür gepocht wurde.

13

Uns beiden stand vor Angst fast das Herz still. Der Pope flüsterte Arkadij zu: ‚Nun, mein Lieber, zu der Truhe mit den Meßgewändern werdet ihr jetzt wahrscheinlich nicht mehr gelangen, krieche schnell unter das Federbett.'

Zu mir aber sagte er: ‚Du, mein Licht, komme hierher!'

Er stellte mich ins Gehäuse der Standuhr, schloß ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann begab er sich zur Tür, um die Ankömmlinge einzulassen. Man konnte hören, daß ihrer ziemlich viele waren; eine Schar hatte sich an der Tür postiert, und zwei Mann schauten von außen durch das Fenster herein.

Unter Führung des gräflichen Haushofmeisters, der einen langen Wolfspelz und eine hohe Mütze trug, kamen sieben von des Grafen Jäger in das Zimmer. Sie waren mit Schleudern und Hetzpeitschen bewaffnet und hatten an ihre Leibriemen Lassos geknüpft.

Die Vorderseite des Uhrgehäuses, in dem ich versteckt war, war gitterartig durchbrochen, und über die Öffnung war ein alter dünner Mullstoff gespannt, so daß ich allen Vorgängen folgen konnte.

Der alte Pope hatte Angst, daß die Sache schlimm auslaufen würde; er stand am ganzen Leibe zitternd vor dem Haushofmeister, bekreuzte sich und stammelte: ‚Ach, meine Lichter, oh, meine klaren Lichter! Ich weiß schon, was ihr sucht, aber ich bin unschuldig, ich habe mir dem durchlauchtigsten Grafen gegenüber nichts zuschulden kommen lassen, nicht das geringste!'

Wie er sich jedoch bekreuzte, wies er mit den Fingern über die linke Schulter hinweg auf das Uhrgehäuse, wo ich eingeschlossen war.

‚Ich bin verloren', dachte ich, als ich sein wunderliches Gebaren bemerkte.

Der Haushofmeister hatte gleichfalls die Handbewegung des Popen gesehen und sagte: ‚Wir wissen alles. Gib doch einmal den Schlüssel von dieser Uhr her!'

Der Pope hob beschwörend die Hand in die Höhe: ‚Ach, meine Lichter, meine klaren Lichter! Verzeiht, forscht mich nicht aus. Ich habe vergessen, wo ich den Schlüssel hingelegt habe, bei Gott, ich habe es vollkommen vergessen.'

Bei diesen Worten strich er mit der andern Hand über seine Tasche. Der Haushofmeister merkte auch dieses Manöver, zog dem Popen den Schlüssel aus der Tasche und schloß die Uhr auf.

‚Klettere nur heraus, mein Falke,' sagte er, ‚dein Männchen wird dann schon von selbst erscheinen.'

Und Arkascha kam denn auch zum Vorschein. Er schleuderte das Popenbett zu Boden und stand auf.

‚Ja,' sagte er, ‚es ist nichts mehr zu machen, ihr habt das Spiel gewonnen. So führt mich denn zur

Folterkammer. Ljubow Onissimowna ist jedoch völlig unschuldig, ich habe sie mit Gewalt entführt.'

Darauf wandte er sich zu dem Popen und spuckte ihm nur ins Gesicht. Der schrie: ‚Schaut doch, meine Lichter, wie er meine Priesterwürde und meine Treue beschimpft! Meldet dies bitte dem durchlauchtigen Grafen.'

Der Haushofmeister erwiderte: ‚Mache dir nur keine Sorgen, dir geschieht nichts, er hat die ganze Rechnung zu bezahlen.' Darauf ließ er mich und Arkadij hinausführen.

Wir verteilten uns auf drei Schlitten. Im ersten wurde der gebundene Arkadij nebst einigen Jägern untergebracht, mir wies man mit einer gleichstarken Bewachung den dritten Schlitten an, während die übrigen in der Mitte fuhren.

Jeder, der uns begegnete, machte uns Platz; vielleicht dachte man, wir seien ein Hochzeitszug.

14

Wir jagten wie der Wind dahin. Als wir auf den Hof des Grafen kamen, sah ich den Schlitten nicht mehr, auf dem man Arkadij transportiert hatte. Mich brachte man in meine alte Kammer und nahm mich in ein Kreuzverhör. Unter anderem wollte man wissen, wie lange ich mit Arkadij allein gewesen sei.

Ich sagte in aller Gegenwart: ‚Ach, auch nicht einen einzigen Augenblick!' Es war mir wohl so bestimmt, daß ich nicht mit dem Geliebten, sondern mit dem Verhaßten zusammensein mußte. Ich entging meinem

Schicksal nicht. Als ich wieder in meine Kammer zurückkam, wollte ich eben meinen Kopf in den Kissen vergraben und über mein Unglück jammern, als ich plötzlich unter meinem Zimmer ein entsetzliches Stöhnen vernahm.

Es war bei uns so eingerichtet, daß wir Mädchen im ersten Stock des Holzhauses wohnten. Unter uns lag ein großes, hohes Zimmer, wo wir singen und tanzen lernten. Man hörte von dort jeden Laut zu uns herauf. Und Satanas, der Höllenfürst, mußte es wohl den grausamen Ungeheuern eingegeben haben, Arkadij direkt unter meinem Zimmer zu foltern ...

Wie mir zum Bewußtsein kam, daß Arkadij dort unten bestraft wurde, sprang ich vom Bett herunter und stürzte zur Tür, um zu ihm zu eilen. Aber die Tür war verschlossen ... ich wußte selbst nicht, was ich tun sollte ... ich warf mich auf den Boden, aber dort war alles noch viel deutlicher zu hören ... und ich hatte kein Messer, keinen Nagel, nichts, womit ich mich hätte umbringen können ... Da löste ich meine Haare auf und schlang meinen Zopf um meinen Hals ... ich drehte und drehte, bis ich nur noch ein dumpfes Brausen in den Ohren hatte und sich alles vor meinen Augen drehte; dann erstarb alles in mir. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich an einem unbekannten Ort, in einer großen, hellen Bauernstube. Viele Kälber, mehr als zehn Stück, umstanden mich. Ach, wie lieb waren sie! Sie kamen an mich heran und schnupperten mit ihren kalten Schnauzen an meiner Hand, sie dachten sicher, es sei das Euter der Mutter ... Es kitzelte sehr,

und davon mußte ich wohl erwacht sein. Ich sah mich erstaunt um und dachte: ‚wo bin ich?‘ Wie ich noch umherblickte, kam eine ältere, große Frau mit einem freundlichen Gesicht herein, die ein buntgestreiftes Leinenkleid anhatte und ein sauberes Tuch um den Kopf trug. Als die Frau bemerkte, daß ich das Bewußtsein wiedererlangt hatte, liebkoste sie mich und erzählte mir, daß ich mich in dem Kälberstall des Grafen befände ... Schau hin, an dieser Stelle dort stand der Stall“, erklärte Ljubow Onissimowna und deutete mit der Hand nach der entferntesten Ecke des halbzerfallenen grauen Bretterzaunes.

15

Das junge Mädchen war auf den Viehhof gebracht worden, weil man sich nicht ganz klar war, ob sie irrsinnig geworden war oder nicht. Derartige Kranke pflegten stets auf den Viehhof zur Beobachtung gebracht zu werden, weil die Wärter ältere und ehrenwerte Leute waren, die man für berufen hielt, die Geisteskranken zu behüten.

Die alte Frau im buntgestreiften Leinwandkleid, bei der Ljubow Onissimowna das Bewußtsein wieder erlangte, hieß Drossida und war sehr gutmütig.

„Bevor sie am Abend zur Ruhe ging,“ fuhr die Kinderfrau fort, „bereitete sie mir mit ihren eigenen Händen ein Lager aus frischem Haferstroh. Sie schüttelte es so gut auf, daß es wie ein weiches Federbett wurde. Darauf sprach sie zu mir: ‚Ich will ganz offen zu dir reden, Mädchen. Selbst wenn du es weiter-

erzählst, muß ich dir doch sagen, daß es mir genau so ergangen ist wie dir; ich habe nicht mein ganzes Leben dieses bunte Kleid getragen, sondern habe gleichfalls ein anderes Leben kennen gelernt. Aber laß mich nicht daran denken! Ich rate dir nur das eine: gräme dich nicht, daß du auf den Viehhof verbannt worden bist. Das ist das schlimmste nicht, nur vor einem nimm dich in acht, vor diesem entsetzlichen Placon hier ...' Bei diesen Worten zog sie aus dem Brusttuch ein Fläschchen aus hellem Glas hervor und zeigte es mir.

,Was ist das!' fragte ich.

,Das ist das entsetzliche Placon, wovon ich spreche; in ihm ist das Gift, das einen alles vergessen läßt.'

Ich sagte: ,Gib mir das Gift, das alles vergessen läßt; ich will vergessen.'

,Trinke nicht davon,' sagte sie, ,es ist Branntwein. Ich habe mich einmal hinreißen lassen und davon getrunken ... gute Leute gaben es mir ... Jetzt kann ich nicht mehr anders, es ist mir zum Bedürfnis geworden; du aber lasse es, solange du kannst und denke nicht schlecht von mir, weil ich an dem Fläschchen sauge ... mir ist so weh ums Herz. Für dich gibt es noch einen Trost auf der Welt: Gott hat ihn von der Tyrannei erlöst' ...

Ich schrie entsetzt ,tot!' und griff an den Kopf. Plötzlich sah ich meine Haare; sie waren weiß ... Was war das?

Sie tröstete mich: ,Erschrick nicht, erschrick nicht, deine Haare sind weiß geworden, als du deinen Zopf um den Hals geschlungen hattest, er aber lebt und ist

von aller Tyrannei befreit. Der Graf hat sich so gnädig gegen ihn erwiesen, wie man es noch nicht erlebt hat. Wenn es Nacht wird, werde ich dir alles erzählen, jetzt laß mich noch ein wenig nippen ... ich muß es tun, weil mir das Herz brennt.' Und sie nippte und nippte, bis sie einschlief.

Nachts, als alle schliefen, stand Tante Drossida leise auf, und ich sah, wie sie, ohne Licht zu machen, zum Fenster ging und wieder an ihrem Placon nippte. Nachdem sie es an den sicheren Platz zurückgebracht hatte, fragte sie mich leise: ‚Schläft der Kummer oder schläft er nicht?'

‚Er schläft nicht', antwortete ich.

Da kam sie an mein Bett und erzählte mir, daß der Graf Arkadij nach der Exekution zu sich hatte kommen lassen und ihm gesagt hatte: ‚Du hast alles durchgemacht, was ich für dich festgesetzt hatte. Da du jedoch mein Günstling warst, so will ich mich jetzt gnädig gegen dich erweisen. Ich stecke dich morgen unter die Soldaten. Weil du jedoch vor meinem Bruder, dem Grafen und Edelmann, trotz seiner Pistolen keine Angst gehabt hast, will ich dir den Weg der Ehre eröffnen. Ich wünsche dich nicht auf einer niedrigeren Stufe zu sehen als du dich selbst kraft deines edlen Geistes gestellt hast. Ich werde einen Brief schreiben, daß man dich sofort ins Feld schickt. Du wirst in deinem Regiment nicht als einfacher Soldat, sondern als Sergeant dienen und kannst dabei deine Tapferkeit beweisen. Von nun an stehst du also nicht mehr unter meinem, sondern unter dem Willen des Zaren.'

‚Er hat es jetzt gut,‘ sagte die Alte in dem buntgestreiften Kleid, ‚er braucht niemanden mehr zu fürchten. Er hat nicht mehr die Tyrannei eines Herrn über sich, sondern nur noch eine Macht: ‚den Tod in der Schlacht‘. So glaubte auch ich, und ich träumte drei Jahre lang allnächtlich, wie mein Arkadij Jljitsch kämpfte.

Während dieser drei Jahre war mir Gott gnädig. Man holte mich nicht zum Theater zurück; ich durfte die ganze Zeit in der Kälberhütte als Gehilfin der Tante Drossida leben, wo ich mich sehr wohl fühlte. Mir tat diese Frau sehr leid. Wenn sie zuweilen etwas weniger getrunken hatte und nachts an mein Bett kam, hörte ich ihren Erzählungen gern zu. Sie entsann sich noch, wie der alte Graf von seinen eigenen Leuten erstochen worden war — der Haupträdelsführer war der Kammerdiener des Grafen gewesen —, weil man seine teuflische Grausamkeit einfach nicht mehr hatte aushalten können. Ich trank aber zu der Zeit noch immer nicht. Die Arbeit bei Tante Drossida bereitete mir großes Vergnügen, und die Kälbchen waren mir wie Kinder. Man konnte sich an solch ein Tierchen so gewöhnen, daß man es bekreuzte und drei Tage lang beweinte, wenn es aus dem Stall geholt wurde, um für den gräflichen Tisch geschlachtet zu werden. Für die Bühne taugte ich nicht mehr, da ich einen schleppenden Gang bekommen hatte. Früher war ich leicht und frei dahingeschritten; nachdem mich jedoch Arkadij Jljitsch in der kalten Winternacht entführt hatte, war das Gefühl aus meinen Beinen geschwunden — ich hatte sie mir gewiß erkältet — und ich hatte nicht mehr

so viel Kraft in den Zehenspitzen, um noch tanzen zu können. Ich trug ein ebensolch buntgestreiftes Leinenkleid wie Drossida, und Gott weiß, wie lange ich noch so weitergelebt hätte. Aber plötzlich kam es anders. Eines Nachmittags, als ich bei Sonnenuntergang in meiner Hütte am Fenster saß und Garn aufwickelte, wurde plötzlich ein kleiner Stein durch das Fenster hereingeworfen, der in ein Blatt Papier gewickelt war.

16

Ich schaue hin, ich schaue her, blicke zum Fenster hinaus — niemand ist zu sehen.

‚Der Stein ist sicher von draußen über den Zaun geworfen worden,' dachte ich, ‚doch nicht dorthin geflogen, wohin er sollte, sondern aus Versehen in unsere Stube hineingefallen.' Ich überlegte mir, ob ich das Papier öffnen sollte oder nicht. Wäre es nicht doch besser, es aufzuwickeln, weil doch gewiß etwas darauf geschrieben war? Vielleicht war es eine wichtige Nachricht für jemand. Wenn ich sie auch las, so konnte ich doch das Geheimnis für mich behalten, und dann das Briefchen mit dem Stein auf die gleiche Art demjenigen zuwerfen, für den es bestimmt war.

Ich wickelte also den Zettel auf und begann zu lesen; aber ich wollte meinen Augen nicht trauen ...

17

Auf dem Zettel stand geschrieben:

‚Meine getreue Ljuba! Ich war im Kriege und habe meinem Kaiser treu gedient; mehr als einmal habe ich

für ihn mein Blut vergossen; dafür hat man mich zum Offizier befördert und mir den Adel verliehen. Ich bin jetzt als freier Mann hier, um meine Wunden auszuheilen und bin in der Puschkarkavorstadt auf dem Posthof abgestiegen. Morgen lege ich meine Orden und Ehrenzeichen an, begebe mich zum Grafen, bringe ihm all mein Geld, das man mir zu meiner Kur gegeben hat, — es sind fünfhundert Rubel — und kaufe dich von ihm frei. Ich hoffe, daß wir uns dann endlich vor dem Altar des Allerhalters trauen lassen können'.

Und weiterhin stand geschrieben," fuhr Ljubow Onissimowna mit immer steigender Erregung und Begeisterung fort, „,Die sogenannte Schmach aber, die Sie über sich ergehen lassen mußten, rechne ich Ihnen nicht als eine Sünde und Schwachheit, sondern nur als eine Marter an und stelle das Urteil darüber Gott allein anheim, für Sie aber fühle ich wie immer nur Hochachtung.' Unterschrieben war der Brief: ‚Arkadij Iljitsch'."

Ljubow Onissimowna verbrannte den Brief sofort auf dem Herd und sagte niemandem etwas davon, nicht einmal der alten Viehmagd; sie betete die ganze Nacht zu Gott, aber nicht für sich, sondern nur für ihn. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß der Graf anders mit Arkadij verfahren würde als früher, auch wenn er dem Brief nach jetzt Offizier und mit Orden und Wunden bedeckt war.

Kurz gesagt, sie fürchtete, daß man ihn abermals schlagen würde.

18

Am andern Morgen führte Ljubow Onissimowna ihre Kälbchen in die Sonne. Als sie eben begonnen hatte, ihnen Milch und eingeweichte Brotrinden zu geben, hörte sie plötzlich, wie draußen, jenseits des Zaunes, die Leute eilig nach einer bestimmten Richtung liefen und laut durcheinander sprachen.

„Von ihren Reden verstand ich kein Sterbenswörtchen," sagte sie, „aber sie schnitten mir wie Messer ins Herz. Ich sagte zu dem Kutscher Philipp, der eben zum Tor hereinfuhr: ‚Philuschka, Väterchen, weißt du nicht, wohin die Leute laufen und was sie Interessantes zu erzählen wissen?'

Er versetzte: ‚Sie laufen nach der Puschkarka. Dort hat der Gasthofbesitzer heute Nacht einen Offizier, der bei ihm übernachtete, erstochen. Er soll ihm die Kehle durchschnitten und fünfhundert Rubel geraubt haben. Man hat ihn ergriffen, er soll ganz mit Blut bedeckt gewesen sein, und das Geld hat man bei ihm gefunden.'

Im gleichen Augenblick brach ich zusammen . . .

Seine Worte waren richtig gewesen. Der Gastwirt hatte Arkadij Iljitsch erstochen . . . er wurde hier begraben und liegt in diesem selben Grabe, an dem wir sitzen . . . hier unter uns, unter diesem Fleckchen Erde liegt er . . . du sollst es ruhig wissen, weshalb ich immer hierher mit euch spazieren gehe . . . Ich will nicht dort hinüberschauen (sie zeigte auf die düsteren, grauen Ruinen des Grafenhauses), sondern ich will nur ein

wenig hier neben ihm sitzen und ... und ein Schlückchen auf sein Gedächtnis trinken ..."

19

An dieser Stelle verstummte Ljubow Onissimowna, da sie ihre Erzählung wohl für beendigt ansah. Sie zog ein Fläschchen aus der Tasche heraus, und nippte oder ‚saugte' daran. Ich fragte sie: „Wer hat denn den berühmten Toupetkünstler hier beerdigt?"

„Der Gouverneur, mein Täubchen, der Gouverneur war selbst bei der Beerdigung zugegen. Wie denn! Er war doch Offizier, und bei der Totenmesse nannten ihn der Diakon und der Pope den ‚Edelmann Arkadij'. Wie man ihn ins Grab ließ, gaben die Soldaten eine Salve über ihm ab. Den Gastwirt bestrafte der Henker ein Jahr darauf auf dem Iljinkaplatze mit der Knute. Dreiundvierzig Schläge bekam er für die Ermordung Arkadij Iljitschs; der Gastwirt hielt sie aus, blieb am Leben und wurde mit gestempeltem Gesicht zur Zwangsarbeit verschickt. Wer von unsern Männern konnte, lief hin, um sich das Schauspiel anzusehen, und die Alten, die noch die Bestrafung der Grafenmörder mit angesehen hatten, erzählten, daß man für den Grafen hundert und einen Schlag ausgeteilt habe; dreiundvierzig Hiebe seien wenig, doch war Arkascha ja von einfachem Herkommen. Das Gesetz schreibt doch vor, daß eine gerade Zahl von Schlägen nicht ausgeteilt werden darf, die Zahl muß stets ungerade sein. Bei dem Grafen hatte man sich eigens den Henker aus Tula kommen lassen und ihn

vor der Exekution noch drei Glas Rum trinken lassen. Er schlug darauf in der Art, daß die ersten hundert Knutenhiebe nur zur Qual dienten, der nächste und letzte Schlag jedoch mit einer derartigen Wucht niederfiel, daß das Rückgrat vollkommen zerschmettert wurde. Als man den Bestraften vom Brett schnallte, war er schon beinahe tot . . . man deckte eine Matte über ihn und überführte ihn in das Zuchthaus, unterwegs starb er jedoch. Der Tulaer Henker soll aber immerzu geschrien haben: ‚Noch einen her zum Schlagen . . . alle Orjoler will ich umbringen!‘ “

„Waren Sie auch bei dem Begräbnis zugegen?“ fragte ich.

„Natürlich. Wir waren alle zusammen da. Der Graf ließ alle Leute von seinem Theater hinführen, damit sie sehen könnten, wie weit es einer von uns in der Welt gebracht hatte.“

„Haben Sie auch von ihm Abschied genommen?“

„Warum denn nicht? Alle traten an den Sarg heran und verabschiedeten sich von ihm, ich natürlich auch . . . Er hatte sich so verändert, daß ich ihn kaum wieder erkannte. Er hatte ein mageres und sehr bleiches Gesicht. Die Leute sagten, sein ganzes Blut sei aus ihm herausgeflossen, weil er in der Mitternachtsstunde ermordet wurde. Ach, wieviel Blut er verloren haben mag! . . .“

Sie verstummte und dachte nach. „Und wie sind sie über all das hinweg gekommen?“ fragte ich.

Es war, als wenn sie zur Besinnung käme; sie strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ich weiß nicht

mehr, wie ich nach Hause kam ... wahrscheinlich mit den anderen zusammen ... jemand führte mich ... Gegen Abend aber kam Drossida Petrowna zu mir und sagte: ‚Nun, so geht es nicht weiter ... du schläfst nicht und liegst da wie ein Stein. Das tut nicht gut, du mußt weinen, damit das Herz einen Ausfluß hat.‘

‚Ich kann nicht, Tantchen,‘ sagte ich, ‚mein Herz ist wie eine glühende Kohle und hat keinen Ausfluß.‘

Darauf meinte sie: ‚Nun, dann ist es eben so weit, daß du dem Placon nicht mehr entgehen kannst.‘

Sie schenkte mir ein aus ihrer Flasche und sagte: ‚Früher habe ich dich selbst davon abgehalten und dir abgeredet, aber jetzt bleibt nichts anderes übrig: saug' und lösche die Kohle.‘

Ich sagte: ‚Ich mag nicht!‘

‚Närrchen,‘ meinte sie, ‚niemand mag zuerst. Kummer ist bitter, Gift aber ist noch bitterer. Wenn du die Kohle jedoch mit diesem Gift begießt, erlischt sie für eine Weile. Schnell, sauge, sauge!‘

Ich trank auf einmal das ganze Placon aus. Es schmeckte widerlich, aber ich konnte anders keinen Schlaf finden. In der nächsten Nacht machte ich es wieder so ... ich trank alles aus ... Jetzt kann ich überhaupt nicht anders schlafen; ich habe mir selbst ein kleines Placon angeschafft und kaufe mir Branntwein ... Und du, mein guter Junge, sag der Mama nichts davon, du sollst die einfachen Leute niemals verraten, sondern sie in Schutz nehmen, sie sind alle Dulder. Wenn wir jetzt nach Hause gehen, dann will ich ans Fensterchen der Schenke klopfen ... wir werden nicht

hineingehen, ich gebe ihnen einfach mein leeres Placon durchs Fenster, und sie reichen mir ein volles heraus."

Ich war tief erschüttert und versprach ihr, niemals jemandem etwas von ihrem ‚Placon' zu sagen.

„Hab Dank, mein Täubchen, sag es niemandem: ich muß es haben!"

Als wenn es heute wäre, sehe und höre ich noch immer, wie sie jede Nacht, wenn alles im Hause zur Ruhe gegangen war, leise von ihrem Bett aufstand, ohne auch nur mit einem Knöchelchen zu knacken, wie sie lauschte, und sich mit ihren langen, erfrorenen Beinen zum Fenster schlich ... Dort stand sie eine Weile, sah sich um und horchte, ob nicht meine Mutter aus dem Schlafzimmer käme; dann hörte ich, wie der Hals des ‚Placons' leise gegen ihre Zähne stieß und wie sie ‚sog'. Ein Schlückchen, noch eines, ein drittes! ... Die Kohle war gelöscht, der Seele Arkaschas war gedacht. Dann huschte sie wieder zu ihrem Bett zurück, schlüpfte flink unter die Decke und begann bald leise und ruhig zu atmen. Sie schlief!

Schrecklichere und herzzerreißendere Gedächtnisfeiern habe ich nie wieder erlebt.

Die Geschichten vom Pan Wischnewskij und seiner Sippe

Schaut ihn an, den Gutsbesitzer,
So ist er, wie er leibt und lebt!

Turgenjew

Im Perejaslawer Kreise des Gouvernements Poltawa lebte einst der Gutsbesitzer Jwan Gawrilowitsch Wischnewskij. Sein großes, an beiden Ufern des Flusses Ssupoj gelegenes Besitztum (die Flüsse Udaj und Ssupoi tragen in einem Geographiebuch die Bezeichnung: ‚Wegen vielerlei Mängel zur Schiffahrt ungeeignet') hatte er der Freigebigkeit der Kaiserin Jelisaweta Petrowna zu verdanken. Das Gut bestand aus zwei großen Dörfern, von denen das eine Farbowanaja, das andere Ssosnowka hieß.

Der alte Pan Jwan Wischnewskij lebte und starb auf diesem Gut. Nach seinem Tod gingen Farbowanaja und Ssosnowka in den Besitz seines Sohnes Stepan Jwanowitsch Wischnewskij über, der heroische Berühmtheit erlangte, wenn auch seine Taten von der Phantasie des Volkes mancherlei Zusätze und Ausschmückungen erfahren haben mögen.

Stepan Jwanowitsch war ein Athlet, ein Recke, starrköpfig, maßlos ausschweifend, aber gastfreundlich und in gewisser Hinsicht gebildet, denn er gehörte zu jenen jungen Leuten, die von der Kaiserin Jekaterina ‚zur Erleuchtung von Herz und Verstand' nach England geschickt worden waren.

Nach der Rückkehr aus England trat er als Junker im Gardekavallerieregiment ein; als er es bis zum Leutnant gebracht hatte, nahm er den Abschied, heiratete das Edelfräulein Stepanida Wassiljewna Schubinskaja, eine Adlige aus dem Gouvernement Twer, und siedelte nach Moskau über, wo er ein eigenes Haus besaß.

Da Wischnewskij nichts zu tun hatte, begann er, ‚wunderlich‘ zu werden.

Vor allem gedachte er den Moskauern mit seiner kleinrussischen Stammeseigenart zu imponieren. Er machte bei niemandem Besuch, kleidete sich auf kleinrussische Art, trank in großen Mengen ‚gebrannten Geist‘ und aß, wie man hörte, nur Bärenfleisch.

Als man der Kaiserin berichtete, daß Wischnewskij ‚nicht die gesellschaftliche Form achte‘, ließ sie dem Eigenbrödler eine Rüge zukommen. Er beschloß, sich zu bessern und ließ sich zu diesem Zweck von seinem Gut einen kleinrussischen Ochsenwagen nach Moskau bringen, sowie einen Knecht, der mit den Ochsen umzugehen verstand. Sowie der Tag gekommen war, wo alle Standespersonen Moskaus verpflichtet waren, einander Besuche zu machen, begann Stepan Iwanowitsch, ‚allen namhaften Leuten seine Visite abzustatten‘. Er fuhr jedoch bei den einzelnen Portalen nicht in einer Equipage, sondern mit einem ganzen Wagenzuge vor. Voraus sprengte ein Reitknecht auf einer gestutzten englischen Stute, ihm folgte eine prächtige, mit sechs Pferden bespannte Kutsche, in der ein Kammerdiener saß; den Schluß bildete ein Bauernwagen mit einem Paar schwarzgrauer, krummhörniger Ochsen bespannt oder eine kleinrussische ‚Fuhre‘, auf welcher der Pan Wischnewskij Platz genommen hatte. Er saß nach der Gepflogenheit kleinrussischer Bauern in der Mitte des Wagens auf einer Schütte Roggenstroh und rauchte mit unerschütterlicher Ruhe eine Weichselpfeife von der bekannten kleinrussischen Fasson. Der

Knecht, der das Gespann lenkte, trug Pluderhosen ‚so weit wie Wolken‘, ein teerfarbenes Hemd mit steifem Kragen, schwere Stiefeln und eine hohe Fellmütze. Er schritt mit einem Knüppel neben den Ochsen her, hielt sie an einem durch den Nasenring gezogenen Riemen fest, damit sie nicht des Straßenlärms wegen scheuten, und schrie bald ‚Hü!‘ und bald ‚Hott!‘

Der Reitknecht besaß ein Verzeichnis sämtlicher Personen, die dieser verwilderte Europäer besuchen wollte. Seiner Liste folgend leitete der Reitknecht den Zug durch die verschiedenen Straßen; gelangte er vor das Haus einer der hochmögenden Persönlichkeiten, die auf seinem Zettel verzeichnet standen, so verkündete er mit lauter Stimme: „Hallo! Mein Pan kommt!“

Wenn die beiden folgenden Wagen herangekommen waren, machte der Reitknecht Front vor ihnen und schrie abermals: „Jetzt ist Pan Wischnewskij da!“

Darauf fuhr die Kutsche am Portal vor, der Kammerdiener Stepan Jwanowitschs kletterte heraus, begab sich ins Haus und fragte, ob es den Herrschaften angenehm sei, seinen Herrn zu empfangen.

Wenn Wischnewskijs Besuch angenommen wurde, rollte die Kutsche ein Stück weiter, und am Portal fuhr der ‚Ochsenwagen‘ vor. Stepan Jwanowitsch stieg ab und begab sich ins Haus, wobei er jeden Diener, der ihm in den Weg lief, freigebig beschenkte. Jm Salon benahm er sich als Edelmann und Europäer, prunkte mit guten Manieren, ausgezeichneter Sprachenkenntnis, kleinrussischem Scharfsinn und Schlagfertigkeit.

„Ja, er war ein Spaßvogel, sprach französisch und italienisch, und konnte in diesen Sprachen Gott loben. Wenn er nur nicht zu faul dazu gewesen wäre," sagten seine Leute.

2

Wie bereits erwähnt wurde, pflegte Wischnewskij nur Bärenfleisch zu essen. Er unterhielt zu diesem Zweck auf einem der twerschen Güter seiner Frau einen Bärenzwinger, in dem die Bären aufgezogen und dann auf den Tisch Stepan Iwanowitschs nach Moskau gebracht wurden. Gegen die Polizei hegte Wischnewskij einen tief eingewurzelten, unüberwindlichen Haß. Kein Polizist durfte es wagen, zu ihm auf den Hof zu kommen, ohne Gefahr zu laufen, allerlei Kränkungen zu erfahren, wenn er Stepan Iwanowitsch unter die Augen kam. Das Haus Wischnewskijs war der Moskauer Polizei unerreichbar und erfreute sich aus diesem oder einem andern Grunde eines wenig schmeichelhaften und sehr geheimnisvollen Rufes. Gefördert wurde dieser noch wegen der sittenlosen Instinkte Wischnewskijs in bezug auf die Frauen oder genauer, auf die Kinder weiblichen Geschlechts. Die Polizei hatte natürlich ebenfalls eine mächtige Wut auf Wischnewkij und suchte eifrig nach einer Gelegenheit, ihm sein flegelhaftes Benehmen heimzuzahlen, fand jedoch lange Zeit keinerlei Grund zum Einschreiten. Schließlich aber bot sich eine Gelegenheit dazu. Einmal hatte einer von Wischnewskijs Hunden einen Knochen auf die Straße hinausgeschleppt und dort liegen lassen; in diesem

Knochen erkannte man das Gelenk eines Kinderfußes. Dieses wiederholte sich einige Tage hindurch. Man paßte dem Hund auf, und beobachtete, daß er die Knochen aus der Abfallgrube holte. In der Dienerschaft der Nachbarhäuser munkelte man, daß Wischnewskij seine leibeigenen Mädchen schände und sie nach vollbrachter Tat umbringe. Es dauerte nicht lange und man wußte schon die genaue Anzahl der spurlos verschwundenen Mädchen und sogar ihre Namen.

Die Polizei sah in alledem nicht nur hinreichenden Grund zum Einschreiten, sondern sie hielt es sogar für ihre Pflicht, was es ja in der Tat auch war. Zu diesem Behuf erschienen eines Tages der Polizeikommissar und der Reviervorsteher auf dem Hof Stepan Iwanowitschs, und wollten die Grube, aus der der Hund die verdächtigen Knochen geholt hatte, einer Besichtigung unterziehen. Die treuen Diener Wischnewskijs erlaubten jedoch der Polizei nicht, die Untersuchung vorzunehmen, bevor sie ihren Pan benachrichtigt hatten. Stepan Iwanowitsch zog seinen Rock an, begab sich zu den Polizisten hinaus und befahl ihnen selbst, die Grube zu öffnen. Zu ihrer großen Freude fanden diese eine Menge von genau den gleichen Knochen vor, die die Ursache zu der Verdächtigung gebildet hatten. Gleichzeitig stellte es sich jedoch heraus, daß sie keineswegs Überreste menschlicher Füße waren, sondern die Pranken junger Bären, die für Wischnewskijs Tisch geschlachtet worden waren.

Die Polizisten wurden sehr verlegen und begannen sich vielmals vor Stepan Iwanowitsch zu entschul-

digen, indem sie sagten, daß sie das Opfer einer Täuschung und falscher Gerüchte geworden seien.

Wischnewskij verzieh ihnen, indes er sie mit einer Knute durchbläute. Dieses schroffe, unstatthafte Benehmen hatte zur Folge, daß er aus Moskau verwiesen wurde, und fortan in seinen kleinrussischen Dörfern leben mußte, die seinem Vater Jwan Gawrilowitsch dank der Freigebigkeit der Kaiserin Jelisaweta Petrowna zuteil geworden waren.

Wischnewskij unterwarf sich dem Befehl und begab sich nach seinem Gut Farbowanaja im Perejaslawer Kreise, um dort, von nichts behindert, sein Treiben mit noch größerer Willkür fortzusetzen.

Die Geschichte mit den Bärenpranken erzählt man sich in Moskau auch noch von mehreren anderen Personen. Dem Pan Wischnewskij wird sie nur in kleinrussischen Überlieferungen zugeeignet, die vornehmlich in den fruchtbaren Auen der Flüsse Udaj und Ssupoj im Schwange sind. Was die Ochsenvisite in Moskau betrifft, so habe ich dort nie das geringste von einer so originellen Ausfahrt reden hören. Man darf deshalb wohl einige Zweifel hegen, ob diese Erzählung den Tatsachen entspricht. Freilich behaupten viele Liebhaber solcher Überlieferungen an den Ufern des Udaj und Ssupoj steif und fest, daß die Geschichte wahr sei; sie werfen nur verächtlich ihre wulstigen Kosakenlippen auf, wenn man einwendet, daß die Geschichte in Moskau nicht bestätigt würde, und sagen im Brustton der Überzeugung: „Ha no! Wenn Sie in Moskau die Wahrheit suchen wollen!“

3

Nachdem sich Stepan Iwanowitsch Wischnewskij in seinem Kleinrußland wieder heimisch fühlte, ließ er sich an den Ufern des rühmlich bekannten Ssupoj, in Farbowanaja und in Ssosnowka je ein Haus bauen. In beiden Häusern, wo man überall die großzügige Hand ihres Herrn bemerkte, hielt sich Wischnewskij eine umfangreiche Schar von Dienern und Jägern, sowie ein Gestüt und einen Harem. Mit letzterem allein begnügte sich übrigens Stepan Iwanowitsch nicht, er machte seine Herrenrechte auch bei allen anderen Frauen seines Besitztums in vollem Maße geltend. Er wohnte bald auf dem einen, bald auf dem andern Gut und wahrte streng die ein- für allemal von ihm eingeführte eigenmächtige Verwaltung. Er hielt es für sein volles Recht, jedermann ‚zu seinem christlichen Glauben zu bekehren', wie er es nannte, und erreichte mit seiner Willkür alles, wonach ihn gelüstete, ohne je von jemandem behindert zu werden.

In Wischnewskijs bizarrem, launenhaftem Benehmen war jedoch auch hier das hervorstechendste Merkmal sein Haß gegen die Polizei. Sowie er auf seinen Besitzungen angelangt war, erließ er die Anordnung, daß weder der Kreisrichter, noch der Polizeikommissar oder sonst ein Beamter es wagen sollte, durch sein Gebiet mit Schellengeläut zu fahren. Den Bauern ward befohlen, jeden, der mit Schellen fuhr, anzuhalten und sich nach seinem Namen zu erkundigen. Wenn der Durchfahrende ein Edelmann oder sonst

eine Standesperson war, sollte man ihn passieren lassen und ihm gleichzeitig mitteilen, daß der Grund und Boden, auf dem er sich befand, dem Pan Wischnewskij gehöre. Der Pan liebe und schätze ehrenwerte Leute und bäte sie, seine Gäste zu sein, damit sie sich von den Mühsalen des Weges mit einem Imbiß bei ihm erholten. Wenn es der Reisende eilig hatte und nicht ‚zu der Bewirtung' fahren wollte, sondern sie mit höflichem Dank ablehnte, so hielt man ihn nicht mit Gewalt zurück. Man erlaubte ihm ‚gnädigst', weiterzufahren und untersagte ihm das Schellengeläute nicht. Wenn ein Reisender jedoch Zeit hatte und sich bereit erklärte, zum Pan zu fahren, dann geleitete man ihn nach Farbowanaja oder Ssosnowka, je nachdem, auf welchem der beiden Güter Pan Wischnewskij zurzeit wohnte.

Stepan Iwanowitsch fragte nicht nach Rang und Titel seiner Gäste, sondern er empfing sie alle mit gleicher Freude und bewirtete sie reichlich und üppig, wie es damals Sitte war; zuweilen fiel der Imbiß sogar so umfangreich aus, daß es dem Besucher übel bekam. Wischnewskij nötigte jedoch keinen seiner Gäste, wider seinen Willen mehr zu essen und zu trinken, als er vertragen konnte; sein Grundsatz war, daß der Tisch ‚brechend voll' sein mußte; wenn sich einer der Gäste dadurch zur Unmäßigkeit verleiten ließ und sich übernahm, so geschah das ja nicht durch Schuld und Nötigung Wischnewskijs, sondern der unvorsichtige Gast hatte es sich selbst zuzuschreiben und durfte nicht murren, wenn er für seine Völlerei büßen mußte.

Wenn jemand von den Gästen hilfsbedürftig zu sein schien, gab ihm Stepan Iwanowitsch sogar beträchtliche Unterstützungen, und den Offizieren pflegte er stets eine Kostbarkeit zum Andenken zu schenken. Diese Freigebigkeit trug ihm den Ruf eines liebenswürdigen, gastfreundlichen Mannes ein. Sowie es sich aber um Beamte oder gar um die Polizei handelte, wandelte sich Stepan Iwanowitsch zu einem ganz rohen Patron. Die Forderungen, die er an diese Unglücklichen stellte, waren so hart und erniedrigend, daß es schwer verständlich ist, wie sie sich ihnen unterwerfen konnten und nicht imstande waren, sich vor dem Sonderling von Farbowanaja zu schützen.

Sowie der Kreisrichter oder der Bezirkskommissar auf Wischnewskijs Grund und Boden anlangten, mußten sie halten und die Klöppel ihrer Schellen festbinden, damit sie nicht läuteten. Taten sie dies nicht, so wurden die Hüter der Ordnung von den Bauern angehalten, denen befohlen war, den Beamten das Schellengeläut wegzunehmen und sie unverzüglich ins Herrenhaus zum Pan zu bringen. Leistete der Beamte Widerstand, so drohte ihm zwiefaches Ungemach; er wurde zuerst von den Bauern verprügelt, die dies auf Verantwortung ihres Herrn taten, und danach doch noch zum Pan gebracht, bei dem jeden Polizeibeamten ein unglaublich erniedrigender, aber mit unerbittlicher Strenge eingehaltener, besonders zeremonieller Empfang erwartete.

Ob der Polizeibeamte gefügig oder widerspenstig, ehrlich oder anspruchsvoll war, kümmerte Stepan

Iwanowitsch nicht; für ihn waren sie alle Halunken. An ihre Ehrlichkeit glaubte er überhaupt nicht, und in dieser Hinsicht scheint er sich auch nicht sehr getäuscht zu haben. Es war sein Grundsatz, daß kein Beamter die Schwelle des Gutshauses überschreiten durfte, gleichgültig, ob er mit einem dringenden Anliegen oder unter sonst einem Vorwand kam. Wenn der Kreisrichter oder der Bezirkskommissar dienstlich etwas auszurichten hatten oder gezwungen waren, sich mit einer Bitte oder Beschwerde an ihn zu wenden, so wußten sie, daß sie durch Wischnewskijs Ländereien ‚ohne Schellen', das heißt, so still wie möglich fahren und vor dem Gutstor haltmachen mußten. Unter keinen Umständen durften sie es wagen, am Portal vorzufahren. Im Bereich des Gutsgebäudes mußten sie zu Fuß gehen, am Tor die Mütze abnehmen und an den Fenstern des Hauses sich nur mit entblößtem Kopfe vorbeidrücken.

Beim geringsten Widerstand gegen diese grundsätzliche Anordnung wurde jeder Polizeibeamte von der gut instruierten Dienerschaft augenblicks am Kragen gepackt und vor die Tür befördert, nicht ohne daß man ihm ‚einige kräftige Nackenstöße versetzt hätte'. Da dies streng und getreulich ausgeführt wurde, wagte niemand, sich dagegen aufzulehnen oder an Widerstand auch nur zu denken. Das waren indessen nicht alle Erniedrigungen. Der Beamte durfte nie weiter gehen als bis zur Treppe, unter der die großen Hetzhunde eingesperrt waren. Hier mußte er stehen bleiben und warten, bis der Pan einen Lakaien zu ihm hinausgeschickt hatte. Den Lakaien mußte der Beamte als

‚seinesgleichen‘ begrüßen, das heißt, er mußte ihm die Hand geben und durfte ihm mitteilen, mit welchem Anliegen er zum Pan kam.

Wenn Wischnewskij der Ansicht war, daß der Grund, weshalb der Beamte zu ihm gekommen war, zu geringfügig sei, ließ er ihn einfach davonjagen. Handelte es sich jedoch um eine Adelsangelegenheit oder um eine Mitteilung vom Ministerium, so zog Stepan Iwanowitsch seine Pekesche an, setzte die Mütze auf, ging auf die Freitreppe hinaus und hörte dem Beamten zu, indem er die ganze Zeit seitwärts von ihm stand und ihn nicht ein einziges Mal eines Blickes würdigte.

Dann begab sich Wischnewskij schweigend ins Haus zurück, während ein Diener dem Beamten auf einem Teller ein Glas Schnaps und einen Fünfzigrubelschein reichte. Der Beamte mußte den Schnaps trinken und die fünfzig Rubel ‚für einen Imbiß‘ nehmen (Speise und Trank wurde einem Beamten bei Wischnewskij nie als Imbiß angeboten). Wenn sich ein Beamter wider Erwarten zu stolz auf seine Würde zeigte und den Schnaps zurückwies, weil er ihm auf der Treppe kredenzt wurde, erhielt er auch das Geld für den Imbiß nicht. In diesem Falle mußte ihn der Diener die Treppe hinunterstoßen, und ihm den Schnaps in den Rücken gießen, die fünfzig Rubel jedoch durfte er für sich behalten. Dann mußte der Diener an dem Strick ziehen, der zu der eisernen Gittertür führte, die den Stall der großen Hetzhunde unter der Treppe abschloß....

Die Beamten wußten dies alles und wagten nie den geringsten Widerspruch gegen die Anordnungen

Stepan Iwanowitschs. Ja, sie waren sogar froh, wenn sie in dienstlichen Angelegenheiten zum Pan von Farbowanaja fahren mußten.

Wenn alles dies, was die Überlieferungen berichten, stimmt, dann müssen offenbar fünfzig Rubel für einen Imbiß damals viel Geld gewesen sein.

4

In allen Dingen, bei denen es sich um Keuschheit und Moral handelte, machte Stepan Iwanowitsch nicht viel Federlesens; ja, sein Benehmen war geradezu naiv zu nennen. Übrigens gab es in dieser Beziehung viele Leute, die ihm ähnlich und gleich waren. Die originellste Rolle spielte in dieser Hinsicht seine Gattin Stepanida Wassiljewna, geborene Schubinskaja, die man so gut wie ihn ‚psychopathisch' nennen kann, wenn auch in anderem Sinne.

Sie war, wie gesagt, eine Adelige aus dem Gouvernement Twer und eine gebildete Frau von bester Herkunft. Sie hatte ihren Gatten sehr lieb und lebte allezeit im besten Einvernehmen mit ihm. Aus ihrer Ehe mit Stepan Iwanowitsch entsprossen zwei Töchter. Die Geburt des zweiten Kindes verlief recht unglücklich, und Stepanida Wassilijewna trug dabei einen Schaden für ihr ganzes Leben davon. Stepan Iwanowitsch begann sie zu meiden. Wenn sie sich in Farbowanaja aufhielt, begab er sich nach Ssosnowka, weilte sie in Ssosnowka, siedelte er nach Farbowanaja über. Als Stepanida Wassiljewna dies merkte, begann sie ‚aus Liebe zu ihrem Manne', wie sie sagte,

Maßnahmen zu treffen, daß er sich nicht von ihr fernhalte, und daß ‚ihm auch in ihrer Gegenwart das Leben nicht langweilig würde‘. Zu diesem Zwecke veranstaltete sie bei sich Zusammenkünfte von jungen Mädchen, zu denen diese freilich nur widerwillig und unter Tränen erschienen. Doch Stepanida Wassiljewna hätschelte und pflegte sie so lange, bis die Mädchen zutraulich wurden und nicht mehr weinten. Darauf schrieb Stepanida Wassiljewna an ihren Mann und lud ihn ein, ‚zu ihr zu kommen und sich an den Mädchen zu ergötzen‘. Er antwortete ihr: ‚Ich danke dir vielmals und weiß deine Sorge um mich zu schätzen; übrigens kann ich mich bei der Auswahl auf deinen Geschmack auch mehr als auf meinen eigenen verlassen.‘

Diese Antwort bereitete Stepanida Wassiljewna große Freude, ja sie rührte sie sogar. Ihre Gefühle für Stepan Iwanowitsch erglühten noch einmal so stark, und sie schrieb ihm unverzüglich als Antwort: ‚Ich danke dir sehr für dein Vertrauen, mein teurer Freund, und ich hoffe, daß dir mein Geschmack, nach dem ich die Auswahl getroffen habe, wohl gefallen wird. Ich bitte jedoch, du Engel meiner Seele, komme sobald wie möglich zu mir, weil sich mein Herz nach dir sehnt. Du wirst sehen, daß ich mich nicht nur auf meinen eigenen Geschmack verlassen habe, sondern daß ich bemüht war, das Richtige für dich zu treffen. Unsere Kinder sind beide gesund; sie lassen dich grüßen und küssen dir die Hand.‘ Die Unterschrift lautete: ‚Deine treue Gattin und Magd Stepanida.‘

Auf diese Botschaft hin gab Stepan Iwanowitsch

sein Einsiedlerleben auf und fuhr zu seiner Frau, die es erreicht hatte, daß er mit ihr unter einem Dache wohnte, ohne daß es ihm langweilig wurde.

Sie betrug sich nicht nur zärtlich und liebenswürdig gegen die Favoritinnen, die sie für ihren Mann ausgewählt hatte, sondern betreute auch die Kinder, die sich bei solch patriarchalischer Herrenwirtschaft in Farbowanaja rasch vermehrten.

Wischnewskij selbst war lange nicht so reinen und lauteren Herzens wie seine Frau. Wenn sich der verderbte, sittenlose Stepan Iwanowitsch bei der Person zu langweilen begann, die verpflichtet war, ihm ‚die Zeit zu vertreiben', so begab er sich wieder auf das andere Gut und ‚lebte dort für sich'.

Stepanida Wassiljewna hatte nie etwas dagegen einzuwenden und brachte ihrem Manne volles Verständnis entgegen, denn ihr galt nach alter Väter Sitte der Friede und das Einvernehmen mit dem Gatten für das Höchste auf der Welt. Wenn sie einige Zeit später wieder die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte, schrieb sie ihm abermals demütig und zärtlich: ‚Es kränkt mich bitter, lieber Freund, daß du in solch wichtigen Angelegenheiten argwöhnisch und unaufrichtig gegen mich bist, denn das habe ich nicht verdient. Gott sieht, daß ich wahr und ehrlich gegen dich handle, und daß ich dich mehr als alles auf der Welt liebe. Die Trennung von dir verzehrt mein Herz und meine brennenden Tränen fließen unaufhaltsam und versiegen nicht. Die Person, die dich durch ihre Reizlosigkeit ermüdet und gelangweilt hat, habe ich dank

meiner Bemühungen ohne große Schwierigkeiten gut versorgt, und sie ist mit ihrer jetzigen Lage sehr zufrieden und dankbar. Wenn du bald zu mir kämest, würdest du deine Freude haben an einem ganz reizenden Mädchen. Unsere beiden Kinder sind mit Gottes Hilfe gesund und wohlbehalten und beten für ihren Vater.' Wieder lautete die Unterschrift: ‚Deine Gattin und Magd.'

Als Antwort erfolgte von Wischnewskij abermals ein Kompliment für seine Frau und die Versicherung, daß er sich vollkommen auf ihren Geschmack verlasse. Bald danach kehrte Stepan Iwanowitsch wieder in den Schoß seiner Familie zurück. Er wurde mit Zymbelschall und Liedern begrüßt; Liebkosungen und Schmeicheleien harrten seiner; das gebratene Kalb war da und alles, alles, was notwendig war, um ihn so restlos glücklich zu machen, wie es nur seine zärtliche, überzärtliche Gattin vermochte, die das Unglück hatte, kein springlebendiges, reizendes Weibchen mehr, sondern ‚für allezeit unbrauchbar' zu sein.

5

Nach einigen solcher eben beschriebenen Intermezzos legte Stepan Iwanowitsch seine Verschlossenheit und sein Mißtrauen ab und nahm nie wieder zu der verschlagenen Politik des Separatlebens seine Zuflucht.

Stepanida Wassiljewna ‚paßte auf ihn auf, wie eine Mutter auf ihr Junges', sagten die Bauern.

Die unglaubliche Primitivität dieser ehelichen Beziehungen, die an die biblische Erzählung von Sarah

und Hagar erinnert, wird noch unwahrscheinlicher, wenn man den näheren Umständen Glauben schenkt, die vom Leben dieser beiden erzählt werden.

Stepan Iwanowitsch war ein richtiger Türke. Seine mannigfachen Verbindungen umfaßten alle Arten von Liebe, angefangen von vorübergehenden Aufwallungen bis zu tiefer Hingebung an seine Odalisken, vornehmlich seiner Sultanin. Den flüchtigen Verirrungen ist natürlich keinerlei Bedeutung beizulegen; die Rolle der Hauptodaliske aber nahm selbstverständlich seine gesetzmäßige Gattin ein, die er auf seine Art liebte und in jedem Falle ‚hoch schätzte', wie er versicherte.

„Wenn jemand etwas gegen mich unternimmt," pflegte er zu sagen, „dann kann ich es möglicherweise noch verzeihen, wenn es jedoch jemandem einfallen sollte, Stepanida Wassiljewna mit einer bösen Nachrede zu beleidigen, dann wird er — wer immer es sei — meine Faust zu spüren bekommen, und ich werde den Verleumder meines teuren Weibes zu martern wissen, wie es selbst Iwan der Schreckliche nicht besser gekonnt hätte."

All dies war bekannt, und man wußte auch, daß Stepan Iwanowitsch nicht spaßte, sondern ausführte, was er verhieß. Darum kam niemandem auch nur der Gedanke, Stepanida Wassiljewna gegenüber das kleinste Zeichen von Ungehorsam oder Unehrerbietigkeit sichtbar werden zu lassen. Doch dachten nicht alle Leute von der Sorge und dem Eifer Wischnewskijs für seine Frau das gleiche. Während sie manche sei-

ner maßlosen Zärtlichkeit für Stepanida Wassiljewna zuschrieben, sahen andere in dem Verhalten des Pans eine List, die ja auch in der Tat dem kleinrussischen Wesen Wischnewskijs in beträchtlichem Maße eigen ist. Man glaubte, daß er allen ‚eine gewisse Furcht einjagen wollte vor seiner Frau‘, damit ihre Bemühungen, sein Leben durch die Liebe der leibeigenen Odalisken angenehmer zu gestalten, nicht dem geringsten Widerstand begegneten, da er jede Widersetzlichkeit gegen sie mit Strafen zu belegen drohte, vor denen es selbst Iwan dem Schrecklichen in seinem Grabe geschaudert hätte.

Es ist übrigens nicht sicher zu sagen, was eigentlich der Grund seines Verhaltens zur Gattin war. Mit Bestimmtheit wird jedoch erzählt, daß der in seinen flüchtigen Liebschaften so maßlos lasterhafte und bis zur Grausamkeit barbarische Stepan Iwanowitsch seinen Verhältnissen mit den ihm von seiner ersten Sultanin ausgesuchten Odalisken eine ganz eigenartige, poesievolle Note zu geben liebte. Bei solchen Gelegenheiten kam etwas Zartes und Gefühlvolles in ihm zum Ausdruck, wozu er sich durchaus nicht zwingen mußte, sondern was seiner Natur vollkommen entsprach. Er konnte sich, ein zweiter Don Juan, rühmen, die jungen Geschöpfe nie mit roher Gewalt genommen zu haben; es kam sogar nie vor, daß er sie ‚aus reiner Lasterhaftigkeit‘ und ‚ohne Anteilnahme‘ verführte. Nein, er kam stets mit zärtlicher Liebenswürdigkeit in das Haus seiner Gattin, wenn sie einen neuen Gegenstand für seine Liebe bereit hatte,

und die beiden Ehegatten verhätschelten die Erwählte wie ‚einen Falken ums Morgenrot‘. Sie überhäuften sie mit Liebkosungen, schmückten und verzärtelten sie; das Mädchen wohnte in den Gemächern Stepanida Wassiljewnas, trug bunte Gewänder, wurde mit Süßigkeiten übersättigt und versank in Genüssen, bis es unmerklich von der einen Rolle in die andere überging, gleichsam in einem Nebel dahinlebte und sich lange nicht bewußt ward, was mit ihr geschehen war und wie alles enden würde. Alle diese Odalisken traten ihr Amt noch fast als Kinder an. Sie hatten keinerlei Erfahrungen, ihre Vorstellungen von der Zukunft waren dürftig, und das Leben, das mit jedem Augenblick von neuer Lust erfüllt war, lockte sie. Viele dieser Mädchen gaben sich aufrichtig mit Leib und Seele ihrem Herrn hin oder empfanden doch zumindest ihre Hingabe nicht als Last; Stepanida Wassiljewna aber liebten sie wie ihre Mutter. Und sie verhätschelte sie in der Tat wie eine Mutter und feuerte sie an wie eine alte Haremsfrau, die ihren Genuß in dem Glück findet, das die jungen Odalisken dem geliebten Padischah bereiten. Der Gatte, die Gattin und die Favoritin du jour waren unzertrennlich und verbrachten die meiste Zeit zu dritt. Zu einigen dieser Mädchen hatte jedoch Stepan Iwanowitsch eine so leidenschaftliche Liebe gefaßt, daß er sich auch nicht eine Minute von ihnen trennen mochte. Zu ihnen war Wischnewskij nicht nur in sinnlicher Liebe entbrannt, nein, er liebte sie so innig und herrlich wie ein feuriger Jüngling, nahm sie, wenn er das Haus un-

bedingt verlassen mußte, als Page oder Jäger verkleidet mit sich und vertraute ihnen die Obhut seiner kostbaren Bernsteinpfeifen und Tabaksbeutel an. Diese beiden Gegenstände benötigte er unaufhörlich, denn Stepan Iwanowitsch rauchte sogar nachts und mußte darum stets einen ‚Pfeifenjungen' bei sich haben.

Man nahm an, daß Stepan Iwanowitsch in solchen Fällen von einer gewissen Eifersucht geleitet war, doch entbehrt diese Ansicht jeder Begründung, da den Mädchen in Stepanida Wassiljewnas Obhut nichts widerfahren konnte. Darum ist es wohl richtiger, den Angaben jener Leute Glauben zu schenken, die diesen kleinrussischen Psychopathen näher kannten, das heißt, anzunehmen, daß er einfach in seine Favoritinnen leidenschaftlich verliebt war und sich nicht eher von ihnen trennen konnte, als bis seine Liebesglut verraucht war.

Stepan Iwanowitsch brachte seinen Geliebten um so größere Liebe und Anhänglichkeit entgegen, je größere Zärtlichkeit und Sorglichkeit sie in seiner Frau erweckten. Sobald Wischnewskijs Leidenschaft abgekühlt war und er ‚über den Ssupoj fuhr', nahm es Stepanida Wassiljewna auf sich, die alte ‚Ergötzung' zu versorgen und eine neue herbeizuschaffen, damit der Pan vom andern Ufer wieder nach Farbowanaja zurückkehrte.

Tragisch gestaltete sich die Auflösung eines solchen Verhältnisses nie. Dank der Güte, Freigebigkeit und dem Takt Stepanida Wassiljewnas wurde die Angelegenheit stets friedlich und zur Zufriedenheit sämt-

licher Angehörigen des Mädchens beigelegt. Die einzige Ausnahme bildete ein fünfzehnjähriges Bauernmädchen, welches das Herz Wischnewskijs besonders stark gefesselt hatte und ihm einen Sohn und eine unangenehme Erinnerung hinterließ.

6

Die örtlichen Überlieferungen haben sogar den Namen dieses ‚märchenhaft' schönen, schwarzäugigen Mädchens aufbewahrt, das erst in verhältnismäßig späten Jahren zu dem Pan in Beziehungen trat. Die Schöne hieß Gapka Petrunenko. Sie war so reizend, daß ‚sich die Augen nicht satt an ihr schauen konnten', und hatte, wie ihre Geschichte beweist, ein sanftes Herz und ein empfindsames Gemüt. Wischnewskij konnte ihre schlanke Gestalt mit den Fingern umspannen und liebte sie so leidenschaftlich wie nie eine Favoritin vorher und nachher. Er kleidete sie in rosa Atlas und Gewänder aus reichgestickten türkischen Schals, er trug sie auf Händen und küßte ihre Füße.

Als Stepanida Wassiljewna die starke Leidenschaft ihres Mannes für jenes Mädchens sah, steigerte sich ihre Fürsorglichkeit für das Mädchen bis zur Selbstvergessenheit, so daß sie sogar ihre beiden Töchter darüber vergaß, von denen die älteste damals bereits zwölf Jahre alt war. Mit eigenen Händen flocht Stepanida Wassiljewna am Morgen die schwarzen Flechten Gapotschkas, löste sie am Abend und parfümierte sie mit Wohlgerüchen, deren starker Duft die Haare durchdrang und sie lange Zeit mit seiner aromatischen

Würze erfüllte. Sie gestattete keiner Dienerin, den Leib der Schönen zu berühren, und salbte selbst mit Rosenwasser ihre Füßchen, auf die Stepan Iwanowitsch in leidenschaftlicher Selbstvergessenheit in Gegenwart Stepanida Wassiljewnas seine Lippen preßte. Mit einem Wort, dieses liebreizende Mädchen war die Favoritin aller Favoritinnen, und ihr Aufenthalt in Wischnewskijs Hause gestaltet sich zu etwas Besonderem, von allen früheren Erlebnissen weit Verschiedenem. Selbst wenn Stepan Iwanowitsch auf die Hetzjagd ritt, nahm er Gapka mit, und er begnügte sich nicht damit, daß die Schöne als Tscherkessin gekleidet im Jagdwagen mitfuhr, nein, er nahm sie vor sich auf den Sattel. Wenn das Mädchen von dem unbequemen Sitz und dem anstrengenden Ritt müde wurde und der Schlaf sich auf ihr Köpfchen senkte, gab sie Wischnewskij nicht in fremde Arme, sondern brach die Jagd ab und brachte Gapotschka behutsam auf seinen eigenen Armen nach Hause. Und gnade Gott, wenn jemand von dem Jagdgefolge unterwegs Lärm machte und den Kinderschlaf der Geliebten des Pans störte! Dem Schuldigen drohte die feuchte Grube und die Hundepeitsche. Daheim angelangt, ließ Wischnewskij das Kind vorsichtig in die Arme der entgegeneilenden Diener gleiten und begleitete sie, während sie Gapka unter Vermeidung jeden Lärms in die Gemächer Stepanida Wassiljewnas trugen.

Dort entkleidete man sie und legte sie auf die Atlaskissen des breiten türkischen Diwans, auf dessen Rand sich die beiden Gatten setzten und Tee tranken. Sie

sprachen in dieser Zeit kein Wort, sondern ergötzten sich an dem Anblick des schlafenden Mädchens. Wenn die Schlafenszeit heranrückte, stand Stepanida Wassiljewna leise auf und begab sich mit leichten Schritten in das Nachbarzimmer, wo sie zu schlafen pflegte. Stepan Iwanowitsch küßte mehrere Male schweigend und verstohlen die Hand seiner Frau und flüsterte ihr dankerfüllt zu: „Du bist mein Schutzengel! Ich bete dich an!"

Stepanida Wassiljewna fühlte und teilte das Glück ihres Gatten mit einer fast unnatürlichen, vielleicht nur ihr eigenen Hingebung.

Sie schritt in ihr Schlafzimmer, betete dort lange vor dem Heiligenbild, und begab sich dann abermals mit unhörbaren Schritten in das anstoßende Gemach, wo die rosige Gapka schlief, mit den jungen Armen fest die Kissen an sich pressend, dieweil die Athletengestalt Wischnewskijs zu den Füßen des schlafenden Mädchens auf dem Teppich lag, den Kopf gegen den Diwan gelehnt.

Stepanida Wassiljewna schlug das Kreuz über die beiden und ging dann in ihr Witwenbett, wo sie alsbald stiller, friedlicher und erquickender Schlaf umfing ... In all diesen seltsamen und scheinbar widersinnigen Gefühlen und Verhältnissen sah sie nichts Erniedrigendes für sich und nicht einmal etwas Unpassendes. Im Gegenteil, sie hatte das Gefühl, als ob alles gar nicht besser gehen könnte.

Die grenzenlose Liebe dieser Frau zu ihrem Gatten und das große Unglück, in das ihr körperlicher Zustand

sie gestürzt hatte, hatten ihre Moralbegriffe derartig verändert, daß sie völlig unbegreiflich wurden. Da diese Erzählung nur eine Sammlung von verschiedenen Einzelberichten ist, will ich mir nicht die Mühe machen, die Persönlichkeit Stepanida Wassiljewnas einer genaueren Analyse zu unterziehen. Meiner Meinung nach war sie eine jener Frauen, die man heute mit ‚Psychopathin' bezeichnen würde. Ich will mich jedoch nur darauf beschränken, die interessante Begebenheit so zu erzählen, wie ich sie selbst gehört habe, und mich jeder eigenen Kritik über die Charaktere und die sittlichen Grundsätze der Helden dieser legendären Berichte enthalten.

Ich meine auch, daß es sich hier nicht um ein Kritisieren handeln kann, denn alle erwähnten Personen sind ja längst ins ewige Schattenreich gewandert, sondern vornehmlich darum, der Nachwelt das Andenken an die erstaunliche Unberührtheit ihrer Charaktere und ihr bizarres und originelles Leben zu übermitteln.

Wir kennen alle die Sturmnaturen unserer großrussischen Gutsbesitzer, deren Leben nach dem Ausspruch eines Dichters ‚unter Festen, sinnlos eitlem Prahlen, kleinlicher Verworfenheit und Tyrannei' verlief, ‚wo die Masse der Leibeigenen und zitternden Diener die Hunde und Pferde um ihr ruhiges Leben beneidet'. Die gesunde realistische Richtung in unserer russischen Literatur, die man sogar gelegentlich ob ihres übertriebenen Naturalismus getadelt hat, hat uns großrussisches Leben lebhaft geschildert. Wir

wissen, wie unsere ‚alten Schläuche‘ erzitterten, als sich der junge Wein in sie ergoß. Die kleinrussischen Schriftsteller haben sich jedoch dieser, in unserer Zeit vielleicht einzig möglichen literarischen Richtung nicht angeschlossen. Das wahre Leben der kleinrussischen eigenmächtigen Junker ist uns wegen der romantisierenden und idealisierenden Art der kleinrussischen Schriftsteller verborgen geblieben. Schildern sie dennoch einmal die Wirklichkeit, so geschieht es zumeist in einer schwülstigen Art, die an die langweilige, endlose polnische Erzählung vom ‚Pan Kochanko‘ erinnert. Und dabei sind die kleinrussischen Junker von einer Orginalität, die des Studiums wohl wert ist und zugleich ein helles Licht auf die besonderen Charaktereigenschaften der Kleinrussen wirft, die sich, einer Bemerkung Schewschtschenkos zufolge, der heutigen Welt ‚als die entarteten Enkel erlauchter Ahnen‘ darstellen.

Es wäre auch nicht so unfruchtbar, sich einmal näher mit jener Generation zu beschäftigen, die ‚zwischen den Ahnen und den Enkeln‘ liegt, zwischen denen, die der Nationaldichter ‚erlaucht‘ nennt, und jenen, die er für ‚entartet‘ hält. Da erstehen vor unseren Augen Gestalten, die an der Wasserscheide der beiden Strömungen stehen, deren eine das kleinrussische Land zu unerreichter Höhe getragen hat, während es die andere zu nie wieder gut zu machender ‚Entartung‘ führte.

In der Welt ist alles ‚ursächlich, folgerichtig und begründet‘. Man kann die Form einer Kette verändern, aber dennoch greift Glied in Glied und ihre

Beziehungen zu einander sind ewig unveränderlich. Indem ich hier zusammentrage, was ich über Wischnewskij und seine Sippe vernommen habe, glaube ich ein Gebiet der Literatur der Nachwelt zu erschließen, das bis jetzt etwas vernachlässigt wurde und sich nur in mündlichen Berichten erhielt. Möglicherweise sind diese nicht alle wahrheitsgetreu, doch sind sie in jedem Falle als Erzeugnisse der Erzählungskunst des Volkes interessant und zeigen, was die Phantasie der Leute in Erstaunen setzte und begeisterte, oder was ihnen gefiel.

Ich will in meiner Erzählung über Wischnewskij fortfahren. Wir verließen den Gebieter von Farbowanaja, wie er auf einem Teppich zu Füßen seiner ländlichen Nymphe schlief. Lassen wir die beiden in dieser Lage, wie sie sich bei dem zügellosen, liederlichen Leben des Pans feiner und poetischer kaum vorstellen läßt. Mögen sie ruhig und süß weiterschlafen, bis der Tag anbricht, der ihr stilles Glück verdüstert und in den Becher der Liebesfreuden des Pans einen bitteren Tropfen gießt.

Wir werden später Gelegenheit haben, auf das Ereignis zu sprechen zu kommen, das den Höhepunkt der Leidenschaften und der moralischen Verwirrung Wischnewskijs bildet; danach wechselten seine Geliebten wiederum in rascher Folge miteinander ab, ohne daß die Liebe des Pans sich je wieder zu der Höhe seiner Leidenschaft für Gapka erhob, und füllten Stepan Iwanowitschs Leben bis zu seinem Tode aus.

Schildern wir vorerst, so gut wir es verstehen, die übrigen Seiten seiner Tätigkeit und seines Wesens.

7

In keiner der Geschichten, die ich über Wischnewskij vernommen habe, nimmt er eine besondere charakteristische Rolle als Vater und Erzieher ein, sondern er wird stets nur als ‚Erzeuger‘ erwähnt. Übrigens wird berichtet, daß Stepan Iwanowitsch selbst nach Petersburg reiste und seine Tochter in einem der Institute unterbrachte, die in der Residenz eingerichtet worden waren, und in denen auf Befehl der Kaiserin die Töchter der höheren Adelsschaft ihre Erziehung genießen sollten. Dieser Umstand wird jedoch nicht zur Kennzeichnung der väterlichen Fürsorge Wischnewskijs erzählt, sondern weil diese Reise mit einem andern, interessanten Ereignis in Zusammenhang stand, von dem wir später hören werden. Als Gutsherr und Herrscher, Richter, Strafvollstrecker über seine Leibeignen und sein Gesinde offenbarte Wischnewskij ebenfalls keine sonderlich originellen Züge; er verwaltete sein Gut, wie ‚es von altersher geschah‘. Alles wurde durch leibeigene oder großrussische und polnische Inspektoren verrichtet. Wischnewskij hatte einige Polen in seinem Dienste, gegen die er keinerlei Feindseligkeit hegte, über die er sich jedoch zuweilen lustig zu machen pflegte. Es gab auch einige Juden auf Wischnewskijs Gut, denen der Psychopath gern einen gehörigen Schreck versetzte. Doch, obwohl er mehr als einen von ihnen tödlich erschreckt hatte, mieden sie ihn nicht, weil Wischnewskij freigebig war und ihnen hin und wieder etwas zu verdienen gab. Im übrigen scheute

er sich nicht, die Juden als Mittelsleute zu benützen. Aber wehe! wenn ihn einer betrügen wollte ... Er ließ ihn nicht nur mit Ruten und Peitschen empfindlich züchtigen, sondern jagte ihn in Furcht und Schrecken, was für ihn noch größere Marter bedeutete. Wischnewskij war auch Patriot. Dies kam in seiner Vorliebe für kleinrussische Kleidung und Sprache zum Ausdruck und außerdem in seiner Verachtung der Ausländer. Am meisten mißfielen ihm die Deutschen, und zwar waren es zwei Gründe, um derentwillen er ihnen seine Verachtung bezeigte. Erstens waren sie ‚langstakelig' und zweitens ‚verehrten sie keine Heiligen', das heißt ihr Glaube gefiel ihm nicht. Stepan Iwanowitsch war der Meinung, daß er selbst ein großer Verehrer der Heiligen sei. In Glaubenssachen war er ganz ungebildet und ließ sich weder in eine Kritik, noch in eine philosophische Erörterung von religiösen Fragen ein, da er dies für ‚eine Sache der Popen' hielt; er kannte als Edelmann keine andere Pflicht, als seinen Glauben vor allen Fremdgläubigen zu schützen und zu wahren. Er sah die Sache mit den Augen eines einfachen Mannes aus dem Volke an, der nur die Rechtgläubigen für wahre Christen, alle übrigen andersgläubigen Christen für ungläubig, die Juden und ‚das ganze andere Gesindel' für unrein ansieht. Es war jedoch den Ausländern und ‚sogar den Deutschen' nicht verboten, an Wischnewskijs Tisch zu erscheinen, und einer — noch dazu ein Deutscher — hielt sich sogar dauernd in seinem Haus auf und genoß sein volles Vertrauen. Bevor jedoch der Un-

gläubige näher mit Wischnewskij verkehren durfte, suchte dieser durch mehrere Maßnahmen sein Gewissen zu beschwichtigen. Stepan Iwanowitsch, der nach eigenem Geständnis ‚nicht katechisieren gelernt hatte', hatte als Aufnahmeprüfung für Andersgläubige eine sehr komplizierte und konkret formulierte Frageordnung aufgestellt.

Stepan Iwanowitsch pflegte zu den ‚Lutherischen' oder ‚Katholischen' zu sagen: „Nun, wenn du auch anders als wir betest und glaubst, aber den heiligen Nikolai verehrst du doch gewiß?"

Der examinierte ‚Andersgläubige' wußte aus zuverlässigen Gerüchten, was ihm bevorstand, wenn er gewagt hätte zu sagen, daß er den heiligen Nikolai nicht verehre, auf den der Pan von Farbowanaja große Stücke hielt ... Er hätte sofort erfahren, wie fest die Stühle waren, auf denen Wischnewskij seine Gäste Platz nehmen hieß, und wie biegsam die Weidenruten, die ihre Zweige in das Wasser des Ssupoj tauchten. Weil jedoch jeder Ausländer, der von Wischnewskij der Ehre dieses Religionsexamens gewürdigt wurde, schon mit den Eigenheiten des Pans vertraut war, antworte er ihm, wie es die ‚Aufnahmeordnung' verlangte.

„O ja!" pflegte der Befragte zu erwidern, „wie soll ich den heiligen Nikolai nicht verehren, ihn preist doch alle Welt."

„Nun, ‚alle Welt' — da nimmst du doch wohl den Mund ein bißchen zu voll, Bruder", sagte Stepan Iwanowitsch. „Du mußt wissen, daß der heilige Ni-

kolai moskowitischer Herkunft ist, und du also unsern ‚russischen Jurka' verehren mußt."

Das Wort ‚russisch' im Sinne von klein- oder südrussisch wurde damals nur selten als Gegensatz zu ‚großrussisch' oder ‚moskowitisch' gebraucht. Moskowitisch und russisch waren zwei verschiedene Begriffe, die im Himmel wie auf Erden voneinander getrennt waren. Die irdischen Unterschiede konnte jeder mit eigenen Augen sehen, und die Unterschiede, die sich auf die himmlischen Dinge bezogen, erkannte man mit Hilfe des Glaubens. Dem Glauben nach obliegen die großrussischen Angelegenheiten der Sorge des heiligen Nikolai, des Patrons Rußlands, während die südrussischen Angelegenheiten unter Schutz und Obhut des heiligen Jurij oder, wie es heute heißt, des heiligen Georg (vom Volke ‚Jurko' genannt) stehen, der eine besondere Vorliebe für die Kleinrussen hat.

Jeder Ausländer, der die Prüfung über den heiligen Nikolai bestanden hatte, versicherte nunmehr Wischnewskij, daß er natürlich den heiligen Jurij ‚noch mehr als Nikolai' verehre.

Dies gefiel Stepan Iwanowitsch gar sehr. Damit war die Glaubensprüfung beendet, und dem Ausländer wurde sein anderer Glaube nie mehr zum Vorwurf gemacht. Ja, wenn jemand unvorsichtig eine Anspielung auf den Glaubensunterschied machte, so unterbrach ihn Stepan Iwanowisch sofort und sagte: „Es gibt keinerlei Unterschied: er verehrt den Nikolai, aber den heiligen Jurko noch mehr."

8

Wie man sieht, erwarben sich die Ausländer, die die Prüfung bestanden hatten, das Wohlwollen Wischnewskijs. Eines seiner Güter ließ er sogar durch einen Deutschen verwalten; dieser genoß sein unbeschränktes Vertrauen und besaß so ausgedehnte Machtvollkommenheit, daß er sich fast alles erlauben durfte, was Wischnewskij selbst tat.

Nur in bezug auf die Frauen gestattete ihm Stepan Iwanowitsch nicht, dasselbe zu tun wie er. Er untersagte ihm, sich mit seinen Wünschen an die Mägde zu wagen, damit keiner sehe, wie sich eine Frau vom wahren, griechischen Glauben ‚mit einem Deutschen einlasse'. So etwas hätte ihr nur Schande bringen können, eine Schande, die sich sogar auf das möglicherweise erscheinende Kind übertragen mußte. Der Deutsche hatte deshalb Befehl, im Sommer einen leinenen und im Winter einen gefütterten Schlafrock sowie eine ebensolche Mütze zu tragen und durfte sich nur in diesem Aufzug mit einer Laterne in der Hand ins Dorf begeben, wobei er noch von einem Aufseher begleitet wurde, ‚der für sein Leben haftete'. Dieses ward dem Deutschen anbefohlen, damit von ihm ‚keine Vermehrung des Deutschen käme, sondern alles zugunsten des Russischen ginge'.

Obwohl diese Maßnahme nur eine teilweise Beschränkung der Machtbefugnisse zu sein schien, so hatte sie doch bei Berücksichtigung aller Umstände zur Folge, daß sich der Inspektor hin und wieder bei Stepan

Iwanowitsch beklagte, indem er sagte: „Mir ist jede Möglichkeit genommen.“

„Weshalb?“

„Sie kneifen alle aus! ...“

Wenn nämlich der Deutsche mit seinem langen Schlafrock und mit der Laterne, dazu noch in Begleitung des für sein Leben Verantwortlichen auf nächtliche Streifzüge auszog, so sahen ihn alle schon von weitem, erkannten, wen er mit seinem Besuch bedrohen wollte, liefen fort und verbargen sich.

Stepan Iwanowitsch tat so, als ob er den Deutschen deswegen bedauere, gestattete ihm aber nicht, von der einmal eingeführten Ordnung abzuweichen.

„Ohne Laterne und Begleiter wirst du gepackt und verwalkt, und ich habe keine Lust, mich für dich zu verantworten“, sagte er, als sei er aufrichtig von der Notwendigkeit der Maßnahme überzeugt; Leute jedoch, die sich besser mit ihm auskannten, bemerkten, wie bei solchen Abweisungen der Wünsche des Inspektors ‚die eine Schnurrbartspitze Stepan Iwanowitschs lachte‘.

Wie bei einem echten Psychopathen vereinigte sich in ihm Närrisches mit Arglistigem und war so mit jenem verflochten, daß man nicht wußte, was Ernst und was Spaß war.

Der Scherz mit dem Deutschen endete damit, daß dieser so lange mit seiner Laterne wie ein Glühwürmchen herumstrich, bis ihm schließlich einmal in einer Bauernkate die Rippen eingedrückt wurden. Der Begleiter, der für sein Leben haftete, brachte ihn nach Hause, wo der Verwalter seine deutsche Seele, die

hier in Verehrung des heiligen Nikolai und Jurij gelebt hatte, alsbald Gott empfahl.

Obwohl sich jedoch der Deutsche den genannten Heiligen demütig untergeordnet hatte, fand es Stepan Iwanowitsch dennoch nicht für angängig, ihn innerhalb des Kirchhofs zu begraben, Seite an Seite mit den ‚Kindern des wahren, östlichen Glaubens‘, sondern er ließ ihn außerhalb der Mauer eingraben. Auch durfte kein Kreuz auf das Grab kommen, sondern man legte einen Stein darauf, ‚auf daß sich müde Menschen dort niedersetzen und ausruhen konnten‘. Wischnewskij hatte überhaupt in allen Fällen einen eigenartigen, seiner Art durchaus entsprechenden Ton, der sowohl dem Humor als auch seiner Verehrung für den heimatlichen Glauben zum Recht verhalf, der sich nach seiner Meinung weniger auf den Katechismus als auf den heiligen Nikolai und Jurko stützte. Allein nur Gott weiß, ob es sich wirklich so verhielt, wie Stepan Iwanowitsch vorgab, oder ob er von andern Erwägungen geleitet wurde.

Um das Bild von Wischnewskijs Religiosität vollkommen zu gestalten, muß noch erwähnt werden, daß er nicht jedem erlaubte, den heiligen Nikolai und Georg anzubeten, sondern nur den Angehörigen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse. Wenn diese die Heiligen verehrten und anbeteten, erwarben sie sich das Wohlwollen Stepan Iwanowitschs und ersparten sich viel Ungemach. Den Hebräern aber gestattete er unter keinen Umständen, sich in den Schutz dieser beiden Heiligen zu flüchten, und er verschonte selbst diejenigen

nicht mit Nachstellungen, die nur eine kleine Neigung zu solchem Tun äußerten. So hatte zum Beispiel einmal ein Jude den Pan betrogen und war deswegen zur Prügelstrafe verurteilt worden. Als man ihn die Treppe, auf der Wischnewskij sein Urteil gefällt hatte, hinunterschleppte, begann sich der Jude kläglich zu winden und zu krümmen und schrie mit jämmerlicher Stimme: „Oj, wie ich sie verehre! Ich verehre den Nikolai ... und Jurko verehre ich nicht minder ..." Stepan Iwanowitsch hieß den Liktoren stehen zu bleiben und fragte das schlotternde Jüdlein: „Was plärrst du?"

„Oj, wie ich sie verehre ... wie ich sie verehre. ..."

„Laß das Mauscheln ... sag ruhig, wen du verehrst!"

„Oj, alle, oj, die beiden verehre ich ... den heiligen Nikolai und den heiligen Jurko."

„Nun, da bist du auf dem Holzweg ..."

„Warum denn ... oj, weshalb auf dem Holzweg? ... Wo sie doch so gnädig sind, vielleicht, daß sie sich meiner erbarmen."

„Ja, gnädig sind sie, das ist richtig, aber mit Juden haben sie nichts zu schaffen, mein Lieber; ihr habt ja euren Moses, nun also, so wende dich nur an den, wenn man dich prügeln will. Dafür aber, daß du dich erfrecht hast, mit deinen jüdischen Lippen solche heilige Namen auszusprechen, bekommst du fünfunddreißig Hiebe mehr. He, Jungens, striemt ihn zehnmal für den heiligen Nikolai und fünfundzwanzigmal für den heiligen Jurko, damit der Hebräer nie wieder wagt, sich ihnen zu nähern!"

Der unglückliche Jude wurde auf den Strafplatz geführt und bekam dort zuerst die für den Betrug festgesetzten Prügel und dann als Zugabe die fünfunddreißig Hiebe für den nach Wischnewskijs Meinung unangebrachten Versuch, sich beim heiligen Nikolai und Jurko lieb Kind zu machen. Da aber die beiden an Ruhm uud Bedeutung einander nicht gleich waren, setzte es für Nikolai nur zehn Schläge, für Jurko jedoch fünfundzwanzig.

Das hatte natürlich seinen guten Grund in der größeren Liebe und Verehrung, die Wischnewskij dem heiligen Jurko entgegenbrachte. „Eben, eben — er ist halt einer von den Unsrigen, ein Russe und kein Moskowiter."

9

Da ich bereits einige Male erwähnt habe, daß Stepan Iwanowitsch offensichtlich allem den Vorzug gab, was ‚nicht mit Moskau zusammenhing', muß ich dem Leser zuvorkommen, daß er nicht vorschnell Wischnewskij für einen Politiker, Separatisten oder, wie man heute sagt, ‚Urkrainophilen' hält. Es ist ja allgemein bekannt, daß man damals dem Kleinrussentum wenig Beachtung schenkte, ja, man wollte nicht einmal etwas von ihm wissen. Wenn jedoch jemand in die Seele Stepan Iwanowitschs eingedrungen wäre, dann hätte er auch beim besten Willen nichts Politisches darin gefunden. Eher hätte er gemeint, in einer Scheune zu sein, wo alles drunter und drüber liegt, und wahrscheinlich alles vorhanden ist, doch niemand etwas

finden kann. Wischnewskij widerredete grundsätzlich allen Leuten außer seiner Frau, der hier schon genugsam erwähnten Stepanida Wassiljewna aus dem twerschen Adelsgeschlecht der Schubinskijs. Wenn ein Ukrainophile im Gespräch das kleinrussische Wesen pries, dann hielt ihm Wischnewskij sofort die Mängel des kleinrussischen Charakters vor und führte seine Sache mit großem Geschick und vielen ironischen Ausfällen. Er pflegte sich dann in großen Lobeserhebungen über Polen zu ergehen, besonders über Batur und Sobieski, nannte Bogdan Chmelnitzkij einen großen Säufer und schloß die Diskussion mit der seiner Meinung nach entscheidenden Feststellung, daß ‚Polen bei seinem Zusammenbruch die Ukraine erdrückt habe'. Beklagte jedoch jemand das Geschick Polens, so wechselte Stepan Iwanowitsch sogleich die Front und gebärdete sich als Großrusse.

„Es ist ja freilich wahr," sagte er, „Freiheiten und Rechte gab es bei ihnen, aber was hilft es, wenn jeder König sein will und alle gegen den König intrigieren. Dies ist die Ursache ihres Untergangs, und sie mußten verderben, weil sie über ihre Streitigkeiten das Wohl des Landes vergaßen, und jeder die unglückselige Freiheit, so gut es ging, für sich selbst beanspruchte." Er machte eine verächtliche Handbewegung nnd schloß: „Ein Saustall!" Wischnewskij war jedoch kein strenger Befürworter der Achtung vor der Staatsgewalt, nein, er war im Gegenteil, wie wir oben gesehen haben, oft und sogar bei jeder Gelegenheit bereit, die Vollzieher der Gewalt zu erniedrigen und zu beleidigen. Er war

weder Demokrat noch Nationalist in dem Sinne, in dem wir heute diese Begriffe verstehen. Im Gegenteil, ihm war schon die bescheidene und ach! so harmlose Wahl der Bürgermeister eine lächerliche Einrichtung, und er wollte die Gewählten um keinen Preis mit diesem Titel anreden, sondern gab ihnen irgendwelche andere Namen. Mit einem Wort, Wischnewskij war nach dem kurzen, aber treffenden Ausspruch des einfachen Volkes ‚ein Pan von Natur, stark wie ein Bjelowescher Ur', das heißt ein Herr wie er sein mußte; ganz wie ein Auerochse aus dem Bjelowesischen Forst, der nicht im mindesten mit einem gewöhnlichen Ochsen verglichen werden kann, sondern in jeder Beziehung stärker und wilder ist. Ohne irgendwie gebildet zu sein, ohne politische Traktate gelesen zu haben, wie sie nachmals von Leuten wie Tocqueville geschrieben wurden, war sich Wischnewskij vollkommen im klaren, daß sowohl der Aristokratie wie auch der Demokratie kosmopolitische Tendenzen innewohnen; denn das Prinzip, das den beiden so entgegengesetzten Strömungen gemeinsam ist, ist eine bewußte Herabsetzung und Verdrängung des Nationalen. Wischnewskij hegte keine Vorliebe für die Polen, kam jedoch die Rede auf irgendeine bekannte moskowitische Adelsfamilie, begann er sogleich ironische Grimassen zu schneiden, paßte einen Augenblick ab, wo Stepanida Wassiljewna das Zimmer verließ und sagte dann: „Was das schon für ein Adel ist! Ihre Großväter und Großmütter haben ja noch Prügel mit dem Stock bekommen."

In dieser Hinsicht versagte Wischnewskij dem

polnischen Adel und sogar den livländischen Baronen nicht seine Anerkennung. Wenn es jedoch zwischen ihnen und Rußland zum Krieg gekommen wäre, so hätte es ihm keine Ruhe gelassen, und er wäre mit der größten Begeisterung losgezogen, um sie zu ‚verdreschen‘, obwohl er sie insgeheim um die Reinheit ihres Blutes beneidete. Er konnte sie jedoch wegen ihres Hochmutes und ihrer Anmaßung nicht ausstehen, die ihm, der sich für einen einfachen, gradlinigen Mann hielt, geradezu widerwärtig dünkten.

Wer hätte sich auch in dem Wust auskennen sollen der in dem Schädel dieses Psychopathen angesammelt war! Allein wenn zufällig irgendeine Frage oder ein ungewöhnliches Ereignis zur Entscheidung vorlag, so war die ganze psychopathische Wirrnis wie ausgelöscht, und Stepan Iwanowitsch bewies eine geradezu erstaunliche, fast ebenfalls psychopathische Findigkeit. Er handelte in verwickelten und gefährlichen Lagen kühn und umsichtig und befreite die Leute spielend aus Not und Schwierigkeiten, die sie zu erdrücken drohten.

Ein Beispiel dieser Art wird von den Offizieren eines Dragonerregimentes erzählt, das entweder in Pirjatin (Gouvernement Poltawa) oder in Bjeschetzk (Gouvernement Twer) stationiert war.

Manche verlegen diesen Vorfall nach dem Twerschen, manche lassen ihn in der Ukraine spielen; es ist schwer zu sagen, was stimmt, und es lohnt sich auch kaum, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Der Fall liegt so, daß er sich in jedem Provinzstädtchen abgespielt

haben kann; doch scheinen die Charaktere der beiden in dieser Geschichte erwähnten Schreiber eher auf die Gepflogenheiten eines kleinrussischen Gerichtes hinzuweisen.

Uns geht ja auch der genaue Schauplatz der Ereignisse nicht viel an, sondern wir wollen nur den Anteil beschreiben, den unser psychopathischer Held an dem Vorgang hatte.

10

In Pirjatin (nehmen wir es für gegeben an, daß sich die Geschichte dort abspielte) waren Dragoner garnisoniert. Teile des Regiments lagen auch in anderen Ortschaften. Der Regimentskommandeur wohnte möglicherweise sogar in Perejaslaw.

Die Offiziere, die kaum etwas zu tun hatten, langweilten sich natürlich in dem winzigen Städtchen tödlich; ihre einzige Zerstreuung bildeten die Besuche bei den benachbarten Gutsbesitzern. Wenn sie aber zufällig einmal einige Tage im Ort bleiben mußten, zechten sie, spielten Karten und betranken sich im Keller oder Laden eines am Orte ansässigen Weinhändlers. Der Händler war ein Jude, der die Offiziere gern schröpfte und ihr wüstes Gebaren noch unterstützte. Um ihren Übermut jedoch wenigstens etwas zu dämpfen, hatte er in den Raum, in dem seine Gäste zechten, das Bildnis irgendeiner Persönlichkeit aufgehängt, was seiner Meinung nach die Besucher veranlassen sollte, wenigstens einen Rest von Achtung vor den Gesetzen des Anstandes zu bewahren. Das mochte vielleicht

sehr klug gedacht sein, aber es führte dennoch zu einem Skandal.

Einstmals, an einem tristen Sommertag, kam ein Jongleur in die Stadt, zog durch die Straßen und gab überall, wo man es ihm gestattete, seine einfachen Kunststücke zum Besten, von denen eines sehr nach dem Geschmack der Herren Offiziere war. Der Artist setzte seine Tochter auf einen Stuhl, stellte ihn mit der Lehne dicht an die Wand, zog einige Dolche aus der Tasche und schleuderte sie gegen die Wand, wo sie stecken blieben, das Gesicht des Mädchens von allen Seiten umrahmend, ohne es jedoch an irgendeiner Stelle zu verletzen.

Diese sichere und geschickte Handhabung der Waffe interessierte die Herren gar sehr, denn sie wußten die Schwierigkeit solcher kühner Dolchkunststücke zu würdigen. Als sich eines Tages die Offiziere wieder in dem Lokal versammelt hatten, wo sie zu zechen pflegten, und geriebenen Käse, der wie alte, abgeschnittene Fingernägel aussah, zum Wein aßen, unterhielten sie sich über das Dolchschleudern. Als sie betrunken waren, kam einem von ihnen in den Sinn, zu beweisen, daß er diese Kunst ebensogut verstehe.

Dolche hatten sie nicht bei sich; allein auf dem Tisch lagen genug Gabeln, die bis zu einem gewissen Grade bei diesem Versuch die Dolche ersetzen konnten. Wenn es auch nicht so leicht war, sie nach einem bestimmten Ziel zu schleudern, so blieben sie doch immerhin in der Wand stecken.

Das einzige, was fehlte, war das menschliche Ge-

sicht, das man mit den Gabeln umrahmen konnte. Von den Offizieren wollte sich natürlich niemand zu dem Versuch hergeben. Man mußte eine Person niederer Herkunft ausfindig machen, am besten einen Juden. Die trunkenen Offiziere machten denn auch sogleich den jüdischen Bedienten Vorschläge dieser Art, doch diese weigerten sich teils aus Feigheit, teils aus Lebensfreude ganz entschieden, sich als Objekt für solchen Versuch herzugeben. Ja, sie verzogen sich sogar sofort mit großer Eile aus dem Laden und überließen ihn der Gewalt der Offiziere. Dann versteckten sie sich an verborgenen Stellen, von denen sie die Offiziere im Auge behalten konnten, damit sie sich vergewisserten, was die Herren genießen und was überhaupt die lärmende Gesellschaft weiter anstellen würde.

Ein unglückseliger Zufall führte in diesem Augenblick zwei junge Gerichtsschreiber oder, wie sie im Orte hießen, ‚Gerichtsherrchen' in die Schenke. Sie hatten offenbar von jemandem einen guten ‚Chabar' (das heißt Bestechungsgelder) bekommen und wollten sich an dem kalten Donwein, der ein wenig nach Wermut schmeckt, gütlich tun.

Den Offizieren kam sofort der Gedanke, diese beiden Herrchen zu ihrem Versuch zu benutzen. Zu diesem Zweck machte man ihnen zuvörderst den Vorschlag, gemeinsam zu pokulieren; nachdem sie eine Weile gezecht hatten, bemühte man sich, sie zu bewegen, den Versuch mit sich machen zu lassen und sich zu der Sitzung herzugeben.

Die Herrchen erwiesen sich nunmehr als sehr seltsame Leute und bezeigten ganz verschiedene Gemütsarten: der eine benahm sich wie Heraklit, der andere wie Demokrit. Da sie von der Hitze in den kalten Keller gekommen waren und den kalten Wein sehr schnell getrunken hatten, war er ihnen gar bald in den Kopf gestiegen. Dies bewirkte, daß sie nach der liebevollen Aufforderung der Offiziere nicht schleunigst das Lokal verließen, sondern ruhig sitzen blieben. Sie betrachteten sich als Eingeborene den Offizieren für gesellschaftlich ebenbürtig und begannen ihren Charakter zu zeigen. Der eine machte sich über das Anerbieten lustig und erging sich in kleinrussischen Witzen über die verärgerten Offiziere, der andere zog ein schiefes Gesicht und begann zu heulen. Obwohl ihn noch niemand angerührt hatte, schrie er unablässig: „Vergreift euch nicht an mir! Schert euch zum Teufel! Laßt mir meine heilige Ruhe!“

Die beiden Herrchen wurden den Offizieren so überdrüssig, daß sie mit ihnen auf Offiziersart verfuhren, das heißt, man verprügelte die beiden, stieß sie unter den Tisch und beschloß, sie dort bis zum Ende der Sauferei wie die Ferkel festzuhalten. Dies Verfahren war ebenso bequem wie ungefährlich, denn während man die Herrchen unter dem Tisch mit den Beinen festhielt, behielt man Mund und Hände frei; zugleich aber vermied man, indem man sich der beiden Personen vergewisserte, einen Skandal, der bei dem häßlichen Charakter, den die unzugänglichen jungen Leute bewiesen hatten, unausweichlich schien. Der

eine wäre unbedingt sofort auf den Platz oder auf die Straße hinausgelaufen und hätte die ganze Stadt mit seinem Geheul zusammengeholt, und der andere hätte gar auf einen Zaun klettern oder sie von draußen durchs Fenster mit seinen Witzeleien ärgern können.

Dann hätte man hinter ihm herlaufen und ihn fangen müssen; es wäre ein großer Skandal entstanden, und die Offiziere hätten unbedingt einen Haufen alter Weiber und Judenjungen um sich gehabt. Mit einem Wort, es hätte sich nicht mit der Ehre des Offiziersstandes vereint. Indessen aber hatte man die Herrchen sicher unter dem Tisch. Dort hockten sie friedlich bei einander, hielten sich umschlungen und preßten sich auf dem kleinen Raum eng zusammen, den ihnen die mit Sporen versehenen Offiziersstiefel ließen.

Alles wäre vortrefflich gewesen, wenn sich nicht ein Teufel in die Gesellschaft gemischt und alles verdorben hätte. Die Offiziere wurden allmählich so betrunken, daß sie die Gabeln nach dem Porträt zu schleudern begannen, indem sie wähnten, es genau so geschickt einkreisen zu können, wie es der Jongleur mit dem Kopf seiner Tochter gemacht hatte. Aber der Teufel war im Spiel; sowie der erste Offizier die Gabel fortschleuderte, stieß ihn der Teufel am Ellenbogen an, und die Gabel landete mitten in einem Auge des Porträts. Jetzt warf der zweite Offizier und abermals lenkte der Teufel die Gabel in Richtung eines Auges, diesmal des anderen. Nun bemächtigte sich der be-

trunkenen Horde der Ehrgeiz und Wetteifer. Gabel auf Gabel flog gegen das Porträt und verunstaltete alsbald das Gesicht ganz und gar.

In ihrer Trunkenheit, die schon beinahe in Geistesverwirrung überging, schenkten die Offiziere dem Vorfall wenig Beachtung. Nun gut, man hatte ein Bild verdorben. Es wird nicht von weiß Gott für einem Meister gewesen sein, ein Gemälde von Raffael war es gewiß nicht; es kann die Welt nicht kosten. Man wird morgen den jüdischen Wirt rufen lassen, ihn fragen, wieviel das Bild wert ist, gut feilschen und dann bezahlen; — damit war die Sache erledigt. Dafür hatte man auch seinen Spaß gehabt und sich weidlich amüsiert, daß es nie gelingen wollte, die Gabel so sicher ans Ziel zu bringen, wie es der Jongleur fertiggebracht hatte. „Nein, der Schelm hat es besser gekonnt. Wir sind nicht dazu imstande. Gott sei Dank, daß sich kein lebendiger Mensch zu unserm Versuch hergegeben hat, sonst hätten wir ihm die Augen ausgestochen, und das hätten wir mit Geld nicht wieder gutmachen können."

Die wackeren Helden waren froh, daß die Sache so gut geendet hatte, faßten sich unter und zogen unter Witzen und Späßen zu ihren Quartieren. Die beiden Gerichtsherrchen hatten sie völlig vergessen. Diese hockten noch immer mäuschenstill unter dem Tisch und gaben keinen Laut von sich.

Aber die Sache war durchaus nicht so einfach und lag viel verwickelter als es sich die braven Jungen dachten, während sie zur Ruhe gingen.

11

Kaum waren die Offiziere auseinandergegangen und hatten ihr Schlachtfeld im jüdischen Laden geräumt, als die ‚Gerichtsherrchen‘ unterm Tisch hervorkrochen, sich die vom langen Hocken steifgewordenen Beine reckten und die Lage betrachteten. Alles war still — keine Seele im Laden und in der Kammer; der Rauch war so dick, daß man kaum das verunstaltete Bild mit den ausgestochenen Augen und den unzähligen Rissen an anderen Stellen sehen konnte.

Zum Glück für die einen und zum Unglück für die anderen waren die Herrchen viel nüchterner als die Offiziere, weil diese immer noch mehr getrunken hatten, dieweil sie vom Tisch die Gabeln nach dem Bild warfen, während Heraklit und Demokrit in ihrer Klause unterm Tisch erheblich nüchterner geworden waren, wozu ihre Angst, die Enthaltsamkeit und das Verlangen nach Rache, das in ihnen glühte, viel beigetragen haben mochte. Sie hatten sich denn auch trefflich zurechtgelegt, wie sie ihre Beleidiger strafen wollten.

Die Schreiber bedachten sich nicht lange, sondern nahmen das verunstaltete Porträt von der Wand, liefen damit auf das Ladentreppchen und schlugen Lärm. „Ihr guten Leute, kommt und schaut! Wer an Gott glaubt und die Älteren ehrt, bezeige seine Entrüstung ... Seht euch an, wie die Offiziere das Bild einer solchen Persönlichkeit geschändet haben!“

Auf dieses Geschrei tauchte sofort, wie aus dem

Boden gewachsen, der Wirt auf, der sich so lange versteckt hatte, die Marktweiber kamen von ihren Ständen herbeigeeilt, die Judenkinder kreischten — und die Geschichte nahm ihren Verlauf.

Der jüdische Wirt, der die meiste Angst hatte und einen Skandal scheute, preßte die Daumen gegen die Augen, wie es der Rabbiner beim Segnen zu tun pflegt, und rief: „Ich habe nichts gesehen und weiß von nichts; ich weiß auch nicht, wer der Militärpan ist, der dort abgebildet ist. Gebe Gott ihm alles Gute, aber mich laßt in Ruhe ... ich brauche das Bild nicht. Ich opfere es, nehme es wer will."

Allein Demokrit rief: „Aber wir wissen, wer diese Persönlichkeit ist. Schaut doch, ihr guten Leute, geblendet — die Augen ausgestochen! Tragen wir das Bild zum Bürgermeister!"

Und Demokrit trug das verstümmelte Bildnis durch die Straße bis zum Rathaus; Heraklit, der ihn begleitete, bekam in der warmen Sonne einen Kater und fing an zu weinen. Alle, die ihnen folgten, deuteten auf ihn hin und sagten anerkennend: „Erstaunlich, wieviel Gefühl!"

Und währenddessen lagen die Offiziere im tiefsten Schlaf und ahnten nicht, daß man sich über sie beschwerte, und daß die Sache Staub aufwirbeln und ihnen noch viel Beschwer machen würde.

Aber so schwer auch ihr trunkener Schlaf war, das Erwachen am andern Morgen war noch schwerer

Schon in aller Hergottsfrühe erschien bei sämtlichen Teilnehmern des beschriebenen Gelages eine

Kaum waren die Offiziere auseinandergegangen und hatten ihr Schlachtfeld im jüdischen Laden geräumt, als die ‚Gerichtsherrchen' unterm Tisch hervorkrochen, sich die vom langen Hocken steifgewordenen Beine reckten und die Lage betrachteten. Alles war still — keine Seele im Laden und in der Kammer; der Rauch war so dick, daß man kaum das verunstaltete Bild mit den ausgestochenen Augen und den unzähligen Rissen an anderen Stellen sehen konnte.

Zum Glück für die einen und zum Unglück für die anderen waren die Herrchen viel nüchterner als die Offiziere, weil diese immer noch mehr getrunken hatten, dieweil sie vom Tisch die Gabeln nach dem Bild warfen, während Heraklit und Demokrit in ihrer Klause unterm Tisch erheblich nüchterner geworden waren, wozu ihre Angst, die Enthaltsamkeit und das Verlangen nach Rache, das in ihnen glühte, viel beigetragen haben mochte. Sie hatten sich denn auch trefflich zurechtgelegt, wie sie ihre Beleidiger strafen wollten.

Die Schreiber bedachten sich nicht lange, sondern nahmen das verunstaltete Porträt von der Wand, liefen damit auf das Ladentreppchen und schlugen Lärm. „Ihr guten Leute, kommt und schaut! Wer an Gott glaubt und die Älteren ehrt, bezeige seine Entrüstung ... Seht euch an, wie die Offiziere das Bild einer solchen Persönlichkeit geschändet haben!"

Auf dieses Geschrei tauchte sofort, wie aus dem

Boden gewachsen, der Wirt auf, der sich so lange versteckt hatte, die Marktweiber kamen von ihren Ständen herbeigeeilt, die Judenkinder kreischten — und die Geschichte nahm ihren Verlauf.

Der jüdische Wirt, der die meiste Angst hatte und einen Skandal scheute, preßte die Daumen gegen die Augen, wie es der Rabbiner beim Segnen zu tun pflegt, und rief: „Ich habe nichts gesehen und weiß von nichts; ich weiß auch nicht, wer der Militärpan ist, der dort abgebildet ist. Gebe Gott ihm alles Gute, aber mich laßt in Ruhe ... ich brauche das Bild nicht. Ich opfere es, nehme es wer will."

Allein Demokrit rief: „Aber wir wissen, wer diese Persönlichkeit ist. Schaut doch, ihr guten Leute, geblendet — die Augen ausgestochen! Tragen wir das Bild zum Bürgermeister!"

Und Demokrit trug das verstümmelte Bildnis durch die Straße bis zum Rathaus; Heraklit, der ihn begleitete, bekam in der warmen Sonne einen Kater und fing an zu weinen. Alle, die ihnen folgten, deuteten auf ihn hin und sagten anerkennend: „Erstaunlich, wieviel Gefühl!"

Und währenddessen lagen die Offiziere im tiefsten Schlaf und ahnten nicht, daß man sich über sie beschwerte, und daß die Sache Staub aufwirbeln und ihnen noch viel Beschwer machen würde.

Aber so schwer auch ihr trunkener Schlaf war, das Erwachen am andern Morgen war noch schwerer

Schon in aller Hergottsfrühe erschien bei sämtlichen Teilnehmern des beschriebenen Gelages eine

Ordonnanz des schnauzbärtigen Majors oder Rittmeisters, der die Schwadron kommandierte und die höchste militärische Gewalt am Orte vorstellte.

Natürlich ist ein Rittmeister noch keine weiß Gott wie hohe Amtsperson. Aber wenn er auch ‚ihr Bruder Isakij' war und ab und zu mit ihnen tanzte, bekamen die Offiziere dennoch einen Schreck.

Das Schlimmste war, daß ihnen noch immer die Köpfe brummten und sie sich durchaus nicht entsinnen konnten, was gestern in der Kammer bei dem jüdischen Wirt geschehen war. Sie erinnerten sich dunkel, daß sie mächtig gezecht hatten, aber sie konnten sich nicht auf alles der Reihe nach besinnen. Irgendwo war eine Lücke, und sie hatten das Gefühl, als ob das Dazwischenliegende überhaupt nicht existiere. Es fiel ihnen ein, daß sie die Juden aus dem Lokal verjagt hatten. Allein dies war doch keine wichtige Sache und schon öfter, sogar im Beisein des Rittmeisters, passiert. Verjagt werden ist kein Unglück, besonders bei den Juden, die doch ein Volk sind, das auf höchsten Richterspruch selbst zur ‚Verstreuung' verurteilt wurde. Der Jude würde die Rechnung etwas höher machen, als getrunken aufschreiben, was nicht getrunken wurde, und als zerschlagen und beschädigt, was heil war — nun gut, sie rechneten mit ihm ab und konnten guter Dinge eines neuen Skandals harren. Der Jude kredenzte ihnen sicherlich selbst die erste Runde als ‚Friedenstrunk' umsonst, sie würden sich aussöhnen und ihm wieder tüchtig zu verdienen geben ... Es war doch unmöglich, daß dieser Jude sich mit

ihnen veruneinigen wollte, und daß er die Ursache war, daß man sie zu so früher Stunde zum Rittmeister rief! Sollten vielleicht die beiden Schreiber ... Sie hatten das unbestimmte Gefühl, als ob noch ein paar Gerichtsherrchen in der Schenke gewesen wären ... Na, dieses Gesindel ... mochten sie nur ein bißchen vor dem Militär zittern! Sind doch nicht der Rede wert, dieses Unkraut, diese Schieber! Wenn man aber einem von ihnen Nase oder Ohren abgehauen hatte? Das wäre garstig — was abgehauen ist, kann man nicht wieder anleimen ... aber, Gott ist gnädig, sie hatten schon ganz andere Sachen gemacht, und es war stets alles gut abgelaufen. Es wird auch diesmal gut gehen! Und wozu braucht denn solch Schreiber eine Nase? Doch nur um Tabak zu schnupfen und das Kanzleipapier schmutzig zu machen ... Schmiergeld ist kein Braten, das werden sie auch ohne Nase riechen ... Natürlich, man wird zusammenlegen und zahlen, dann kommt auf jeden ein Teil, und es wird keinem zu schwer ...

12

Unter diesen oder ähnlichen Erwägungen begaben sich die Offiziere kreuzvergnügt zum Quartier ihres ältesten Kameraden und stapften guten Muts in den geräumigen, aber niedrigen Vorsaal des kleinrussischen Hauses; allein plötzlich bemerkten sie, daß die Sache nicht sehr günstig für sie stand. Der Rittmeister empfing sie nicht auf kameradschaftliche Weise, das heißt in gestreiftem Morgenrock, die Pfeife zwischen den Zähnen,

sondern die Tür zu seinem Zimmer blieb verschlossen. Das bedeutete, er wollte warten, bis alle versammelt wären und dann zu allen gemeinsam sprechen ...

Dieses offizielle Benehmen verhieß nichts Gutes; die Offiziere schauten einander an, dämpften ihre Stimmen und fragten flüsternd: „Was soll denn das bedeuten? Was haben wir gestern angestellt?“ Einer hatte bei seinem Kommen auf der Straße etwas von einem Porträt läuten hören ...

„Porträt? Porträt? Was soll's damit?“

Keiner konnte sich an ein Porträt entsinnen.

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, und aus der Tür des Kabinetts trat der Rittmeister heraus. Er trug seinen Waffenrock mit Achselstücken; seine Lippen waren fest zusammengepreßt. Ohne die Offiziere zu begrüßen, begann er seine Rede sogleich mit jenen Worten, die Gogol lange Zeit danach seinem Skwosnik-Dmuchanowskij in den Mund gelegt hat: „Ich habe Sie hierher gebeten, meine Herren, um Ihnen eine höchst unangenehme Nachricht mitzuteilen; man hat sich bei der Zivilbehörde über Sie beschwert, wovon ich durch den Bürgermeister Mitteilung erhielt; ich muß Sie arrestieren. Geben Sie mir Ihre Degen und erklären Sie mir sogleich ehrlich und aufrichtig, was Sie gestern bei dem Weinhändler angestellt haben.“

Die Offiziere nahmen gehorsam ihre Degen ab und überreichten sie dem Schwadronschef. Was jedoch die ‚ehrliche und aufrichtige Erklärung‘ anbetraf, so antworteten sie, daß sie selbst gern wissen möchten, was

sie angestellt hätten; sie könnten sich jedoch beim besten Willen nicht daran erinnern.

Der Rittmeister schaute noch finsterer drein und erwiderte noch schärfer: „Lassen Sie gefälligst die Scherze! Ich spreche als Ihr Vorgesetzter mit Ihnen."

„Von Scherz kann keine Rede sein!" antwortete einer der Beschuldigten, „aber wir entsinnen uns bei Gott auf nichts!"

„Denken Sie doch einmal scharf nach!"

„Es war gestern sehr heiß ... wir gingen zufällig hinein ... begannen in dem kühlen Laden Wein zu trinken ... stritten uns mit den Juden ... hatten jedoch nichts Böses beabsichtigt ... dann waren dort noch zwei Gerichtsschreiber, die sind von allem Zeuge ..."

„Na eben ... zwei Gerichtsschreiber! Darum handelt es sich ja. Diese beiden sind in der Tat von allem Zeuge; sie haben alles mit angesehen; wie wollen Sie sich nun vor ihnen rechtfertigen? Sie haben unserm Stand große Schande gemacht!"

„Inwiefern denn rechtfertigen? ... Erklären Sie uns doch bitte ... worum es sich handelt," riefen die Offiziere.

„Dann werde ich Ihnen sagen, weswegen Sie zur Rechenschaft gezogen werden!" rief der Rittmeister, zog einen viermal zusammengefalteten Bogen Papier aus der Tasche und begann die ihm von der Stadtverwaltung zugestellte Kopie des Berichtes der beiden Schreiber zu verlesen. Darin stand geschrieben, wie die Herren Offiziere das Porträt durch das Schleudern von Gabeln verunstalteten, während die am Tatort

anwesenden Gerichtsschreiber, ‚in deren Herzen Gottesfurcht und Liebe zum Allerhöchsten wohnte', die ganze Zeit auf den Knien gelegen hätten, so daß sie sich auf dem Boden ihre einzigen Hosen durchscheuerten und nunmehr nicht in der Lage seien, ihren Dienst zu versehen. Sie führten deshalb gegen den obgemeldten Unfug der Offiziere Beschwerde und bäten, die Schuldigen zu veranlassen, jedem von ihnen für die Beschädigung der Hosen zwanzig Rubel in Assignaten zu bezahlen.

Nachdem der Rittmeister das Schreiben verlesen hatte, pfiff er seiner Ordonnanz und ließ aus seinem Schlafzimmer das Porträt herbeibringen. Die Offiziere konnten sich nun mit eigenen Augen von ihrem gestrigen Zeitvertreib überzeugen und waren starr.

Inzwischen legte der Rittmeister den Waffenrock ab, behielt nur die Halsbinde um und setzte sich an den Tisch. Er steckte die Hände hinter die bestickten Hosenträger und sagte nunmehr in einem ganz anderen Ton: „Die Sache steht schlimm, Herrschaften. Sie hat einen recht bösartigen Charakter angenommen, da man weiß Gott was hinzudichten kann ... Dieses dreckige Schreiben von der Zivilbehörde, diese Halunken, diese Federfuchser erdreisten sich, gegen Offiziere vorzugehen ... Ich habe zuerst dienstlich mit Ihnen sprechen müssen, wollen wir uns jetzt mal ganz kameradschaftlich über den Fall unterhalten! Es ist unmöglich, die Sache ihren gewöhnlichen Gang gehen zu lassen, man muß ihr mit Schnelligkeit und mit militärischer Aufrichtigkeit zuvorkommen, wie es sich für Edelleute geziemt. Ob es hilft oder nicht, jeden-

falls müssen wir offen und ehrlich handeln. Nehmen Sie bitte Platz, zünden Sie sich Ihre Pfeife an und lassen Sie uns nachdenken. Meine Meinung ist folgende: ein Unrecht läßt sich nicht wieder gut machen; was geschehen ist, ist geschehen. Wir müssen den Umstand benützen, daß die Post nach Perejaslaw bereits gestern abgegangen ist und die nächste erst in drei Tagen folgt. Das ist Ihr Glück. Ich habe Ihnen die Degen abgenommen. Wählen Sie jetzt schleunigst zwei Ihrer Kameraden; diese begeben sich zum Regimentskommandeur und erzählen ihm alles auf Ehre und Gewissen ... er wird Ihnen helfen, denn er ist mit dem Gouverneur gut bekannt."

Etwas Besseres als diesen Rat konnte man sich nicht erdenken. Bereits nach einer Stunde verließen die beiden Offiziere Pirjatin und jagten in Richtung auf Perejaslaw davon. Als sie sich im Gutsgebiet von Farbowanaja befanden, begann nach der Hitze und Schwüle plötzlich ein Gewitter heraufzuziehen. Es goß wie aus Eimern. Mit einem Male tauchte in dem strömenden Regen wie eine Blase die Gestalt eines kleinrussischen Bauern vor den beiden Offizieren auf. „Wer fährt hier mit Schellen und wohin wollt ihr?"

Die beiden antworteten: „Wir sind Offiziere und sind in eigenen Angelegenheiten unterwegs."

„Wenn es so ist, dann kehren Sie bitte bei unserm Pan Wischnewskij ein."

Die Offiziere wollten zuerst nicht, doch der Bauer überzeugte sie, indem er ihnen zuredete: „Kommen Sie nur, es ist bei uns so üblich!"

Die Offiziere fuhren nach Farbowanaja, um den Regen und das Gewitter vorübergehen zu lassen. Stepan Iwanowitsch empfing sie hocherfreut; er bewirtete sie mit Speise und Trank und fragte sie: „Treiben Sie sich zu ihrem Vergnügen oder in dienstlichen Angelegenheiten bei diesem Wetter herum, meine Herren?“

Die Offiziere sagten geheimnisvoll: „Er könne das eine wie das andere annehmen.“

„Das verstehe ich nicht!“ sagte Wischnewskij und fügte hinzu: „Aber vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein, meine Herren, damit Sie nicht mehr weiter zu fahren brauchen.“

Jene seufzten und meinten: „Nein, unsere Angelegenheit ist so kompliziert, daß uns nur unser Oberst durch eine Bitte an den Gouverneur aus der Klemme helfen kann.“

„Nun, wieso kann Ihnen der Gouverneur behilflich sein? Ich frage nicht aus leerer Neugierde.“

Die Offiziere erzählten Wischnewskij die Geschichte.

Der Pan strich sich mit gespreizten Fingern über den Scheitel, nieste und sagte: „Das geht den Gouverneur überhaupt nichts an. Ich weiß nicht, weshalb Sie nach Perejaslaw fahren wollen. Es wird Ihnen niemand helfen; man muß die Sache nur von der richtigen Seite anpacken.“

Was er darunter verstehe?

„Das muß ich erst noch einmal beniesen.“ Stepan Iwanowitsch fuhr sich wieder mit gespreizten Fingern über den Scheitel, nieste und sagte: „Ich sehe zwar,

daß Sie Moskowiter sind und eigentlich uns belehren müßten; aber ich will Ihnen sagen, daß Sie die Sache falsch angefaßt haben und alles verderben, wenn Sie nach Perejaslaw fahren. Mit Ihrer Offenherzigkeit helfen Sie sich gar nicht und belästigen nur die Behörden. Passen Sie auf, was wir machen! Ich setze Sie bis morgen in Arrest; übrigens habe ich auch das Recht dazu, weil Sie mir selbst gestanden haben, daß Sie sich heimlich aus Ihrer Garnison entfernt haben; zudem haben Sie keine Degen bei sich. Ich bitte Sie, sich in den Seitenflügel zu begeben; dort steht alles zu Ihrer Aufnahme bereit. Schlafen Sie gut und morgen früh wollen wir Ihre Angelegenheit so anfassen wie es sich gehört."

13

Die Offiziere dachten, daß es kein großes Unglück sei, bis morgen früh zu warten, und fügten sich ihrem eigenmächtigen Hausherrn. Sie begaben sich in die ihnen angewiesenen Räume, während der Pan von Farbowanaja seinen Reitknecht Prokop kommen ließ, ihm befahl, sich in eine Britschke zu setzen und nach Pirjatin zu fahren, wo er die beiden Gerichtsschreiber auffsuchen und spätestens bis morgen früh nach Farbowanaja bringen sollte, koste es was es wolle.

Der Reitknecht jagte davon, suchte die beiden Herrchen auf und sagte zu ihnen: „Mit meinem Pan geht's zu Ende. Es steht so schlecht um ihn, daß ich nicht weiß, ob er noch den Abend erleben wird. Er will gern noch sein Testament machen und hat mich zu

euch geschickt, damit ich euch bitte, sofort euer Schreibzeug einzupacken und mit mir nach Farbowanaja zu kommen, wo ihr als Zeugen fungieren sollt. Ein gutes Chrabar ist euch gewiß."

Die Schreiber wußten, daß Wischnewskij niemals krank war, und daß es den Tod bedeutete, wenn Leute wie er einmal krank wurden.

Sie dachten: ‚Sicher stirbt er, und wir verschreiben uns etwas im Testament. Er merkt es in seiner Krankheit nicht.'

So machten sie sich denn mit Freuden auf und fuhren nach Farbowanaja. Stepan Iwanowitsch war kaum aufgestanden, als die Britschke schon am Portal hielt.

Stepan Iwanowitsch machte für diese Gäste eine kleine Abweichung von seiner Empfangsordnung. Ins Haus ließ er die beiden natürlich ebenfalls nicht, dafür befahl er jedoch, auf die Terrasse ein kleines Tischchen zu schaffen sowie für beide Schreiber einen Stuhl. Letzteres aus dem Grunde, daß sie nicht die Frechheit besäßen, sich hinzusetzen.

Dann setzte Wischnewskij seine Mütze mit dem großen Schirm auf, ging auf die Terrasse hinaus und begann die Unterhandlungen. „Mein Reitknecht hat euch vorgemacht, daß ich im Sterben liege", sagte er. „Aber so Gott will, hat es damit noch lange Zeit, und wenn es einmal soweit ist, dann werde ich mir für mein Testament andere Zeugen suchen als euch Rechtsverdreher. Nein, ich habe euch zu euerm eigenen Wohl hierher kommen lassen ..."

Die beiden Schreiber schauten nicht schlecht.

„Was habt ihr Verworfenen vorgestern im Laden des Juden angestellt?“

Die Schreiber drückten ihr Erstaunen aus. „Erbarmen... Wer hat Ihnen so etwas gesagt? ... Wir haben nichts getan, die Offiziere waren es ...“

„Schon gut, ich weiß alles. Darum tut ihr Narren mir auch leid, weil ihr eure Schuld auf die Offiziere abwälzen wolltet, als ob euch das je gelingen würde!... Ihr habt das eine nämlich nicht bedacht, daß die Offiziere ihrer sechs sind, die bezeugen können, daß ihr das Porträt zerstört habt, während ihr nur euer zweie seid ... Wer wird euch da Glauben schenken?“

„Erlauben Sie ... aber wir ...“

„Ich will nichts hören! Narreteien! unterbrach sie Wischnewskij. „Ich weiß alles, bin über alles orientiert. Ihr habt euch da ausgedacht, eine Beschwerde aufzusetzen; aber während ihr sie eingereicht habt, waren die Offiziere schon auf dem Weg nach Perejaslaw, Poltawa und Kiew. Dankt eurem Herrgott, daß ich sie aufgehalten und bei mir arretiert habe. Sie sind sechs und haben sämtlich genau gesehen, wie ihr die Gabeln geworfen habt ...“

„Erlauben Sie ... wann haben wir geworfen?“

„Nichts da, nichts da!“ Wischnewskij ließ sie nicht zu Worte kommen. „Ihr seid zwei, sie sind sechs, und ihr vermögt euch nicht aus der Schlinge zu ziehen. Zudem sind sie viel angesehener als ihr ... sind alles Adelige, während ihr nur armselige Schreiberseelen, richtiges Unkraut seid.“

„Aber wir sind doch im Recht!“

„Schweigt, was heißt Recht, wenn es sich um Moskowiter handelt! Sie sind sechs und ihr seid zwei ... Wer wird euch also Glauben schenken? Wußtet ihr denn nicht, daß bei uns die Oberbehörden sämtlich moskowitisch gesinnt sind? Außerdem werden die Saujuden natürlich die Partei der Stärkeren ergreifen und bestimmt aussagen, daß ihr die Gabeln geschleudert habt.“

„Aber erbarmen Sie sich doch, Pan — die Juden sind allesamt Schelme!“

„Wer sagt denn, daß sie keine Schelme sind? Ich versichere euch nur, daß sie wider euch zeugen werden ... Darum tut ihr mir auch leid, denn ich sehe nicht, wie ihr aus eurer Not herauskommen wollt.“

Die Schreiber, die sich in juristischen Dingen ganz gut auskannten, sahen, daß ihre Sache — hol's der Teufel — tatsächlich schlecht stand, daß sie durchaus keine Chancen für sich hatten, und daß sie so sicher, wie zweimal zwei vier ist, die ganze Schuld aufgebürdet bekommen würden. „Sie sind sechs und wir sind nur zwei ... Donnerwetter! Ja!“

„Und noch dazu die Juden, vielleicht ...“

„Was tun?“

„Was sollen wir tun, Euer Gnaden?“

„Das will ich euch gleich sagen. Setze sich einer von euch hierher und schreibe, was ich ihm diktieren werde!“

Stepan Iwanowitsch diktierte, und der Schreiber begann: ‚Da wir von Natur aus bereits schwach-

sinnig und unser Gewissen durch die vielen Schmiergelder noch mehr verfinstert ist ...'

Der Schreiber hielt inne ... doch Wischnewskij trieb ihn an: „Schreib! Schreib! Das muß so sein." — ‚Gewissen verfinstert ist ... begaben wir uns, die Gerichtskopisten so und so, in den Laden des jüdischen Weinhändlers und besoffen uns bis zur Bewußtlosigkeit. Als wir wegen der Verteilung der Schmiergelder Streit miteinander bekamen, begannen wir uns gegenseitig mit Gabeln zu bewerfen, und da wir sehr besoffen waren, trafen wir aus Unvorsichtigkeit hin und wieder das Porträt ...'

Der Schreiber hielt abermals inne. Doch Stepan Iwanowitsch versetzte ihm einen Stoß in den Nacken, worauf das Herrchen sich wieder ans Schreiben machte und das unfreiwillige Schuldgeständnis, ohne noch einmal aufzubegehren, bis zu Ende schrieb. Zum Schluß versicherte er, daß ‚sie zu ihrer größeren Sicherheit den Entschluß gefaßt hätten, alle Schuld auf die Offiziere zu wälzen, in der Annahme, daß diesen als Militärs nichts geschehen würde. Doch im Bewußtsein ihrer Sünde und im Gedenken an ihren dereinstigen Tod bereuten sie ihre Handlungsweise tief und bäten die Offiziere, Ihnen zu verzeihen und Sie nicht anzuzeigen. Wegen ihrer in betrunkenem Zustand verübten Untat ersuchten sie außerdem den Pan Wischnewskij, sie in väterlicher Weise zu bestrafen und sie auf seinem Gute Farbowanaja mit Ruten züchtigen zu lassen, worauf dieser sich für sie verwenden wolle, wenn es sich als notwendig herausstellen sollte.' —

„Aber warum denn ... Euer Gnaden, warum sollen wir denn geschlagen werden?“

„Das steht nur so geschrieben!“

Die beiden Herrchen unterschrieben, desgleichen Wischnewskij. Dann rief er die Offiziere. „Bestätigen Sie bitte auch durch Ihre Unterschrift, meine Herren, daß Sie sich, zugleich im Namen Ihrer Kameraden, einverstanden erklären, den beiden zu verzeihen, und dafür als Soldaten so großmütig sein wollen, von einer Anzeige Abstand zu nehmen. Ich verbürge mich dafür.“

Jene unterschrieben.

„So haben wir die Sache demnach ins Reine gebracht“, sagte Stepan Iwanowitsch und steckte das Papier in die Tasche, „und jetzt“, fügte er zu seinen Dienern gewandt hinzu, „führt diese beiden Advokaten in den Pferdestall und gebt ihnen dort eine ordentliche Tracht Prügel“.

„Erbarmen ... warum denn?“

„Warum? nun, da steht es doch geschrieben! Wollt ihr euch jetzt schon gegen das Geschriebene auflehnen? Oha! Ihr seid mir die richtigen Federfuchser! Holla! Jungens, gebt ihnen die Ruten!“

Und man gab ihnen die Ruten.

Die beiden Schreiber sollen später noch viel geneckt worden sein, indem man sie fragte: „Na, wie war's beim Pan? Seid ihr ordentlich paniert worden?“

Der Kommandeur kam selbst zu Stepan Iwanowitsch nach Farbowanaja, und wenn er den Vorfall auch nicht erwähnte, so sprach doch aus allen seinen

Äußerungen die Anerkennung, die er dem Pan für seine geschickte und ‚beiläufige Beilegung der Angelegenheit' zollte.

14

In seinen eigenen Angelegenheiten verfuhr Stepan Iwanowitsch schlau und umsichtig, und verfiel nur dann in Fehler, wenn Liebesleidenschaft seinen Blick getrübt hatte. Am sinnlosesten benahm er sich in jener Zeit, wo er die schlanke, wohlgestaltete Gapka Petrunenko liebte, zu deren Füßen sitzend wir ihn verlassen hatten.

In dieser Zeit war der Geistliche von Farbowanaja ein Pope namens Platon. Er besaß die allen Russen eigene Schwäche, in nüchternem Zustand zu allem wohlweislich zu schweigen, in trunkenem jedoch jedem die Wahrheit zu sagen.

Als sich Wischnewskij am nächsten Morgen vom Teppich erhoben hatte, begab er sich hocherfreut zu Stepanida Wassiljewna und verkündete ihr eine große Neuigkeit.

Gapka fühlte in sich das Werden eines neuen Lebens.

„Und das Kind, das sie zur Welt bringt, wird nicht unter die Leibeigenen gesteckt, sondern frei sein", sagte Wischnewskij.

Stepanida Wassiljewna erhob sich und küßte ihren Mann auf die Stirn, denn dieser Entschluß Stepan Iwanowitschs bedeutete ein großes Geschenk, weil er alle seine vielen Kinder grundsätzlich als seine ‚Seelen' eintragen und Fronarbeit auf seinen Feldern verrichten ließ.

Gapotschka war überglücklich.

Eine Stunde später ging sie in den Garten, um Himbeeren zu pflücken. Plötzlich näherte sich der Vater Platon dem Zaun. Er war wieder einmal in seiner wahrheitsliebenden Stimmung. Als er des Mädchens ansichtig wurde, sprach er zu ihr in predigerhaftem Ton: „Na, Mädelchen, immer lustig? Amüsier dich nur, amüsier dich nur, pflücke süße Himbeeren . . . wenn du dein Kindchen geboren hast, kriegst du schon auch deinen Rippenstoß . . .“

„Warum denn?“ sagte Gapka, schaute ihn von der Seite an und wurde plötzlich verwirrt und traurig. Denn Wischnewskij wurde — dies ist nicht weiter verwunderlich — von vielen Frauen, die sich anfangs gegen seine Liebe sträubten, allmählich heiß geliebt. Und Gapka war es ebenso ergangen. Sie erkundigte sich also, warum man sie verjagen sollte, wenn sie das Kind zur Welt gebracht habe. „Darum“, versetzte der Pope, „weil man auf dem Herrschaftshof eine Kuh nicht zweimal kalben läßt!“

Dies war Platons ganze Begründung für seine Behauptung. Gapotschka ward darüber sehr bekümmert, wozu ihr seltsamer, ungewohnter Körperzustand noch viel beitrug. Sie begann bitterlich zu weinen, war jedoch als verschwiegene Kleinrussin durch nichts zu bewegen, den Grund ihres Kummers mitzuteilen. Stepan Iwanowitsch begann selbst Nachforschungen anzustellen und erfuhr von seinen Leuten, daß man Gapka mit dem Popen zusammen gesehen hätte. Wischnewskij ließ sogleich den geistlichen Vater zu sich zur Beichte

kommen und sagte zu ihm: „Was hast du zu Sapka gesagt?“

Der Pope, der seine Worte natürlich dem Pan nicht mitteilen konnte, sagte: „Ich weiß es nicht mehr.“

Wischnewskij wurde wütend und schrie: „Aha! jetzt erkenne ich dich! Du kriechst ihr wohl selber nach ... Hast gedacht, sie könnte mich mit dir vertauschen!“

„Aber, aber, Euer Gnaden!“

„Quatsch ‚euer Gnaden‘! Meine Gnade ist dir nur insoweit gnädig, daß ich dich als Sohn der Kirche nicht verprügeln lasse. Aber ich lasse dich zur Strafe durchs Dorf führen, damit jedermann sieht, was du für ein Unflat bist ...“

Man packte den Unglücklichen, kleidete ihn aus, steckte ihn in einen alten Mehlsack, aus dessen Schlitz nur der Kopf des Popen herausschaute, streute ihm dann Federn über die Haare und führte ihn in diesem Aufzug durchs ganze Dorf.

Der Priester beschwerte sich sogleich und bat um seine Versetzung, die ihm auch gewährt wurde, ohne daß die Angelegenheit irgendwelche schlimmere Folgen für Stepan Iwanowitsch gezeitigt hätte.

In gewisser Hinsicht rächte sich der beleidigte Priester selbst, aber seine Rache war einfach lächerlich und kam obendrein viel zu spät. Sie wurde erst viele Jahre später offenbar, als Stepan Iwanowitsch eine seiner Töchter zu verheiraten gedachte und die Eintragung aus dem Kirchenbuch anforderte. Dabei fand man die dumme und ganz sinnlose Bemerkung, die erst nachträglich statt des richtigen Textes eingetragen war, ‚daß

dem Gutsbesitzer Stepan Iwanowitsch und seiner ehelichen Gattin eine uneheliche Tochter so und so geboren sei ...'

Diese sinnlose Bemerkung konnte Stepan Iwanowitsch nicht ernstlich schaden; immerhin versetzte ihn der Vorfall in eine fürchterliche Wut. Wie durfte sich jemand erfrechen, sich mit ihm einen solchen Scherz zu erlauben! Und wer war es gewesen? Der Pope! Obendrein mußte die Schandtat auch noch ungesühnt bleiben, denn der Vater Platon war schon längst nach Gottes Ratschluß gestorben.

Andernfalls hätte ihn Stepan Iwanowitsch freilich auch in einem fremden Sprengel gefaßt ...

15

Solcherart waren die wilden Taten dieses Originals, die in unserer vielgelästerten Zeit unmöglich wären oder sicherlich für die Verirrungen eines Psychopathen gehalten würden. Und es war in der Tat so: Wischnewskij offenbarte in seinem ganzen Geschmack und in jeder seiner Empfindungen etwas Psychopathisches. Er fühlte zum Beispiel nicht die Schönheit einer stillen, sonnenbeschienenen Landschaft, sondern er liebte nur die Nacht und rauschende Gewitter; von Tieren mochte er nur Tauben und Pferde leiden. Die Tauben gefielen ihm, weil ‚sie sich küßten', die Pferde, weil sie gewandt und schnell waren und weil sie eine Stimme besaßen ... jawohl, er fand außerordentliches Wohlgefallen an der Stimme der Pferde, das heißt an ihrem Wiehern.

Um sich ein Vergnügen der ersteren Art zu ver-

schaffen, hatte sich Stepan Iwanowitsch vor seinem Fenster einen großen Taubenschlag errichten lassen und ergötzte sich oft stundenlang an dem Anblick der Tauben, die ‚sich küßten'. Auch Stepanida Wassiljewna mußte zuschauen: „Sieh, sie küssen sich!"

So betrachteten sie lange, lange die schnäbelnden Tauben und waren gewiß dabei von den edelsten Gefühlen beseelt.

Des Wieherns halber ritt Stepan Iwanowitsch nur Hengste und ließ sich nie aus der Ruhe bringen, wenn er auch noch so arge Verwirrung in irgendein Gespann brachte. Aber das war noch nicht alles. Sowie Wischnewskij irgendwo, ob es nun unterwegs oder daheim war, einen Hengst wiehern hörte, machte er sofort halt, hob einen Finger in die Höhe und lauschte... Kein Musiknarr hat vielleicht der Calzolari, Tamberlik oder der Patti so andächtig zugehört.

Es gab für Wischnewskij kein schöneres Schauspiel, als wenn ein mächtiger, schöner Hengst eine große Pferdeherde umhertrieb. Schon wenn Stepan Iwanowitsch von weitem das Wiehern vernahm, blieb er stehen, und sein Gesicht strahlte vor Vergnügen. Er schien über alle Entfernung hinweg zu sehen, wie der liebeglühende Hengst mit geblähten Nüstern dahinsprengte und vor Leidenschaft sprühte... „Hörst du ihn, Stepanida Wassiljewna?" „Ja, mein Freund, ich höre ihn."

Und da ihr nur das auf der Welt Glück bereitete, was ihrem Manne gefiel, so fand auch sie an dem Wiehern Gefallen... und Stepan Iwanowitsch wußte es zu schätzen.

Als er sechzig Jahre alt war, starb Stepanida Wassiljewna. Er weinte bitterlich um sie, ging aber bald darauf trotz seinem hohen Alter eine neue Ehe mit einem achtzehnjährigen Mädchen aus der kleinrussischen Familie Gordienko ein. Auch mit seiner zweiten Gemahlin lebte er sehr glücklich. Aber er mußte doch oft an Stepanida Wassiljewna denken. Der zweiten Gattin mangelte ungeachtet ihrer vielen Vorzüge das rechte Verständnis für alle seine Schwächen und Sonderlichkeiten ... Stepan Iwanowitsch zeigte ihr nicht die Tauben, die sich küßten und mochte sie auch nicht fragen, ob sie hörte, wie der Sultan der Herde seine schmetternde, vibrierende Stimme ertönen ließ und sie plötzlich um eine Oktave senkte ...

Wischnewskij hatte einmal den Versuch gemacht, die Aufmerksamkeit seiner jungen Gattin auf das Wiehern zu lenken, aber sie erwies sich als vollkommen gefühllos; sie stand nicht einmal auf und lächelte, sondern sie sagte nur: „Ja, ich habe es gehört, ein Pferd hat irgendwo gewiehert." Dann beugte sie sich seelenruhig wieder über ihre Handarbeit.

Nein, eine Frau mit lebhafter Phantasie mußte sich bei derartig leidenschaftlichen und erregenden Dingen anders benehmen!

Stepan Iwanowitsch begriff, daß seiner neuen Frau völlig fehlte, was die frühere in so reichem Maße besessen hatte, und zog sie nie wieder in einen Kreis von Begriffen hinein, die ihr unzugänglich waren.

Kam es wieder einmal vor, daß sein Herz in Wallung und Erregung geriet, so seufzte er nur tief, suchte

mit den Augen das Porträt Stepanida Wassiljewnas und lächelte ihr zu …

16

Im vollen Besitz seiner Kräfte lebte Wischnewskij noch ungefähr zwanzig Jahre mit seiner zweiten Gattin und starb, als er sein neuntes Jahrzehnt begann. Im ganzen wurde er zweiundachtzig Jahre alt. Er lernte weder Altersschwäche, noch langsames, aber sicheres Dahinsiechen kennen, sondern als sein letztes Stündlein gekommen war, ging er plötzlich dahin, als wenn eine überreife Himbeere sich sanft von ihrem Stengel löst und abfällt.

Als Stepan Iwanowitsch zweiundachtzig Jahre alt war, ritt er an einem schönen Frühlingsmorgen, während in der ganzen Ukraine der Flieder so üppig duftet, eine junge Stute ein, die sonst niemanden im Sattel litt.

Mit Hilfe seiner ungewöhnlichen Kraft und Stärke jagte er die wilde Stute so lange herum, bis sie alle Widerspenstigkeit verlor und gefügig wurde. Dann stieg er aus dem Sattel, übergab die Stute den Pferdeburschen und schritt auf die Terrasse. Dort mußte er plötzlich stehen bleiben …

Wischnewskij hatte das Gefühl, als ‚hätte sich sein Herz geschüttelt'. Es hüpfte und hüpfte, zitterte und zitterte und sprang plötzlich ab. Ohne Schmerz, ohne Verletzung, als wenn eine reife Beere abfällt … An seiner Stelle breitete sich eine Leere aus, und mit einem Male begann sich alles in Wischnewskij zu verschieben, wie die Gewichte einer Uhr, deren Seil vom Rad ge-

glitten ist. Wischnewskij setzte sich schnell in einen Sessel und wollte etwas sagen, aber seine Zunge versagte ihm den Dienst. Alles war so schön, ringsum duftete der Flieder ... Er sah, hörte und begriff alles ... Dort nahmen eben die Pferdeburschen der schweißbedeckten Stute den Sattel ab und führten das nasse Tier im Schatten der Wand hin und her ... Sie erholte sich und schüttelte sich, so daß der weiße Schaum, von dem sie über und über bedeckt war, in kleinen Flocken durch die Luft wirbelte. Hinter der Wand des Pferdestalles hörte man zwei starke Vorderhufe auf den Boden aufstampfen und bebend vor Kraft erscholl es machtvoll und tönend: Jh-ha-ha-ha!

Stepan Jwanowitsch blickte nach rechts und blickte nach links ... Er suchte das Bild Stepanida Wassiljewnas, ließ schließlich seine Blicke auf einem blühenden Fliederstrauch ruhen und lächelte ...

Möchte man nicht denken, daß er sie sah, seine Stepanida Wassiljewna mit dem langgeschnittenen Gesicht der Schubinskijs? Und während er sie noch lächelnd anschaute, glitt er vom Stuhl zu ihren Füßen nieder und war tot. Jn jenem anderen Leben haben sie einander gewißlich wieder erkannt!

Der versiegelte Engel

Es war in der Weihnachtswoche, am letzten Tag vor Neujahr. Das Wetter ließ sich sehr ungnädig an. Einer jener grausamen Stürme, die den Winter in den Wolgasteppen so berüchtigt machen, hatte eine große Menge Menschen in einem einsamen Gasthof zusammengetrieben, der in einem abgelegenen Winkel der weiten, unübersehbaren Steppe lag. Adlige, Kaufleute, Bauern, Russen, Mordwinen, Tschuwaschen — alles saß hier dichtgedrängt beieinander. Es war unmöglich, in dieser Unterkunft auf Rang und Titel zu achten. In der Hütte herrschte eine qualvolle Enge. Die einen trockneten sich, die andern wärmten sich, die dritten suchten sich ein Plätzchen — und sei es auch noch so klein —, wo sie sich's bequem machen konnten. In der dunklen, niedrigen, menschengedrängten Hütte stand ein stickiger Dunst, und von den nassen Kleidern stieg dicker Dampf empor. Es gab keinen einzigen unbesetzten Platz mehr, auf den Pritschen, auf dem Ofen, auf den Bänken und sogar auf den schmutzigen Dielen, überall lagen Menschen. Der Wirt, ein griesgrämiger alter Bauer, zeigte weder über die Gäste noch über seine gute Einnahme irgendwelche Freude. Ärgerlich schlug er das Tor hinter den letzten beiden ankommenden Schlitten zu, in denen zwei Kaufleute saßen, schloß ab, legte den Schlüssel unter den Heiligenschrein und erklärte mit großer Bestimmtheit: „Jetzt mag kommen wer will, ich öffne nicht, und wenn er auch mit dem Kopf ans Tor pocht.“

Kaum hatte er dies gesagt, den weiten Schafspelz abgelegt, sich nach Art der Altgläubigen mit zwei Fingern bekreuzt und sich angeschickt, auf den warmen Ofen zu kriechen, als jemand schüchtern an die Fensterscheibe klopfte.

„Wer ist da?“ rief der Wirt laut und unwillig.

„Wir!“ ertönte es dumpf hinter dem Fenster.

„Nun, und was wollt ihr?“

„Laß uns um Christi willen herein, wir haben uns verirrt und sind schon ganz erfroren.“

„Seid ihr viele?“

„Nicht viele, nicht viele, achtzehn im ganzen, achtzehn,“ sagte der Mann hinter der Scheibe, der offenbar vor Kälte wirklich halb erstarrt war, stammelnd und zähneklappernd.

„Ich kann euch nicht hereinlassen, in der Hütte ist jedes Plätzchen belegt.“

„Gestatte doch wenigstens, daß wir uns etwas wärmen!“

„Wer seid ihr denn?“

„Fuhrleute.“

„Fahrt ihr leer oder mit Last?“

„Wir führen Felle mit uns, Bruder.“

„Felle! So, Felle habt ihr bei euch, und wollt auch noch in der Hütte übernachten. Worauf doch in Rußland die Leute alles kommen. Schert euch fort!“

„Was sollen sie denn anfangen?“ fragte ein Reisender, der auf der obersten Pritsche unter einem Bärenfell lag.

„Die Felle auf einen Haufen legen und dann dar-

unter kriechen, das sollen sie tun," versetzte der Wirt; nachdem er noch eine Weile auf die Fuhrleute geschimpft hatte, legte er sich auf den Ofen und rührte sich nicht mehr.

Obwohl der Reisende unter dem Bärenpelz in sehr energischem Tone gegen die Hartherzigkeit des Wirtes protestierte, würdigte ihn dieser keiner Antwort. An seiner Stelle ließ sich aus der entferntesten Ecke des Zimmers ein kleiner rothaariger Mann mit einem Spitzbärtchen vernehmen.

„Verurteilen Sie den Wirt nicht voreilig, mein Herr, er hat seine Erfahrung und urteilt ganz richtig, daß es ungefährlich ist, draußen zu übernachten, wenn man Felle bei sich hat."

„Wirklich?" meinte der Reisende unter dem Bärenpelz zweifelnd.

„Vollkommen ungefährlich, Herr; es ist für die Fuhrleute sogar besser, wenn er sie nicht hereinläßt."

„Warum?"

„Weil sie einmal aus diesem Anlaß eine praktische Lehre ziehen können, und weil zum andern noch ein Hilfsbedürftiger und Schutzloser hierher kommen kann, für den man auf diese Weise ein Plätzchen frei hat."

„Wen soll denn jetzt noch der Teufel herführen?" brummte der Pelz.

„Du," ließ sich plötzlich der Wirt vernehmen, „sprich nicht so sündhafte Worte. Wird denn der Böse jemand hierherbringen, wo sich so viele heilige Gegenstände befinden? Siehst du nicht, daß eine Ikone vom Erlöser und ein Bild von der Muttergottes in der Stube sind?"

„Das ist wahr," unterstützte ihn der Rothaarige. „Kein Christenmensch wird vom Bösen geführt, sondern ein Engel leitet ihn."

„Das habe ich noch nicht gesehen; ich mag auch nicht glauben, daß mich mein Engel hierhergeleitet hat, wo ich mich so unbehaglich fühle," antwortete der redselige Pelz.

Der Wirt spuckte nur zornig aus, der Rothaarige erklärte jedoch gutmütig, daß nicht jeder den Engel zu sehen vermöge, von dem er geführt würde, und daß nur derjenige einen Begriff davon haben könne, der seine Erfahrungen damit gemacht habe.

„Sie reden genau so, als ob Sie etwas Derartiges schon einmal erlebt hätten," meinte der Pelz.

„Jawohl, das habe ich auch."

„Wie? Sie wollen gesehen haben, daß Sie von einem Engel geführt worden sind?"

„Jawohl, ich habe den Engel gesehen, und er hat mich geleitet."

„Scherzen Sie oder wollen Sie sich über mich lustig machen?"

„Gott behüte, wie werde ich über solche Dinge scherzen?"

„Sie haben also wirklich etwas Derartiges gesehen? Auf welche Weise ist Ihnen denn der Engel erschienen?"

„Das ist eine lange Geschichte, verehrter Herr."

„Wissen Sie, da es doch ganz unmöglich ist, hier zu schlafen, so wäre es ausgezeichnet, wenn Sie uns jetzt diese Geschichte erzählen würden."

„Wenn es Ihnen recht ist."

„Ja, bitte, erzählen Sie! Wir hören Ihnen gern zu. Aber warum wollen Sie dort drüben kauern, kommen Sie zu uns herüber, wir rücken etwas zusammen und sitzen dann bequem beieinander.“

„Nein, Herr, schönen Dank! Warum soll ich Ihnen den Platz wegnehmen? Zudem ist es schicklicher, wenn ich Ihnen meine Geschichte kniend berichte, denn sie ist sehr heilig und sogar schaurig.“

„Nun, wie Sie wollen. Fangen Sie nur bald an, und erzählen Sie uns, wie Sie einen Engel zu Gesicht bekamen, und was er mit Ihnen tat.“

„Wenn es Ihnen recht ist, fange ich an.“

2

„Sie sehen mir zweifellos an, daß ich ein ganz unbedeutender Mensch bin, nicht mehr als ein Bauer. Ich habe denn auch den Umständen gemäß eine einfache, bäuerliche Erziehung erhalten. Ich stamme nicht von hier, sondern aus einer weit entfernten Gegend; von Beruf bin ich Maurer, und aufgewachsen bin ich im alten russischen Glauben. Da ich eine Waise war, mußte ich von meiner frühesten Kindheit an mit meinen Landsleuten auf Arbeit gehen, was mich in die verschiedensten Gegenden führte. Ich gehörte die ganze Zeit über der Gilde meines Landsmannes Luka Kirillow an. Dieser Luka Kirillow lebt noch heute und ist jetzt einer unserer besten Baumeister. Er hatte das Geschäft von seinem Vater übernommen und während der langen Jahre, in denen er es leitete, nicht heruntergebracht, sondern vergrößert, und sich einen großen

und reichen Besitz geschaffen. Bei alledem aber ist Luka Kirillow ein prächtiger Mensch geblieben, der keinem etwas zuleide tut. Wo sind wir mit ihm nicht überall hingekommen! Ich glaube, wir haben ganz Rußland durchstreift, und dennoch habe ich nirgends einen besseren und würdigeren Bauführer kennen gelernt als ihn. Wir gehorchten ihm wie einem Patriarchen, denn er war für uns nicht nur der Gildenführer, sondern auch ein Vorbild im Handwerk und im Glauben. Wie die Juden unter Moses durch die Wüste wanderten, zogen wir unter seiner Leitung von einer Arbeitsstätte zur andern. Sogar unsere Stiftshütte hatten wir bei uns und trennten uns nie von ihr. Das heißt, wir führten einen ‚Gottessegen' mit uns. Luka Kirillow war nämlich ein leidenschaftlicher Liebhaber alter Ikonen und besaß, meine verehrten Herren, wunderbare alte Bilder von auserlesener Malerei, die teils echt griechischer Herkunft waren, teils von frühen Nowgoroder oder Stroganower Meistern stammten. Eine Ikone gleißte immer schöner als die andere, und dies rührte nicht nur von den Beschlägen her, sondern vornehmlich von der peinlich sorgfältigen und geschickten Ausführung der wunderbaren Malerei.

Etwas so Erhabenes habe ich später nie mehr zu Gesicht bekommen!

Er besaß die verschiedensten Darstellungen: eine Maria selbdritt, einen Erlöser mit feuchtschimmerndem Haar, Heilige, Märtyrer, Apostel; noch wunderbarer waren die vielgestaltigen Ikonen aus der Heiligengeschichte, die beispielsweise die christlichen Feste,

das Jüngste Gericht, Heilige, Kathedralen, das heilige Land, die Schöpfung und die Dreifaltigkeit mit Abrahams Gebet im Haine Mamre darstellten: mit einem Wort, man konnte sich an all dieser Pracht gar nicht satt sehen, und ich bin der Meinung, daß man solche Ikonen heute weder in Moskau, noch in Petersburg oder Palichow malt, von Griechenland ganz zu schweigen, denn dort ist die Kunst der Ikonenmalerei längst ausgestorben. Wir hingen mit leidenschaftlicher Liebe an unserem Heiligtum, ließen stets die heiligen Lämpchen vor den Ikonen brennen und schafften uns auf Rechnung der Gilde ein Pferd und einen besonderen Wagen an, worauf wir diesen Gottessegen in zwei großen Truhen nach allen unseren Arbeitsstätten mitnahmen. Zwei unserer Ikonen waren von ganz besonderem Wert. Die eine war nach griechischen Vorbildern von Altmoskauer Hofmalern gefertigt und stellte die Allerheiligste Himmelskönigin dar, wie sie im Garten betet, dieweil sich vor ihr alle Zypressen und Olivenbäume bis zur Erde verneigen. Auf der zweiten Ikone, einer Stroganower Arbeit, war ein Schutzengel abgebildet. Es ist nicht zu beschreiben, welche Kunst in diesen beiden Heiligenbildern steckte. Betrachtete man, wie sich vor der Reinheit der Himmelskönigin die leblosen Bäume verneigten, so stockte einem der Atem, und das Herz erbebte und schmolz vor Demut; ein Blick auf den Engel aber gewährte reinste Glückseligkeit. Ein solcher Engel war wirklich noch nie gemalt worden. Ich sehe noch jetzt das himmlische, gütige Leuchten seines Antlitzes vor mir. Sein

Blick ist mild und innig, an den Ohren hat er ein weißes Band, zum Zeichen, daß er alle Laute der Welt vernimmt; sein Gewand scheint zu lohen von dem Gold, mit dem es durchwirkt ist; seine Rüstung ist gefiedert, seine Schultern gepanzert; auf der Brust trägt er das Antlitz des Erlöserknäbleins; in der Rechten hält er ein Kreuz, in der Linken das Flammenschwert. Wunderbar! wunderbar! ... Sein blondes Lockenhaar wallt auf die Schultern herab, und wie Nadeln steht Härchen neben Härchen. Auf dem lasurfarbenen Hintergrund sind die schneeweißen Flügel weit ausgespannt, Feder sitzt an Feder, und im Flaum jeder Feder Härchen bei Härchen. Schaust du diese Flügel an, so schwindet alle deine Angst; du betest: ‚Beschatte mich!' und wirst alsogleich ganz still, und deine Seele wird voller Friede. Oh, was war dies für ein Bild! Die beiden Ikonen bedeuteten für uns genau das gleiche wie für die Juden ihr Allerheiligstes, das Bezaleel mit seiner wunderbaren Kunst ausgeschmückt hat. Alle Ikonen, von denen ich vorhin sprach, führten wir in einer besonderen Truhe auf dem Wagen mit; diese beiden aber waren uns sogar dafür zu gut; wir trugen sie. Die Himmelskönigin wurde stets von Michailitza, Luka Kirillows Frau, getragen, während die Engelsdarstellung von Luka selbst auf der Brust verwahrt wurde. Er hatte sich für das Bild eine Hülle aus rotem Brokat gemacht, auf deren Vorderseite ein scharlachrotes Kreuz aus Stoff genäht war; oben war eine dicke grüne Schnur angebracht, damit das Bild um den Hals gehängt werden konnte. So

verpackt trug Luka das Bild überall, wohin wir zogen, unserer Gilde voraus, und es war uns, als ob der Engel selbst uns voranschritte. Es kam oft vor, daß wir auf der Suche nach Arbeit von Ort zu Ort durch die Steppen wanderten. An unserer Spitze schritt Luka Kirillow, an Stelle eines Stabes das Klaftermaß schwingend, ihm folgte die Michailitza mit der Muttergottesikone auf einem Wagen, und wir, die ganze Gilde, gingen hinter ihnen drein. Rings auf den Feldern reift das Korn, auf den Wiesen leuchten die Blümlein, eine Herde weidet friedlich, und der Hirte bläst die Flöte . . . Herz und Geist sind gleichermaßen entzückt! Es ging uns immer gut und wir hatten bei jeder Arbeit wunderbare Erfolge. Von unseren Angehörigen trafen stets gute und beruhigende Nachrichten ein. Für all dieses segneten wir unsern Engel, der uns voranschritt, und ich glaube, wir hätten uns leichter von unserm eigenen Leben als von unserer über die Maßen herrlichen Ikone getrennt.

Es war unausdenkbar, daß wir jemals durch irgendeinen Zufall dieses unseres kostbaren Heiligtumes verlustig gehen könnten. Und dennoch stand uns dieses Leid bevor, und es wurde uns — wie wir später erkennen werden — nicht durch die Niedertracht der Menschen, sondern nach dem Willen unseres Schutzengels und Wegführers selbst bereitet. Er selbst trug Verlangen nach Marter und Leid, um uns durch Kummer zu läutern und uns den wahren Weg zu weisen, vor dem alle Straßen, die wir bis zur Stunde gewandert waren, nur einer dunklen, pfadlosen Schlucht

glichen. Gestatten Sie mir jedoch die Frage, meine Herren, ob Sie meine Erzählung interessiert. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit nicht unnütz in Anspruch nehmen."

„Aber wieso denn, wieso denn! Bitte, fahren Sie fort," riefen wir ihm zu, denn seine Erzählung interessierte uns sehr.

„Wenn Sie also gestatten, dann werde ich Ihnen, so gut ich es verstehe, die wunderbaren Begebenheiten berichten, die uns mit unserm Engel widerfuhren."

3

Zur Ausführung bedeutenderer Arbeiten gelangten wir in eine große Stadt an dem breiten, reißenden Dnjepr, um dort eine mächtige, heute sehr berühmte steinerne Brücke zu bauen. Die Stadt erhebt sich auf dem rechten, steil abfallenden Ufer; wir befanden uns auf dem linken, flachen Ufer, das sich als Wiesenplan weit ins Land hinzieht. Vor unseren Augen breitete sich ein prachtvolles Panorama aus: alte Kirchen, Klöster, mit vielen heiligen Reliquien, dichte Gärten und schlanke Pappeln, wie man sie in alten Büchern als Verzierungen abgebildet findet. Betrachtete man all diese Pracht, so begann einem gleichsam das Herz im Leibe zu brennen. Wir waren natürlich nur einfache Leute, aber die Schönheit der gottgeschaffenen Natur fühlten wir doch auch.

Dieses Fleckchen Erde gefiel uns so sehr, daß wir bereits am ersten Tage mit dem Bau einer Unterkunftshütte begannen; zuerst rammten wir lange Pfähle

in den Boden, weil der Platz infolge des nahen Flusses sehr sumpfig war; dann errichteten wir auf diesen Pfählen einen Wohnraum und daneben einen Schuppen. In der Stube brachten wir unsere Heiligenbilder so unter, wie es sich nach alter Vätersitte ziemt; längs der Wand stellten wir den zusammenlegbaren, dreiteiligen Flügelschrein auf. Zu unterst fanden die großen Ikonen Platz, während über ihnen an Tafeln die kleineren Bilder aufgehängt wurden. Auf diese Weise bildeten sie eine Art Treppe, die mit dem Kruzifix ihren Abschluß fand. Unsern Engel stellten wir jedoch auf das Pult, wo die heilige Schrift lag, aus der uns Luka Kirillow vorzulesen pflegte. Luka Kirillow und seine Frau wohnten in dem kleinen Schuppen, während wir uns daneben einen Aufenthaltsraum bauten. Nach unserm Vorbild begannen auch die anderen, die für längere Arbeit hierhergekommen waren, Hütten zu bauen, und es dauerte gar nicht lange, so erhob sich gegenüber der großen Stadt eine kleine auf Pfählen errichtete Ansiedelung. Wir machten uns an die Arbeit, und alles ging gut.

Der Lohn wurde uns im Kontor der Engländer stets pünktlich ausbezahlt, und Gott verlieh uns solches Wohlbefinden, daß wir den ganzen Sommer nicht einen einzigen Kranken hatten. Lukina Michailitza begann sogar zu jammern, daß sie ihres Lebens gar nicht froh würde, da sie am ganzen Körper an Umfang zunehme. Uns Altgläubigen, die wir zu damaliger Zeit um unserer Gebräuche willen überall Nachstellungen zu erleiden hatten, gefiel es an diesem Ort

besonders deshalb so gut, weil wir hier volle Freiheit hatten. Hier gab es weder städtische oder staatliche Beamte, noch kirchliche Behörden. Wir bekamen niemanden zu Gesicht, keiner kümmerte sich um unsere Religion und störte unsere Andachten ... Wir konnten nach Herzenslust beten. Sobald wir unsere Arbeitsstunden beendet hatten, versammelten wir uns in der Stube; hier leuchteten die Lämpchen vor den Heiligenbildern bereits so feierlich, daß einem schier das Herz erglühte. Luka Kirillow stimmte den Segen an, wir fielen ein und priesen Gott mit so lauter Stimme, daß man es bei stillem Wetter zuweilen bis in die Vorstadt hinüber hörte. Niemanden störte unser Glaube, vielen gefiel er sogar, und zwar nicht nur den einfachen Leuten, die Gott nach russischem Brauch anbeten, sondern auch Fremdgläubigen. Viele fromme Leute aus dem Sprengel, die keine Zeit hatten, zur Kirche jenseits des Flusses zu gehen, pflegten sich unter unsern Fenstern einzufinden, wo sie unserem Gesange lauschten und mitbeteten. Wir ließen sie ruhig dort draußen stehen; sie vertreiben, war ohnehin nicht möglich, weil sich auch Ausländer einfanden, die sich für die alten russischen Bräuche interessierten und unserem Gesange mit großem Vergnügen zuhörten. Jakow Jakowlewitsch, der englische Bauleiter, stellte sich manchmal sogar mit einem Büchlein unter das Fenster und ging nicht eher wieder fort, als bis er unsern Gesang mit Noten aufgeschrieben hatte. Wenn er andern Tages zur Arbeit kam, summte er zuweilen nach unserer Weise vor sich hin: ‚Herrgott, erscheine

uns!' Nur kam bei ihm natürlich alles in einem anderen Stil heraus, weil dieses Lied mit den alten Zeichen niedergeschrieben ist, die sich mit der neuen, westlichen Notenschrift nicht vereinen lassen. Man muß den Engländern die Ehre lassen, daß sie umgängliche und fromme Leute waren; sie hatten uns sehr gern, lobten und schätzten uns als gute Menschen. Mit einem Wort, der Engel des Herrn hatte uns an einen guten Platz geführt und uns die Herzen der Menschen wie die Schönheit der Natur gleichermaßen enthüllt.

In dieser glücklichen Stimmung, wie ich sie Ihnen geschildert habe, lebten wir drei Jahre. Alles gelang zu unserm Besten, und die Erfolge wurden wie aus einem Füllhorn über uns geschüttet. Plötzlich bemerkten wir jedoch, daß unter uns zwei Menschen weilten, die Gott zu unserer Bestrafung gesandt hatte. Der eine war der Schmied Maroj, der zweite war unser Rechnungsführer Pimen Iwanow. Maroj war ein einfacher Mann und konnte nicht einmal lesen und schreiben, was unter Altgläubigen eine Seltenheit ist. Er fiel durch sein Äußeres auf; er war plump wie ein Kamel und wild wie ein Eber, seine Brust war um die Hälfte breiter als die anderer Menschen, seine dichten Haare wuchsen bis tief in die Stirn hinein, und auf dem Scheitel hatte er sich eine Tonsur scheren lassen. Seine Sprechweise war dumpf und undeutlich, da er immer mit den Lippen schmatzte, und er war so beschränkten Verstandes, daß er nicht einmal aus dem Gedächtnis beten konnte, sondern nur immer dasselbe Wort mit schwerer Zunge vor sich hin-

murmelte. Er hatte jedoch die Gabe, in die Zukunft zu schauen und machte oft Andeutungen über kommende Dinge. Pimen war das vollkommene Gegenteil von ihm. Er war ein eitler Mensch, der sich wichtig machte und seine Worte schlau und verschlagen setzte, daß man über seine Rede oft staunen mußte.

Zu alledem hatte er einen leichtsinnigen und leicht beeinflußbaren Charakter. Maroj war ein alter Mann und zählte schon über die siebzig, Pimen jedoch stand in mittleren Jahren und war recht ansehnlich. Er hatte lockiges Haar, das in der Mitte gescheitelt war, starke Augenbrauen, gesunde, rote Wangen, mit einem Wort, er war ein strammer Kerl. In diesen beiden Gefäßen Gottes also gärte der bittere Trank, den wir bis zur Neige leeren mußten.

4

Die acht Granitpfeiler auf der wir die Brücke errichten wollten, ragten schon hoch über den Flußspiegel empor; im Sommer des vierten Jahres begannen wir die eisernen Ketten von Pfeiler zu Pfeiler zu spannen. Hierbei erlitt unsere Arbeit einen kleinen Aufschub. Als wir die Glieder der Ketten der Größe nach aneinander fügten und mit stählernen Nieten verschweißten, stellte es sich heraus, daß viele Bolzen zu lang waren und abgeschnitten werden mußten. Allein die Bolzen waren aus englischem Stahl und in England hergestellt, sie waren aus dem härtesten Material gefertigt und so dick wie der Arm eines erwachsenen Mannes. Die Bolzen glühend zu machen ging nicht

an, weil sie sich dadurch gedehnt hätten, und Instrumente, die den kalten Stahl angriffen, besaßen wir nicht. Plötzlich kam jedoch unser Schmied Maroj auf eine Idee. Er schmierte auf die Stelle, wo der Bolzen durchschnitten werden sollte, eine dicke Schicht Teer, den er mit Sand bestreute, steckte dann das Ganze in den Schnee, schüttete ringsherum Salz und drehte und wendete die Stange hin und her. Darauf zog er sie mit einem Ruck heraus, legte sie auf ein glühendes Stück Eisen und schlug mit dem Hammer darauf. Der Erfolg war, daß das überflüssige Stück so leicht abging, als wenn man eine Wachskerze mit der Schere durchschneidet. Die Engländer und Deutschen kamen allesamt herbei, um sich die schlaue Erfindung Marojs anzuschauen. Nachdem sie zuerst eine Weile unter sich in ihrer Sprache gesprochen hatten, sagten sie auf russisch: ‚He, Russkij, bist ein tüchtiger Kerl! Verstehst dich gut auf Physik!'

Aber auf was für eine ‚Physik' sollte sich unser Maroj verstehen! Er hatte von dieser Wissenschaft nicht den mindesten Begriff und tat nur, wie Gott ihn lehrte. Unser Pimen Iwanow trug jedoch die Kunde von diesem Geschehnis unter die Leute und prahlte damit. Das war uns in keiner Hinsicht von Nutzen, denn die einen schoben alles auf die Wissenschaft, von der unser Maroj wirklich nicht das geringste wußte, die anderen meinten, daß Gott unsichtbar über uns schwebe und Wunder wirke. Diese letztere Ansicht war uns unangenehmer als die erste. Ich habe Ihnen mitgeteilt, daß Pimen Iwanow ein

leichtsinniger, prahlerischer Mensch war; ich will Ihnen aber auch erklären, warum wir ihn dessenungeachtet in unserer Gilde behielten. Es geschah aus dem Grunde, weil er unsere Einkäufe in der Stadt besorgte und Lebensmittel holte; wir schickten ihn auf die Post, damit er Geld und Pässe für unsere Angehörigen absandte und sich neue Pässe ausstellen ließ. Er erledigte im allgemeinen diese Angelegenheiten zu unserer Zufriedenheit und war uns, um die Wahrheit zu sagen, in dieser Hinsicht sehr nötig und sogar von großem Nutzen. Ein echter, strenger Altgläubiger meidet selbstverständlich ansonsten derartige müßige Arbeiten und will nichts mit Beamten zu tun haben, von denen wir doch nichts als Ärger gewärtigen können. Pimen aber gab sich gern diesem eitlen Tun hin und hatte bald eine große Zahl von Bekannten in der Stadt. Kaufleute und andere Herren, mit denen er geschäftlich in Berührung kam, kannten ihn gut und hielten ihn für unsern Ältesten. Wir lachten ihn natürlich aus, doch er liebte es leidenschaftlich, mit den Herren Tee zu trinken und große Worte zu machen. Wenn sie ihm den Rang eines Bauführers verliehen, klärte er sie nicht auf, sondern lächelte nur über ihren Irrtum und fühlte sich geschmeichelt. Mit einem Wort: ein Hohlkopf! Diese Bekanntschaften brachten unsern Pimen auch mit einem ziemlich einflußreichen Manne zusammen, der eine Frau aus unserer Gegend geheiratet hatte. Sie war ebenfalls eine große Sprüchemacherin und hatte irgendwelche neuen Bücher über unseren Glauben gelesen, deren Inhalt wir aber nicht

kennen, wie wir auch nicht wissen, was darin über uns geschrieben steht. Ich weiß auch nicht, woher es ihr plötzlich in den Sinn gekommen sein mochte, die Altgläubigen zu lieben. Es war höchst verwunderlich, daß sie sich grade zu dieser Liebe berufen fühlte. Auf jeden Fall liebte sie uns heiß, und sooft unser Pimen zu ihrem Manne kam, forderte sie ihn sogleich auf, Platz zu nehmen und Tee mit ihr zu trinken. Pimen war natürlich darüber sehr erfreut und machte seine Sprüche vor ihr.

Die Frau stand ihm nicht nach und versicherte ihm in hochtrabenden Worten, daß wir Altgläubigen heilige und gerechte Männer seien, auf denen der Segen Gottes ruhe. Unser Mann verdrehte die Augen, bog seinen Kopf zur Seite, strich sich den Bart und sagte mit süßlicher Stimme: ‚So ist's, gnädige Frau. Wir wahren die Sitten der Väter, sorgen für die Aufrechterhaltung unserer Glaubensgrundsätze und achten gegenseitig auf die Reinheit unseres Lebenswandels.‘ Mit einem Wort, er sprach Dinge zu ihr, deren Erörterung sich in einem Gespräch mit einer Weltdame nicht gehört. Doch jene — stellen Sie sich vor! — interessierte sich für all dies.

‚Ich habe gehört,‘ sagte sie, ‚daß der Segen Gottes sichtbarlich bei euch erschienen ist.‘

Der Narr stimmte ihr sogleich zu. ‚Natürlich, Mütterchen,‘ antwortete er, ‚sichtbarlich erschienen. Wir alle haben es gesehen.‘

‚Gesehen?‘

‚Gesehen!‘ versetzte er, ‚mit eigenen Augen, gnädige

Frau. Eben in diesen Tagen hat einer der Unsern den härtesten Stahl wie ein Spinngewebe durchschnitten.'

Die Dame schlug vor Erstaunen die Händchen zusammen. ‚Ach, wie interessant!' rief sie. ‚Ich mag Wunder furchtbar gern und glaube fest daran. Wissen Sie,' sagte sie dann, ‚befehlen Sie doch Ihren Altgläubigen, sie sollen einmal Gott bitten, daß er mir eine Tochter schenkt. Ich habe nur zwei Söhne, und will unbedingt auch eine Tochter haben. Kann man das?'

‚Das kann man wohl,' antwortete Pimen, ‚warum nicht? Das ist sehr leicht zu machen. Es ist in solchen Fällen nur notwendig, daß Sie uns einen Beitrag zum Auffüllen unserer Lämpchen stiften.'

Die Dame gab ihm mit größtem Vergnügen zehn Rubel für Lampenöl. Er steckte das Geld in die Tasche und sagte: ‚Also gut, ich werde befehlen, daß Sie guter Hoffnung werden.'

Natürlich sagte uns Pimen nichts davon; immerhin, die Dame gebar eine Tochter.

Sie war außer sich vor Freude. Sowie sie aus dem Wochenbett aufgestanden war, ließ sie unsern Hohlkopf rufen und beehrte ihn so, als wenn er selbst der Wundertäter gewesen wäre. Pimen aber ließ sich alles gefallen. Da sieht man, wie leichtsinnig ein Mensch werden, wie sehr sich sein Verstand umnachten und sein Gefühl abstumpfen kann. Ein Jahr darauf wandte sich die Dame wieder mit einer Bitte an unsern Gott. Ihr Mann sollte ihr für den Sommer ein Landhaus mieten. Auch diese Bitte erfüllte sich wunschgemäß.

Pimen legte jedoch das Geld, das er von ihr für Kerzen und Öl erhielt, für seine Bedürfnisse an und ließ uns nichts zukommen. Tatsache ist nun, daß sich wirklich unerklärliche Wunder ereigneten. Der älteste Sohn der Dame zum Beispiel war ein großer Taugenichts und ein Faulpelz in der Schule. Er hatte nie etwas gelernt, und als es zum Examen ging, kam die Mutter zu Pimen und beauftragte ihn zu beten, daß ihr Sohn versetzt würde. Pimen antwortete: ‚Eine schwierige Sache! Ich muß alle meine Leute eine Nacht lang beten und bis zum Morgen bei Kerzenlicht singen und flehen lassen.‘

Die Dame bestand jedoch auf ihrem Wunsch. Sie händigte ihm dreißig Rubel ein, damit er nur ja beten lasse. Und was denken sie nun? Ihr nichtsnutziger Bengel hatte das Glück, daß man ihn versetzte. Die Dame hätte beinahe vor Freude den Verstand verloren, weil sich unser Gott so gnädig und gefällig gegen sie erwiesen hatte. Nunmehr erhielt Pimen einen Auftrag nach dem andern. Er erwirkte ihr von Gott Gesundheit, eine Erbschaft, einen hohen Rang für ihren Gatten und so viele Orden, daß sie auf seiner Brust gar nicht alle Platz fanden; er mußte einen in der Tasche tragen, wie es hieß. So wunderbar nun auch alle diese Begebenheiten waren, wir erfuhren nichts davon. Es kam jedoch die Stunde, wo alles aufgedeckt ward und ein Wunder das andere ablöste.

5

In einer jüdischen Stadt des gleichen Gouvernements war irgendein unsauberer Handel vor sich gegangen.

Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Juden im Besitze falschen Geldes gewesen oder ob sie ein unredliches Geschäft gemacht hatten, jedenfalls mußten die Behörden hinter diese Angelegenheit leuchten und hatten für die Aufklärung eine bedeutende Belohnung ausgesetzt.

Die Dame begab sich sogleich zu unserm Pimen und sagte: ‚Hier haben Sie zwanzig Rubel für Kerzen und Öl, Pimen Iwanowitsch; lassen Sie Ihre Leute möglichst eifrig beten, daß man meinen Mann mit der Aufdeckung dieser Angelegenheit betraut.'

Die Bitte machte ihm wenig Beschwer. Er hatte schon Geschmack an dem Geld gefunden, das er für Öl in Empfang nahm, und antwortete: ‚Schön, gnädige Frau, ich werde Anweisung geben.'

‚Daß ihr mir ja recht gut betet,' meinte sie, ‚denn die Angelegenheit ist sehr wichtig.'

‚Wie wird man wagen, schlecht zu beten, wenn ich es befehle', beruhigte sie Pimen. ‚Ich werde meine Leute so lange fasten lassen, bis sie mit Erfolg gebetet haben.' Er nahm das Geld und verfuhr damit wie immer. Dem Beamten aber ward noch in selbiger Nacht der von seiner Gattin für ihn erbetene Auftrag zuteil.

Alle diese Wundertaten stiegen nun der Dame so in den Kopf, daß sie sich nicht mehr mit unserem Beten zufrieden gab, sondern persönlich vor unserm Heiligtum den Herrn preisen wollte.

Als sie zu Pimen darüber sprach, bekam er es mit der Angst zu tun, denn er wußte, daß wir die Dame nicht zu unserm Heiligtum heranlassen würden. Die

Frau gab jedoch nicht nach und bestand auf ihrem Wunsch.

‚Ob Sie wollen oder nicht,' sagte sie, ‚ich komme heute gegen Abend mit meinem Sohn im Boot zu euch hinüber.'

Pimen suchte ihr einzureden, daß es besser sei, wenn wir selbst beteten. ‚Wir haben einen Schutzengel,' sagte er, ‚dem stiften Sie eine Kerze, und wir werden ihn bitten, ihren Gemahl zu beschützen.'

‚Oh, das ist ja prächtig', sagte sie, ‚ganz prächtig! Ich freue mich sehr, daß es einen solchen Engel gibt. Hier haben Sie Geld für Öl. Zünden Sie unbedingt drei Lämpchen vor ihm an. Ich komme zu euch und schaue ihn mir an.'

Pimen kam mit einem schlechten Gewissen zu uns und begann sich zu entschuldigen, daß er uns so großen Mißhelligkeiten ausgesetzt habe. ‚Ich habe mich dem Wunsch der scheußlichen Ketzerin nicht widersetzt, weil wir ihren Mann sehr nötig brauchen.' In der Art erzählte er weiter und log uns die Hucke voll, was er aber getan hatte, verriet er nicht. Nun, so unangenehm uns auch die Sache war, es ließ sich nichts dagegen machen; wir nahmen schleunigst unsere Ikonen von den Wänden, verbargen sie in den Truhen und hängten an ihre Stelle Ersatzbilder, die wir aus Angst vor behördlichen Nachstellungen stets bei uns hatten. Darauf erwarteten wir unsern Gast. Die Dame kam auch bald. Uns überfiel alle ein Schrecken, so aufgedonnert war sie. Sie fegte mit ihrer breiten, langen Schleppe nur so durchs Zimmer, betrachtete alle

die vertauschten Ikonen durch ihre Lorgnette und fragte endlich: ‚Sagen Sie bitte, welcher ist der wundertätige Engel?‘ Wir wußten gar nicht, wie wir sie von diesem Gesprächsthema abbringen sollten und sagten: ‚Wir haben keinen solchen Engel.‘ Wie sie uns auch quälte und Pimen zuredete, wir zeigten ihr den Engel dennoch nicht, sondern setzten ihr schnell Tee und einen Imbiß vor.

Sie mißfiel uns entsetzlich. Weiß Gott, woher es kam. Obwohl sie für schön gelten mochte, hatte sie für uns etwas Abstoßendes. Wissen Sie, so ein großes langbeiniges Gestell und ihre Augenbrauen waren zusammengewachsen!“

„Ihnen gefällt wohl diese Art Schönheit nicht?“ unterbrach der Bärenpelz den Erzähler.

„Erbarmen, wie kann einem denn solch schlangenhaftes Aussehen gefallen?“ antwortete er.

„Bei euch hält man es wohl für schön, wenn eine Frau wie ein Erdhaufen aussieht?“

„Ein Erdhaufen?“ wiederholte der Erzähler lächelnd und ohne sich beleidigt zu fühlen. „Woraus schließen Sie das? Nach unseren echt russischen Begriffen vom Bau eines Weibes halten wir uns an unsern Typ; dieser hat jedoch durchaus nichts mit einem Erdhaufen gemein und ist nach unserer Meinung weit ansprechender als der Typ unserer heutigen leichtsinnigen Jugend. Die langen Gestelle mögen wir nicht; wir haben es gern, wenn eine Frau nicht auf langen, sondern auf kurzen und festen Beinen steht, mit denen sie sicher schreitet und wie eine Kugel überall hinrollt.

Die Langbeinige läuft so schnell und unsicher, daß sie schließlich stolpert. Übergroße Schlankheit wird bei uns gleichfalls wenig geschätzt; wir wollen nicht, daß eine Frau wie eine Schlange aussieht, sondern wir verlangen, daß eine Frau einen fruchtbaren Schoß und einen Busen hat. Wenn letzterer auch die Gestalt nicht so ebenmäßig macht, so spricht er doch von Mutterschaft. Die Stirn einer echt russischen Frau muß möglichst niedrig und fleischig sein, denn hinter einer weichen Stirn liegt mehr Frohsinn und Lust. Das gleiche gilt auch für die Nase. Wir mögen keine Adlernasen, sondern sie sollen wie Stummelpfeifchen sein. Wie Sie zugeben werden, ist solch ein Pfeifchen für die Familie viel angenehmer als eine trockene, stolze Nase. Vor allem aber legen wir Wert auf die Brauen. Die Augenbrauen machen den Gesichtsausdruck und dürfen darum nicht finster zusammengezogen sein, sondern sie müssen einen offenen Bogen bilden; denn eine Frau mit solchen Brauen macht auf einen jeden einen freundlichen Eindruck und bringt eine frohe Stimmung ins Haus hinein. Zudem läßt es sich mit solcher Frau viel umgänglicher reden. Der heutige Geschmack will leider Gottes von diesem guten Typ nichts mehr wissen und schätzt bei den Frauen das Luftige und Zerbrechliche; das ist eine Geschmacksverwirrung. Aber verzeihen Sie, ich bemerke, daß ich ganz von meinem Thema abgekommen bin. Ich will lieber weiter erzählen.

Unser Pimen merkte natürlich als weltgewandter Mensch sofort, daß wir sogleich mit unserer Kritik über die Dame herfallen wollten, nachdem wir sie

hinausbegleitet hatten. Er sagte deshalb: ‚Nicht wahr, eine gute Frau?‘

Wir antworteten: ‚Wo soll denn da die Güte stecken? Wo schon in ihrem Gesicht so wenig Ansprechendes ist? Aber Gott mit ihr. Wie sie ist, soll sie auch bleiben.‘ Wir waren froh, daß sie draußen war und machten uns schnell daran, unsere Stube mit Weihrauch auszuräuchern, damit auch nicht ein Hauch von ihr zurückbleibe.

Nachdem dies geschehen war, beseitigten wir auch das Letzte, was von dem Besuche in unserem Stübchen zeugte. Die nachgemachten Bilder wurden wieder in ihre Kisten hinter dem Verschlag gelegt und die echten Ikonen an ihren Platz gestellt. Wir verteilten sie wie zuvor auf den Gestellen und besprengten sie mit Weihwasser. Dann gingen wir schlafen und legten uns auf unseren Lagern zur Ruhe. Aber weiß Gott, woher es kam: wir konnten alle in dieser Nacht nicht schlafen, weil uns so unruhig und ängstlich zumute war.

6

Als wir am nächsten Morgen wie üblich an unsere Arbeitsstätte gingen und uns ans Werk machten, fehlte Luka Kirillow. Dies war in Anbetracht seiner Pünktlichkeit und Ordnungsliebe sehr verwunderlich. Noch mehr staunten wir jedoch, als er schließlich um acht Uhr ganz bleich und verstört eintraf.

Da ich wußte, daß er ein Mann war, der sich in der Gewalt hatte und sich nicht um Unwesentliches grämte, wurde ich auf ihn aufmerksam und fragte

ihn: ‚Was hast du denn, Luka Kirillow?‘ ‚Später werde ich alles erzählen‘, gab er mir zur Antwort.

Ich war jedoch damals ein junger Kerl und furchtbar neugierig; zudem hatte ich eine Art Vorgefühl, daß sich etwas Unheilvolles für unsern Glauben ereignet hatte. Der Glaube aber war das höchste, was es für mich gab, und ich war nie von ihm abgefallen.

Ich konnte es nicht länger aushalten, verließ unter einem Vorwand die Arbeitsstätte und eilte nach Hause. Ich hoffte etwas von der Michailitza zu erfahren, ehe noch jemand nach Hause zurückgekehrt war. Denn sie hatte Luka Kirillow trotz ihrer Einfalt sicherlich schon durchschaut, auch wenn er sich vor ihr noch nicht ausgesprochen hatte; vor mir jedoch verheimlichte sie gewiß nichts, da ich, der ich von Kindheit an verwaist war, gleichsam an Sohnes Statt bei ihr aufgewachsen, und sie mir stets wie eine zweite Mutter gewesen war.

Als ich daheim ankam, sah ich sie auf dem Treppchen vor unserm Schuppen sitzen. Sie hatte ihre alte Jacke über ihre Schultern gehängt und machte einen kranken, bekümmerten Eindruck, den ihr bleiches Gesicht noch erhöhte.

‚Warum sitzen Sie denn hier, Pflegemutter?‘ fragte ich.

‚Wo soll ich mich denn sonst hinsetzen, Marotschka?‘ versetzte sie.

Ich heiße eigentlich Mark Alexandrow; sie nannte mich jedoch wegen der mütterlichen Gefühle, die sie für mich hegte, Marotschka. ‚Was soll das Gerede be-

deuten,' dachte ich mir: ,weiß nicht, wo sie sich hinsetzen soll?'

,Warum legen Sie sich denn nicht in Ihrem Zimmer aufs Bett?' sagte ich laut.

,Das geht nicht, Marotschka,' erwiderte sie, ,im großen Zimmer betet der Vater Maroj.'

,Aha!' dachte ich, ,es dreht sich also doch um den Glauben.' Doch da sagte Tante Michailitza bereits: ,Du weißt gewiß noch nicht, Kind, was sich heute nacht bei uns ereignet hat.'

,Nein, Pflegemutter, ich habe keine Ahnung.'

,Ach, es ist furchtbar!'

,Erzählen Sie mir es doch schnell, Pflegemutter.'

,Ich weiß nicht, ob ich es dir erzählen darf.'

,Warum denn?' meinte ich. Ich bin doch kein fremder Mensch für Sie, sondern Ihr Pflegesohn.'

,Das weiß ich ja alles, mein Junge,' versetzte sie, ,aber ich glaube nicht, daß ich imstande bin, dir alles richtig zu erklären. Ich bin zu dumm und einfältig. Gedulde dich bis zum Feierabend, dann kommt der Onkel und erzählt dir alles.'

Ich hatte jedoch nicht die mindeste Lust, so lange zu warten und drang in sie, mir sofort alles zu erzählen, was sich ereignet hatte. Ich sah, wie sie blinzelte und blinzelte, und ihre Augen schließlich voller Tränen standen. Sie wischte sie mit ihrem Umschlagtuch ab und sagte ganz unvermittelt mit leiser Stimme: ,Der Schutzengel hat uns heute nacht verlassen, liebes Kind.'

Mir schlotterten die Knie, als sie mir dieses eröffnete.

‚Sagen sie schnell,‘ bat ich, ‚wie sich dieses Wunder begeben hat, und wer es gesehen hat!‘

Sie sprach: ‚Wunder, mein Junge, sind immer unerklärlich. Und das Wunder von heute nacht hat niemand gesehen, weil alles in tiefer Stille und Finsternis vor sich ging. Die einzige, die nicht schlief, war ich.‘

Und dann erzählte sie mir, meine verehrten Herren, folgende Geschichte: ‚Nachdem ich gebetet hatte, schlief ich ein. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als ich plötzlich folgenden Traum hatte: Ich sah einen Brand, eine riesige Feuersbrunst. All unser Hab und Gut stand in hellen Flammen, und der Fluß trug die Asche fort. Sie kreiste noch in den Strudeln der Brückenpfeiler, bis sie der tiefe Fluß verschluckte.‘ Sie selbst, träumte die Michailitza, sprang auf und lief in einem alten, zerrissenen Hemd an das Flußufer hinunter, wo sie stehen blieb. Ihr gegenüber am andern Ufer erhob sich eine hohe, rote Säule, auf der ein kleiner, weißer Hahn stand und mit den Flügeln schlug. Michailitza sprach: ‚Wer bist du?‘ denn ein Gefühl sagte ihr, daß dieser Hahn ihr etwas verkünden würde. Sie hatte sich nicht getäuscht. Das Hähnchen rief plötzlich mit menschlicher Stimme: ‚Amen!‘ Und damit verschwand es. Rings um Michailitza herrschte tiefe Stille. Die Luft ward so dünn, daß die Michailitza kaum noch atmen konnte und furchtbare Angst bekam. Davon wachte sie auf. Als sie so auf ihrem Lager lag, hörte sie plötzlich, daß vor der Tür ein Schäfchen blöckte. Man konnte an der Stimme hören, daß es noch ein junges, eben erst geborenes Tier war. Mit

einem silberreinen Stimmchen schrie das Lämmchen: bäh-bäh-bäh! Plötzlich spürte die Michailitza, daß es durch den Gebetsraum schritt und mit seinen kleinen Hufen über den Boden trappte; hin und wieder blieb es stehen, als wenn es etwas suchte. Die Michailitza dachte nach: ‚Um Gotteswillen, was soll denn das bedeuten? In unserer ganzen Ansiedelung gibt es kein Schaf, und nirgendwo hat eins gelammt, woher kann also das Schäfchen zu uns gekommen sein?‘ Augenblicks wurde sie völlig munter. ‚Ja, wie kann es denn in die Hütte geraten? Wahrscheinlich haben wir gestern in der Aufregung vergessen, die Hoftür zu schließen Gott sei dank!‘ dachte sie, ‚daß es nur ein Lämmchen ist, und kein Hund an unser Heiligtum geraten ist.‘ Sie weckte sogleich Luka. ‚Kirillitsch,‘ schrie sie ‚Kirillitsch! Wach auf, mein Täubchen, steh auf, die Hoftür ist nicht zugeschlossen, es muß ein Lämmchen in die Hütte gelaufen sein.‘ Doch Luka Kirillitsch schlief zum Unheil wie ein Toter. Die Michailitza mochte ihn rütteln und schütteln wie sie wollte, er wachte nicht auf. Er brummte nur, und sagte kein Wort. Obwohl ihn die Michailitza noch stärker schüttelte, wachte er nicht auf und brummte nur noch lauter. Die Michailitza flehte ihn an: ‚Gedenke des Namens Jesu Christi!‘ Sowie sie jedoch diesen Namen ausgesprochen hatte, begann es in der Stube laut zu winseln. Im gleichen Augenblick sprang Luka aus dem Bett und stürzte vorwärts. Doch mitten im Zimmer prallte er zurück, als wenn er an eine Wand aus Erz gestoßen wäre. ‚Mach Licht, Frau, mach schnell Licht!‘ schrie er Mi-

chailitza zu, während er sich nicht von der Stelle rührte. Michailitza zündete rasch eine Kerze an und lief zu ihm hin. Er sah so bleich aus wie ein zum Tode Verurteilter und zitterte so sehr, daß nicht nur sein Halsbündchen, sondern auch seine Fußlappen bebten. Die Frau rief ihm zu: ‚Was ist denn mit dir geschehen, Vater?‘ Er wies jedoch nur mit dem Finger auf die Stelle, wo sich der Engel befand. Der Platz war leer, der Engel aber lag auf dem Fußboden zu Lukas Füßen.

Luka Kirillow begab sich augenblicks zum Vater Maroj und sagte zu ihm: ‚Das und das ist bei uns geschehen, meine Frau hat es gesehen, komm und schau!‘ Maroj folgte ihm und ließ sich vor dem auf dem Boden liegenden Engel auf die Knie nieder. Lange verharrte er unbeweglich in dieser Haltung, als sei er ein marmorner Grabstein. Plötzlich richtete er den Arm in die Höhe, strich sich über die ausgescherte kahle Stelle auf seinem Kopf und sagte leise: ‚Schafft zwölf reine, frischgebrannte Ziegelplatten herbei!‘

Luka Kirillow brachte sie sogleich. Maroj betrachtete sie genau, und als er sah, daß sie alle sauber und eben erst aus dem Ofen gekommen waren, befahl er Luka, sie aufeinander zu schichten und eine Art Säule zu errichten. Über diese ließ er sodann ein sauberes Handtuch legen und darauf die Ikone stellen. Als all dies geschehen war, verneigte sich Maroj bis auf den Fußboden und rief mit lauter Stimme: ‚Engel Gottes! Wende deine Schritte, wohin du willst!‘

Kaum hatte er dies gesagt, als plötzlich ans Fenster

geklopft wurde, und eine unbekannte Stimme rief: „He, ihr Altgläubigen, wo ist euer Ältester?'

Luka Kirillow öffnete die Tür und sah einen Soldaten mit einer Medaille vor sich stehen.

Luka fragte ihn, welchen Ältesten er meine?

Jener versetzte: ‚Denselben, der immer zu meiner Gnädigen kommt. Pimen heißt er.'

Luka schickte sofort seine Frau zu Pimen. Er selbst erkundigte sich, worum es sich handle, und weshalb man mitten in der Nacht nach Pimen schicke.'

Der Soldat sagte: ‚Etwas Gewisses weiß ich nicht. Ich habe nur gehört, daß die Juden unsern Herrn in eine schlimme Lage gebracht haben. Was es aber damit für eine Bewandtnis hat, konnte er nicht genau sagen. ‚Ich habe gehört,' sagte er, ‚daß der Herr zuerst die Juden versiegelt hat, und daß dann die Juden ihn versiegelt haben.'

Wie sie jedoch einander versiegelt hatten, vermochte er nicht zu erklären.

In diesem Augenblick kam Pimen. Er verdrehte selbst seine Augen wie ein Jude, richtete seine Blicke bald auf den einen, bald auf den andern, und wußte offenbar nicht, was er sagen sollte. Luka jedoch sprach zu ihm: ‚Nun, Spielmann, jetzt lauf und spiel' dein Stück zu Ende!"

Darauf setzten sich Pimen und der Soldat ins Boot und fuhren davon. Nach einer Stunde kam unser Pimen zurück; er tat so, als ob er guten Mutes sei, aber man sah ihm an, daß er seiner Sache gar nicht sicher war.

Luka stellt ihn zur Rede. ‚Sage aufrichtig, du Windhund,‘ meinte er zu ihm, ‚was du angestellt hast!‘

Doch Pimen antwortete· ‚Nichts.‘

Und bei diesem Nichts blieb er, obwohl es alles andere als nichts gewesen war.

7

Dem Herrn, für den unser Pimen beten lassen sollte, war etwas höchst Seltsames passiert. Er hatte sich, wie ich Ihnen bereits erzählte, in ein Judenstädtchen begeben. Er kam unvermutet in später Nachtstunde dort an, versiegelte sofort sämtliche Läden und verständigte die Polizei, daß er morgen früh eine Revision vornehmen würde. Die Juden hatten dies natürlich sofort erfahren und kamen noch in derselben Nacht zu dem Revisor, um sich mit ihm zu einigen, denn sie hatten große Mengen ungesetzlicher Waren in ihren Lagern. Sowie sie zu dem Herrn kamen, war ihr erstes, ihm zehntausend Rubel zuzuschieben. Er sagte: ‚Ich kann nichts annehmen, ich bin ein hoher Beamter, genieße großes Vertrauen und nehme keine Bestechungsgelder.‘ Nachdem die Juden ein wenig unter sich gemauschelt hatten, boten sie ihm fünfzehntausend an. Er wies das Geld abermals zurück. Die Juden erhöhten die Summe auf zwanzigtausend. Er sagte: ‚Begreift ihr denn nicht, daß ich nicht kann, ich habe bereits die Polizei verständigt, daß ich morgen mit ihrer Hilfe die Revision vornehmen werde.‘ Sie steckten wiederum die Köpfe zusammen und sagten: ‚Ai, Euer Durchlaucht, das macht nichts, daß Sie die Po-

lizei verständigt haben. Wir geben Ihnen fünfundzwanzigtausend Rubel; Sie liefern uns bis morgen Ihr Petschaft aus und legen sich unterdessen schlafen. Mehr braucht's nicht.'

Der Herr dachte hin und dachte her. Wenn er sich auch für eine hohe Persönlichkeit hielt, so sieht man doch, daß auch bei den hohen Persönlichkeiten das Herz nicht aus Stein ist. Er nahm die fünfundzwanzigtausend, gab ihnen sein Petschaft, womit er die Läden versiegelt hatte, und legte sich schlafen. Die Juden schafften selbstverständlich in der Nacht alles Verdächtige aus ihren Speichern fort und versiegelten sie sodann wieder mit Hilfe des Petschafts. Der Herr schlief noch, als sie schon wieder zu ihm kamen und im Vorzimmer schnatterten. Er ließ sie herein; sie bedankten sich und sagten: ‚Nun können Sie mit der Revision beginnen, Euer Hochwohlgeboren.'

Er tat, als wenn er dies nicht gehört hätte, und sagte: ‚Gebt mir rasch mein Petschaft zurück.'

Die Juden meinten: ‚Geben Sie uns unser Geld zurück.'

Der Herr stammelte: ‚Was? Wie?' Doch jene bestanden auf ihrem Wunsch: ‚Wir hatten Ihnen das Geld nur als Pfand zurückgelassen.'

Der Beamte fragte: ‚Wieso als Pfand?'

‚Natürlich,' antworteten sie, ‚als Pfand!'

‚Ihr lügt, ihr Schurken, ihr Christusverkäufer,' schrie er, ‚ihr habt mir das Geld restlos zur Verfügung gestellt.'

Allein sie stießen einander an und lachten. ‚Hörst

du,‘ mauschelten sie, ‚wir sollen ihm das Geld restlos zur Verfügung gestellt haben ... Hm, hm! Ai wai! Werden wir denn so dumm wie die Bauern sein und so ohne Politik handeln, daß wir einer so großen Persönlichkeit Chabar geben?‘ (‚Chabar‘ nennen sie in ihrer Sprache Bestechungsgeld.)

Nun, können Sie sich etwas Lustigeres als diese Geschichte vorstellen? Die Sache wäre natürlich erledigt gewesen, wenn der Herr das Geld zurückgegeben hätte, doch er war eigensinnig, weil es ihm leid tat, sich von dem Geld zu trennen. Als der Morgen kam, war der ganze Handel in der Stadt gesperrt. Die Leute kamen und wunderten sich, die Polizei forderte die Siegel, und die Juden lärmten: ‚Ai wai, nun, was ist das für eine staatliche Regierung! Die hohe Behörde wünscht unsern Untergang!‘ Es war ein furchtbarer Tumult. Der Herr saß zu Hause, hatte sich eingeschlossen und wußte sich keinen Rat. Gegen Abend ließ er die verschlagenen Juden zu sich kommen und sagte zu ihnen: ‚Hier, ihr Verfluchten, nehmt euer Geld zurück und gebt mir dafür mein Petschaft wieder!‘ Allein die Juden waren damit nicht einverstanden und sagten: ‚Das geht nicht an; wir haben den ganzen Tag keine Geschäfte machen können, wir müssen jetzt von Euer Gnaden fünfzehntausend als Schadenersatz verlangen.‘ Sehen Sie, meine Herren, wie böse die Geschichte für unsern Beamten wurde! Außerdem drohten die Juden noch: ‚Wenn Sie die fünfzehntausend heute nicht geben, kostet Sie die Sache morgen fünfundzwanzigtausend!‘ Der Herr schlief in

der ganzen Nacht nicht eine Minute. Am nächsten Morgen ließ er die Juden wiederkommen, gab ihnen alles Geld, das er von ihnen erhalten hatte, zurück und unterschrieb noch einen Wechsel über fünfundzwanzigtausend Rubel. Dann nahm er eine Art von Revision vor. Er fand natürlich nichts, fuhr schleunigst wieder heim zu seiner Frau und brüllte und tobte vor ihr, wo er die fünfundzwanzigtausend Rubel hernehmen sollte, um den Wechsel von den Juden einzulösen. ‚Wir müssen das Gut verkaufen, das du als Mitgift bekommen hast,‘ sagte er. ‚Um keinen Preis der Welt,‘ rief sie, ‚es ist mir zu sehr ans Herz gewachsen.‘ Er erwiderte: ‚Du bist an allem schuld, du hast mir diesen Auftrag mit Hilfe der Gebete der Altgläubigen verschafft und hast mir versichert, daß mir ihr Engel helfen würde. O weh, eine schöne Hilfe war das!‘ Doch sie meinte: ‚Du bist selbst an allem schuld. Warum bist du so dumm gewesen und hast die Juden nicht arretiert und sie beschuldigt, dir dein Petschaft gestohlen zu haben. Im übrigen,‘ fügte sie hinzu, ‚mache dir nur keine Sorgen; verlasse dich nur auf mich, ich werde die Sache schon wieder in Ordnung bringen, und für deine Unüberlegtheit werden andere zahlen müssen.‘ Den ersten besten, den sie traf, schrie sie sogleich an: ‚Fahre schnell über den Dnjepr, und hole mir den Ältesten der Raskolniken.‘ Als der Bote wiederkam, brachte er unsern Pimen mit. Die Dame sagte ihm ohne Umschweife: ‚Hören Sie, ich weiß, daß Sie ein kluger Mensch sind und verstehen werden, was ich brauche. Meinem Manne ist ein

kleines Malheur passiert, er ist von Halunken ausgeräubert worden ... Juden ... verstehen Sie ... wir brauchen unbedingt dieser Tage fünfundzwanzigtausend Rubel; ich weiß aber nicht, wo ich sie so schnell herbekommen soll. Da ich weiß, daß ihr Altgläubigen kluge und reiche Leute seid und Gott euch jederzeit hilft, wie ich mich überzeugen konnte, habe ich dich rufen lassen, damit ihr mir die fünfundzwanzigtausend Rubel verschafft. Ich werde dafür auch allen Damen von euren wundertätigen Heiligenbildern erzählen, und ihr werdet sehen, wieviel ihr dann für Wachs und Öl gestiftet bekommt.' Sie können sich, meine sehr verehrten Herren, gewiß ohne sonderliche Mühe vorstellen, was unser Spielmann bei dieser Wendung der Angelegenheit empfand. Ich weiß nicht, was er erwiderte, aber ich kann mir wohl denken, wie er sich wand und drehte und die Dame zu überzeugen suchte, daß wir nicht im Besitz einer solchen Summe seien; allein diese neue Herodias wollte seine Einwände nicht gelten lassen. ‚Nein,' versetzte sie, ‚ich weiß recht gut, daß die Raskolniken reiche Leute sind, für euch sind fünfundzwanzigtausend ein Pappenstiel. Als mein Vater noch in Moskau im Amt war, haben ihm die Altgläubigen mehr als einmal solche Gefälligkeiten erwiesen; fünfundzwanzigtausend Rubel sind ja auch keine große Summe.' Pimen machte natürlich den Versuch, ihr zu erklären, daß die Moskauer Altgläubigen reiche Leute seien, wir dagegen einfache Bauern und Tagelöhner, die keinen Vergleich mit den Moskauer Herren aufnehmen könnten. Sie hatte

jedoch ihre Erfahrungen in Moskau gemacht und schrie unsern Pimen plötzlich an: ‚Was erzählen Sie mir dies alles! Als ob ich nicht wüßte, wieviel wundertätige Ikonen ihr habt. Sie haben mir doch selbst erzählt, wieviel Geld man euch aus ganz Rußland für Wachs und Öl schickt! Nein, ich will nichts mehr hören; bringe mir sofort das Geld, sonst geht mein Mann noch heute zum Gouverneur und erzählt ihm genau, wie ihr betet und die Leute verführt; dann wird es euch schlecht gehen.' Der arme Pimen wußte nicht, wie er die Treppe hinunterkam. Als er zu uns zurückkehrte, sagte er — wie ich Ihnen schon berichtete — nur das eine Wörtchen: ‚Nichts!' Er war rot wie nach einem Dampfbad, ging in die Ecke und schneuzte sich andauernd. Schließlich nahm ihn Luka Kirillow etwas ins Verhör. Pimen gestand ihm natürlich nicht alles, sondern offenbarte ihm nur einen Bruchteil des Vorgefallenen, indem er sagte: „Die Dame verlangte von mir, daß ich euch veranlassen soll, ihr fünftausend Rubel zu leihen.' Darauf geriet Luka in Wut: ‚Ach, du Spielmann,' rief er, ‚warum mußtest du dich denn mit ihr einlassen und sie sogar noch herführen? Sind wir denn reiche Leute, daß wir so viel Geld zur Verfügung haben? Und wofür sollen wir denn das Geld geben? Wir haben keines! ... Du hast dir die Suppe selber eingebrockt, nun iß sie auch aus, wir haben keine fünftausend Rubel.' Damit ließ er ihn stehen und kam alsbald, wie ich schon erzählte, bleich wie ein zum Tode Verurteilter zu unserer Arbeitsstätte. Die Geschehnisse während der Nacht ließen ihn ahnen,

daß uns aus all diesem noch große Unannehmlichkeiten erwachsen würden. Pimen fuhr zum andern Ufer hinüber. Wir sahen alle, wie er den Kahn aus dem Schilf zog und zur Stadt hinüberruderte. Da mir Michailitza alles der Reihe nach erzählt hatte, wußte ich, daß sich Pimen um die fünftausend Rubel bemüht hatte, und war der Meinung, daß er sich gewiß zu jener Dame begeben würde, um sie gnädig zu stimmen. Während ich noch mit solchen Erwägungen neben Michailitza stand und überlegte, ob uns aus alledem keine Mißhelligkeiten erwachsen könnten, und welche Maßnahmen man dagegen ergreifen sollte, sah ich plötzlich, daß alle meine Bemühungen schon zu spät waren. Am Ufer legte eben ein großer Prahm an, und hinter mir hörte ich ein lautes Stimmengewirr. Ich schaute mich um und erblickte einige Beamte in unterschiedlichen Uniformen, begleitet von einer großen Anzahl Soldaten und Polizisten. Ich konnte Michailitza kaum zublinzeln, meine Herren, als sie bereits alle an uns vorüber in Lukas Zimmer stürmten. An der Tür stellten sie zwei Wachen mit gezogenen Säbeln auf. Michailitza stürzte auf die Wachen zu und verlangte wütend Einlaß; die Soldaten stießen sie natürlich zurück; als sie ihren Angriff auf sie noch hitziger erneuerte und in ein Handgemenge mit ihnen kam, versetzte ihr einer der Polizisten einen solchen Stoß, daß sie kopfüber die Treppe hinunterflog. Wie ich zu Luka auf die Brücke eilen wollte, sah ich, wie er mir bereits entgegenkam. Die ganze Gilde folgte ihm. Alle waren in höchster Erregung und hatten sich mit ihrem Handwerkszeug

bewaffnet. Der eine trug ein Brecheisen, der andere einen Hammer, und alle kamen herbeigestürzt, um ihr Heiligtum zu verteidigen. Diejenigen, die auf dem andern Ufer waren und kein Boot hatten, sprangen sofort in ihren Arbeitskleidern von der Brücke ins Wasser und schwammen einer nach dem andern durch den kalten Fluß ... es war nicht auszudenken, wie das enden sollte. Die Soldaten waren ungefähr zwanzig Mann, und wenn sie auch gut bewaffnet waren, so zählten doch die Unsrigen mehr denn ein halbes Hundert und waren zudem von glühendem Glaubenseifer beseelt. So schwammen sie alle wie die Seehunde durch den Fluß. Man hätte sie mit Knüppeln erschlagen können, sie hätten die Absicht nicht aufgegeben, an das Ufer zu ihrem Heiligtum zu gelangen. Als sie das Land erreicht hatten, stürmten sie allsogleich, naß wie sie waren, wie lebendig gewordene Steinblöcke vorwärts.

8

Wollen Sie sich jetzt bitte daran erinnern, daß zur selben Zeit, wo ich mit Michailitza auf der Treppe sprach, im Zimmer der alte Maroj betete. Als die Herren Beamten dort eindrangen, fanden sie ihn sogleich. Er erzählte uns später, daß sie sofort die Tür hinter sich zugeschlagen hätten, nachdem sie im Zimmer waren, und geradeswegs auf die Ikonen zugelaufen wären. Die einen löschten die Lämpchen aus, die anderen rissen die Bilder von den Wänden herunter, schichteten sie auf dem Fußboden übereinander und schrien ihn an: ‚Bist du der Pope?‘ Er antwortete:

‚Nein, ich bin kein Pope.‘ Sie fragten ihn: ‚Wer ist euer Pope?‘ Er versetzte: ‚Bei uns gibt es keinen Popen.‘ Sie riefen: ‚Wieso nicht? Wie erfrechst du dich zu behaupten, daß ihr keinen Popen habt!‘ Maroj begann ihnen nun zu erklären, daß wir keine Popen hätten. Da er jedoch so unbeholfen und unverständlich sprach, verstanden sie ihn nicht und schrien kurzerhand: ‚Arretiert ihn!‘ Maroj leistete keinen Widerstand. Es berührte ihn gar nicht, daß ihm ein Dutzend Soldaten die Hände mit einem Strick zusammenbanden. Er duldete dies gern für seinen Glauben und schaute neugierig umher, was nun kommen würde. Die Beamten hatten unterdessen Kerzen angezündet und begannen die Ikonen zu versiegeln. Einer klebte die Siegel auf, ein anderer machte ein Verzeichnis; wieder andere bohrten Löcher in die Bilder und reihten sie wie Kessel auf eine Eisenstange. Maroj sah diesem gotteslästerlichen Treiben zu und zuckte nicht einmal mit den Achseln, denn er erwog bei sich, daß es gewiß Gottes Wille sei, solche barbarische Schändung seines Heiligtums zuzulassen. Allein in diesem Augenblicke hörte der alte Maroj die beiden Gendarmen vor der Tür kurz hintereinander aufschreien. Die Tür flog auf, und unsere Seehunde stürmten naß, wie sie aus dem Flusse gestiegen waren ins Zimmer hinein. Zu ihrem Glück befand sich Luka Kirillow an ihrer Spitze. Er schrie sogleich: ‚Halt, ihr Christenleute, laßt euch nicht hinreißen!‘ Dann trat er an die Beamten heran, deutete auf die an der Stange aufgespießten Ikonen und sagte: ‚Warum schändet ihr

dieses Heiligtum, ihr Herren Beamten? Wenn ihr berechtigt seid, uns die Bilder wegzunehmen, so tragt sie fort, wir werden der Staatsgewalt keinen Widerstand leisten; allein warum zerstört ihr diese seltenen, alten Kunstwerke?'

Doch der Gatte jener mit Pimen bekannten Dame, welcher der Anführer war, schrie unsern Luka an: ‚Schweig, Hallunke, du wagst auch noch, etwas einzuwenden?'

Luka war ein stolzer Bauer, doch er demütigte sich und antwortete mit leiser Stimme: ‚Verzeihung, Euer Hochwohlgeboren, wir kennen diesen Brauch; in unserer Stube befinden sich anderthalbhundert Rubel. Wir geben Ihnen für jedes Bild drei Rubel. Nehmen Sie die Ikonen ruhig mit sich, aber beschädigen Sie die alten Kunstwerke nicht.'

Der Herr rief mit blitzenden Augen: ‚Hinaus!', fügte jedoch mit flüsternder Stimme hinzu: ‚Gib für das Stück hundert Rubel, sonst wandern sie in den Ofen.'

Luka konnte sich solche Menge Geld nicht vorstellen, geschweige denn zahlen; er meinte: ‚Gott sei mit euch, wenn ihr so seid. Zerschlagen Sie alles, wie es Ihnen beliebt, aber wir haben das Geld nicht.'

Da brüllte ihn der Herr aber an: ‚Du bärtiger Bock, wie erfrechst du dich, in unserer Gegenwart von Geld zu sprechen?' gebärdete sich plötzlich wie ein Rasender, ließ alles, was er an heiligen Darstellungen sah, auf die Stange spießen, schraubte Muttern an beide Enden und versiegelte sie, damit niemand die

Bilder herunternehmen oder vertauschen konnte. Nachdem dies alles getan war, schickten sie sich an, fortzugehen. Die Soldaten luden die Eisenstange mit den aufgespießten Ikonen auf die Schultern und trugen sie zu den Booten. Michailitza, die sich hinter den übrigen gleichfalls in die Stube gedrängt hatte, hatte unterdessen heimlich und verstohlen das Engelsbild vom Lesepult heruntergenommen und unter ihrem Tuch verborgen. Als sie es in die Kammer tragen wollte, zitterten ihr jedoch die Hände so sehr, daß sie die Ikone fallen ließ. O Gott, wie da der Beamte in Wut geriet! Er schimpfte uns Diebe und Betrüger und sagte: ‚Aha! Ihr Gauner wolltet die Ikone verstecken, damit sie nicht auf die Stange kommt! Nun, so soll ihr etwas anderes blühen. Paßt auf, was ich mache. So!' und damit zündete er die Siegellackstange an und drückte das brennende Harz mitten in das Antlitz des Engels.

Meine lieben Herren, verargen Sie es mir nicht, wenn ich nicht einmal den Versuch mache, Ihnen zu beschreiben, was in uns vorging, als der Herr das siedende Harz über das Antlitz des Engels strömen ließ, und als dann der grausame Mensch die Ikone auch noch in die Höhe hob, um damit zu prahlen, wie gut es ihm gelungen war, uns zu beschimpfen. Ich entsinne mich nur noch, daß das leuchtende, himmlische Antlitz rot und versiegelt war, daß unter dem Siegellack die oberste Schicht des Firnisses, der das Bild bedeckte, in zwei Strömen herabrann, als wenn Blut und Tränen sich gemischt hätten.

Wir stöhnten laut und hielten die Hände über die Augen, fielen auf die Erde nieder und ächzten, als würden wir gefoltert. Wir gaben uns unserm Schmerz so hin, daß uns die hereinbrechende Dunkelheit noch immer vorfand, wie wir um unsern versiegelten Engel stöhnten und klagten. Doch in der Stille der Nacht kam uns der Gedanke, auszuforschen, wohin man unsern geblendeten und geschändeten Beschützer gebracht habe, und wir leisteten einen Schwur, ihn wiederzuholen und zu entsiegeln, und wenn es uns auch das Leben kosten sollte. Zur Ausführung unseres Vorhabens wählte man mich und den Jüngling Lewontij aus. Dieser Lewontij zählte nicht mehr als siebzehn Jahre und war fast noch ein Knabe, doch hatte er einen kräftigen Körper und ein gutes Herz. Er war stets ein gottesfürchtiger Mensch gewesen, gehorsam und sittsam wie ein weißes Pferd mit einem silbernen Zaum.

Einen besseren Gefährten und Helfer konnte ich mir nicht denken, wenn es galt, den versiegelten Engel, dessen geblendetes Angesicht uns unerträglich dünkte, aufzusuchen und zurückzubringen.

9

Ich will Sie nicht mit Einzelheiten belästigen, wie ich mit meinem Gefährten und Helfer durch alle Nadelöhre schlüpfte, und wo wir überall unsere Nachforschungen anstellten. Ich werde Ihnen gleich erzählen, wie bekümmert wir waren, als wir erfuhren, daß unsere von den Beamten durchlöcherten Ikonen,

so, wie sie auf der Stange aufgespießt waren, in den Keller des Konsistoriums geschafft worden waren. Damit waren sie gleichsam eingesargt und für uns verloren. Jeder Gedanke, sie aus dem Keller herauszuholen, war unnütz. Angenehm berührte es uns immerhin, als wir hörten, daß der Erzbischof selbst die barbarische Behandlung der Bilder nicht gebilligt hatte. Man erzählte sich, daß er gesagt habe: ‚Was hat das für einen Sinn?' Dann sei er sogar für das alte Kunstwerk eingetreten und habe gemeint: ‚Diese Sammlung alter Stücke muß geschützt werden!' Doch es kam noch schlimmer! Kaum hatten wir die unheilvolle Schändung unseres Heiligtums ein wenig verwunden, als uns ein neues, noch größeres Unheil betraf, dessen Ursache eben der Erzbischof, dieser Verehrer unserer Ikonen, war. Er nahm — man muß annehmen, nicht in böser, sondern in guter Absicht — unsern versiegelten Engel in die Hand, betrachtete ihn lange, wandte dann den Blick ab und sagte: ‚Das zerstörte Antlitz! Wie schrecklich hat man es zugerichtet! Bringt diese Ikone nicht in den Keller, sondern stellt sie in meine Kapelle auf das Fenster hinter dem Opfertisch.' Die Diener des Erzbischofs führten den Befehl allsogleich aus. Wenn uns diese Aufmerksamkeit von seiten des Hierarchen auch sehr angenehm berührte, so mußten wir doch andererseits nun vollkommen einsehen, daß damit jede Möglichkeit, unsern Engel zu stehlen, im voraus weggenommen war. Es blieb nur eins übrig: die Diener des Erzbischofs zu bestechen und mit ihrer Hilfe die Ikone gegen

eine andere, täuschend ähnlich gemalte zu vertauschen. Dieses Mittel hatten unsere Glaubensgenossen schon oft mit großem Erfolg angewandt. Dazu brauchte man jedoch vor allen Dingen einen geübten Heiligenbildmaler mit einer sicheren Hand, der die Ikone täuschend ähnlich nachzumachen imstande war. Einen solchen Maler gab es jedoch in dieser Gegend nicht. Nunmehr war unsere Trauer doppelt groß, und sie überströmte unsere Herzen wie eine Wasserflut. In der Stube, wo man früher nur Lobgesänge vernommen hatte, hörte man nichts als Stöhnen und Jammern; in kurzer Zeit hatte uns das Wehklagen so hilflos und schwach gemacht, daß wir mit unseren tränenerfüllten Augen nicht einmal mehr den Boden unter uns sehen konnten. Aus diesem oder einem andern Grunde entstand unter uns eine Augenkrankheit, von der bald die ganze Gilde ergriffen ward. Wir hatten nun Kranke ohne Zahl, etwas, was bisher nie vorgekommen war. Unter den übrigen Arbeitern ging das Gerede, daß die Krankheit nicht von allein gekommen sei, sondern daß sie irgendwie mit unserm Engel zusammenhänge. ‚Man hat ihn durch das Siegel geblendet,' sagten sie, ‚und nun müssen wir alle blind werden.' Durch diese Deutung gerieten nicht nur wir allein, sondern auch alle andern frommen Leute in große Bestürzung. Unsere Arbeitsherren, die Engländer, mochten noch so viele Ärzte herbeibringen, keiner von uns ließ sich behandeln oder nahm ihre Arzneien ein. Wir flehten nur um das eine: ‚Bringt uns unsern versiegelten Engel wieder; wir wollen

ihn anflehen, denn er ist der einzige, der uns heilen kann.‘

Jakow Jakowlewitsch, der Engländer, nahm sich der Sache an, fuhr zum Erzbischof und sagte zu ihm: ‚So und so stehen die Dinge, Euer Eminenz, der Glaube ist eine große Sache, und jeder wird nach seinem Glauben selig. Lassen Sie doch den versiegelten Engel zu uns auf jenes Ufer hinüberbringen.‘

Allein der Gewaltige willfahrte seinem Wunsche nicht, sondern meinte nur: ‚Dem darf kein Vorschub geleistet werden.‘

Damals erschien uns dieser Ausspruch sehr hartherzig, und wir waren in der Verurteilung des Erzbischofs zu vorschnell. In der Folge wurde es offenbar, daß die Ursache unsers Unglücks nicht in dem grausamen Verhalten eines einzelnen, sondern im Willen Gottes selbst lag.

Indessen hörten die Zeichen des Himmels nicht auf. Der strafende Finger erreichte auch den Hauptschuldigen an der ganzen Sache, unsern Pimen, der nach der Haussuchung auf das andere Ufer hinübergezogen und der Staatskirche beigetreten war. Als ich ihm einmal in der Stadt begegnete, grüßte er mich, und ich erwiderte seinen Gruß. Darauf kam er auf mich zu und sagte: ‚Ich habe gesündigt, Bruder Mark, daß ich von eurem Glauben abtrünnig geworden bin.‘

Ich antwortete: ‚In welchem Glauben jemand lebt, ist Gottes Sache, daß du aber deine armen Genossen für einige Silberlinge verkauft hast, war nicht gut getan; verzeih mir, wenn ich dir deswegen, wie es

uns der Prophet Amos heißt, brüderliche Vorwürfe mache.‘

Wie ich den Namen des Propheten nannte, schauderte er zusammen. ‚Rede nicht von den Propheten‘, rief er. ‚Ich kenne mich selbst in der heiligen Schrift aus und weiß, daß die Propheten die auf der Erde Lebenden martern. Ich kann es dir beweisen.‘ Und dann berichtete er mir mit klagender Stimme, daß er vor einigen Tagen ein Bad im Flusse genommen habe und danach am ganzen Körper fleckig geworden sei. Er knöpfte das Hemd auf und zeigte mir seine Brust. Er sah aus, wie ein geschecktes Pferd, die Brust war bis zum Hals hinauf mit Flecken bedeckt.

Ich sündiger Mensch hatte schon im Sinn, ihm zu sagen, daß ‚Gott den Schelm zeichne‘, ich behielt es jedoch bei mir und sagte statt dessen: ‚Was macht das, bete und freue dich, daß du noch auf dieser Welt gezeichnet worden bist, desto reiner wirst du in jener dastehen.‘

Allein er begann mir vorzujammern, wie unglücklich ihn die Flecken machten, und was er für Schaden habe, wenn sie auf das Gesicht übergreifen würden, weil der Gouverneur, der ihn bei seiner Einsegnung in der Kirche sah, über seine Schönheit entzückt gewesen sei und dem Bürgermeister gesagt habe, er solle ihn, Pimen, unbedingt mit der silbernen Schüssel in die vorderste Reihe stellen, wenn einmal eine hohe Persönlichkeit die Stadt passieren würde. ‚Wie kann man mich denn irgendwo hinstellen, wenn ich fleckig bin?‘ jammerte er. Ich hatte genug von seiner Eitel-

keit und Großmannssucht, drehte mich um und ging weiter.

Von diesem Augenblick an waren wir getrennte Leute. Seine Flecken kamen immer deutlicher zum Vorschein; doch auch bei uns hörten die Zeichen nicht auf. Dazu gehörte auch, daß es im Herbst, nachdem es bereits gefroren hatte, plötzlich noch einmal warm wurde. Der Fluß taute wieder auf, und das Eis zerbrach und zerstörte unsere Wohnung. Es richtete Schaden über Schaden an. Schließlich wurde sogar einer der Granitpfeiler unterspült, und die Arbeit vieler Jahre, die Tausende und Abertausende gekostet hatte, versank strudelnd in der Tiefe ...

Dieser Vorfall versetzte sogar unsere Arbeitgeber, die Engländer, in Bestürzung. Jemand meinte zu unserem Bauherrn Jakow Jakowlewitsch, er solle uns Altgläubige wegschicken, um nicht länger vom Unglück verfolgt zu werden. Der Engländer war jedoch ein edler und guter Mann, er hörte nicht auf diesen Rat, sondern ließ im Gegenteil mich und Luka Kirillow zu sich kommen und sagte zu uns: ‚Gebt mir euern Rat, Leute. Kann ich euch mit irgend etwas helfen oder trösten?‘

Wir gaben ihm jedoch zur Antwort, daß wir durch nichts zu trösten seien und vor Leid vergingen, solange das heilige Antlitz unseres Engels, der uns auf Weg und Steg begleitet hatte, von dem Harz versiegelt und verunstaltet sei.

‚Was gedenkt ihr also zu tun?‘ erkundigte er sich.

‚Wir wollen ihn gelegentlich vertauschen und sein

reines Angesicht, das von der gottlosen Hand des Beamten verbrannt wurde, entsiegeln.‘

‚Warum ist euch denn der Engel so teuer?‘ sagte er, ‚könnt ihr euch nicht einen anderen der gleichen Art verschaffen?‘

‚Er ist uns darum teuer,‘ erwiderten wir, ‚weil er unser Schutzengel ist, und einen zweiten dieser Art gibt es nicht; denn dieser ist in schweren Zeiten von frommer Hand gemalt und von einem altgläubigen Priester nach dem Brevier Pjotr Mogilas geweiht worden. Heute aber haben wir weder Priester, noch jenes Brevier mehr.‘

‚Wie wollt ihr denn den Siegellack von seinem Antlitz entfernen, wo das ganze Gesicht von Harz verbrannt ist?‘

‚In dieser Hinsicht wollen sich Euer Gnaden keine Sorgen machen,‘ antworteten wir, ‚wenn sich unser Schutzengel nur wieder in unsern Händen befindet, dann wird er schon für sich selbst sorgen. Das Bild ist nicht von irgendeinem beliebigen Handwerksmeister hergestellt, sondern eine echt Stroganower Arbeit. Der Firnis von Stroganow oder Kostroma ist jedoch so zubereitet, daß selbst bei der Berührung mit Feuer die zarten Farben nicht in Mitleidenschaft gezogen werden.‘

‚Das ist eure feste Überzeugung?‘

‚Jawohl. Dieser Firnis ist so stark wie der alte russische Glaube.‘

Nachdem er seinem Herzen mit einigen Schimpfworten auf die Behörde Luft gemacht hatte, die solche

Kunstwerke nicht in acht zu nehmen wußte, gab er uns die Hand und sagte: ‚Keine Bange! Ich helfe euch; wir werden euern Engel bekommen. Braucht ihr ihn für lange?‘

‚Nein,‘ erwiderten wir, ‚nur für kurze Zeit.‘

‚Schön, ich werde also sagen, daß ich das Gewand eures versiegelten Engels mit Gold beschlagen lassen will. Sowie er mir ausgehändigt wird, vertauschen wir ihn. Ich werde mich gleich morgen ans Werk machen.‘

Wir dankten ihm, wandten jedoch ein: ‚Unternehmen Sie morgen und übermorgen noch nichts in dieser Angelegenheit, Herr.‘

‚Warum?‘ fragte er.

Wir erwiderten: ‚Weil wir vor allen Dingen für den Umtausch eine Ikone zur Verfügung haben müssen, die der echten wie ein Tropfen dem andern gleicht. Es gibt jedoch hier und in der näheren Umgegend keinen Meister, der zu einer solchen Arbeit fähig wäre.‘

‚Unsinn,‘ meinte er, ‚ich bringe euch selbst aus der Stadt einen Künstler mit. Er kann nicht nur kopieren, sondern versteht sogar, prachtvolle Porträts zu malen.‘

‚Nein, lieber Herr,‘ versetzten wir, ‚wollen Sie dies bitte nicht tun. Erstens kann durch diesen Künstler Gerede entstehen, das uns Schaden bringt, und zweitens kann ein weltlicher Maler eine derartige Sache nicht ausführen.‘

Da uns der Engländer ungläubig ansah, nahm ich mir ein Herz und erklärte ihm den Unterschied. Ich

sagte, daß die weltlichen Maler nichts von der Kunst der Ikonenmalerei verstünden. Sie benutzten Ölfarben, während bei den Heiligenbildern die Farben mit Eiweiß angerieben und überaus zart seien. Die weltlichen Maler schmierten zu sehr, so daß das Bild erst in einiger Entfernung natürlich wirke, wohingegen bei den Ikonen die Malerei flüssig und noch in nächster Nähe klar erkennbar sei. Ein weltlicher Künstler würde nicht einmal in der Zeichnung das Richtige treffen, weil er in der Darstellung des irdischen Körpers und alles dessen, was den Leib eines Menschen ausmache, geschult sei; in der heiligen russischen Ikonenmalerei würde jedoch ein Typus dargestellt, der nichts Menschliches mehr an sich habe und den sich der gewöhnliche Sterbliche überhaupt nicht vorstellen könne.

Der Engländer bezeigte großes Interesse und erkundigte sich: ‚Gibt es denn heute noch Meister, die sich auf diesen besonderen Typus verstehen?'

‚Sie sind heute sehr rar geworden,' versetzte ich, ‚und auch in früheren Zeiten lebten sie in tiefer Verborgenheit. Doch einige gibt es immerhin. Zum Beispiel wohnt im Dorfe Mstera ein Meister namens Chochlow; er ist jedoch schon in hohen Jahren und kann die weite Reise nicht mehr machen. Die beiden Meister, die in Palichow wohnen, werden aus den gleichen Gründen die Reise nicht unternehmen können; zudem sind weder der erstere noch die Palichower Meister für unsern Zweck zu gebrauchen.'

‚Warum denn?' forschte er.

‚Weil sie eine andere Malweise haben,' versetzte

ich. ‚Bei den Malern von Mstera ist die Zeichnung zu plump und die Farbe zu trübe, während die Maler von Palichow einen türkisfarbenen Ton bevorzugen, so daß jede Farbe ins Bläuliche schimmert.‘

‚Was soll also nun geschehen?‘

‚Ich weiß es selbst nicht,‘ gab ich zur Antwort ‚Ich habe zwar gehört, daß es in Moskau einen guten Meister namens Ssilatschew gibt. Er ist bei allen Altgläubigen Rußlands wohlbekannt, neigt jedoch mehr der Nowgoroder und altrussischen Ikonenmalerei zu.‘ Unser Engel ist jedoch eine Stroganower Zeichnung und in klaren, dichten Farben gehalten. Der einzige, der sich auf diese Art der Malerei versteht, ist der Meister Sebastian von der Wolga. Er hat jedoch keinen festen Wohnsitz, wandert ständig in Rußland umher, arbeitet hie und da bei den Altgläubigen, und niemand weiß, wo er zu finden ist.‘

Der Engländer, der meinen Darlegungen mit Vergnügen gefolgt war, antwortete lächelnd: ‚Ihr seid höchst seltsame Leute. Wenn man euch zuhört, wird es einem wohl. Ihr wißt in allem, was euch angeht, gut Bescheid und kennt euch sogar in künstlerischen Fragen aus.‘

‚Warum sollten wir nichts von Kunst verstehen, Herr,‘ antwortete ich, ‚es handelt sich doch in diesem Falle um Gotteskunst. Bei uns gibt es selbst unter den einfachsten Bauern so große Liebhaber dieser Kunst, daß sie nicht nur alle Schulen, wie die Ustjuger, Nowgoroder, Moskauer, Wologdaer, die sibirische oder Stroganower nach der Malweise voneinander unter-

scheiden können, sondern auch innerhalb jeder Schule die Hand der berühmten alten Meister erkennen, ohne sich je einmal zu täuschen.'

‚Ja, ist denn das möglich?'

‚Genau so, wie Sie einen Menschen von dem andern nach der Handschrift unterscheiden können,' antwortete ich. ‚Mit jenen ist es ebenso. Sie brauchen nur einen Blick auf die Ikone zu werfen und sehen sofort, ob sie Meister Kusma, Andrej oder Prokofij gemalt hat.'

‚An welchen Merkmalen?'

‚Es gibt Unterschiede im Ton, in der Linienführung, in der Raumverteilung, im Gesichtsausdruck und in der Haltung.'

Da er solch aufmerksamer Zuhörer war, erzählte ich ihm, was ich von der Kunst eines Uschakow und Rubljow wußte, und von Paramschin, dem ältesten russischen Maler, dessen Ikonen unsere gottesfürchtigen Zaren und Fürsten ihren Kindern zum Segen schenkten und es ihnen im Testament zur Pflicht machten, diese Bilder wie ihre eigenen Augäpfel zu hüten.

Der Engländer langte sogleich nach seinem Notizbuch und bat mich, die Namen der Künstler zu wiederholen. Als er sich erkundigte, wo man ihre Arbeiten sehen könne, antwortete ich: ‚In dieser Hinsicht werden Ihre Nachforschungen vergeblich sein, Herr. Es ist keine Spur von diesen Werken zurückgeblieben.'

‚Wo sind sie denn geblieben?'

‚Ich weiß nicht,' sagte ich, ‚ob man Pfeifenrohre

daraus gedreht oder ob man sie gegen Tabak ins Ausland vertauscht hat.‘

‚Das kann doch nicht möglich sein!‘ rief er.

‚Im Gegenteil,‘ antwortete ich, ‚es ist in der Tat so. Ich kann Ihnen Beispiele nennen. Im Vatikan in Rom befindet sich ein Triptychon, das unsere russischen Meister Andrej, Ssergeij und Nikita im dreizehnten Jahrhundert gemalt haben. Diese Miniaturarbeit, auf der eine große Menge Menschen abgebildet sind, ist so erstaunlich, daß sogar die größten fremdländischen Künstler bei ihrem Anblick in begeistertes Entzücken geraten sind.‘

‚Wie ist denn dies Triptychon nach Rom geraten?‘

‚Peter der Erste hat es einem ausländischen Mönch geschenkt, und der hat es verkauft.‘

Der Engländer lächelte und versank in Sinnen. Dann sagte er leise, daß bei ihnen in England jedes Gemälde von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt würde und so selbst von seiner Herkunft Zeugnis ablege.

‚Nun, bei uns herrschen wahrlich andere Gepflogenheiten,‘ sagte ich. ‚Das Band, das uns mit den Taten der Vorfahren verknüpft, ist zerrissen. Alles soll so frisch und neu erscheinen, als wenn das ganze russische Volk erst gestern aus dem Ei geschlüpft wäre.‘

‚Wenn aber bei euch so wenig auf Pietät gesehen wird,‘ meinte er, ‚warum bekümmern sich dann nicht wenigstens diejenigen, in denen sich die Liebe zu heimatlicher Art bewahrt hat, darum, ihre Heimatkunst zu erhalten?‘

‚Es ist niemand vorhanden, Herr, der das Alte

lebendig erhält,' sagte ich. ,In den neuen Kunstschulen herrscht allerorts eine Versumpfung des Gefühls, und die Eitelkeit triumphiert über den Geist. Die Fähigkeit zu hoher Begeisterung ist verloren gegangen, alles ist in den Staub gezogen und atmet irdische Leidenschaft. Unsere neuesten Künstler begannen damit, den Erzengel Michail als den Fürsten Potjomkin von Taurien darzustellen, und nun hat man es glücklich so weit gebracht, Christ dem Erlöser das Gesicht eines Juden zu geben. Was soll man noch von solchen Leuten erwarten? Wer weiß, was ihre unbeschnittenen Herzen noch alles darstellen und als Göttliches angesehen wissen wollen. In Ägypten hat man sogar einen Stier und eine rotgefiederte Zwiebel für Gottheiten gehalten. Aber das sage ich Ihnen, wir Russen werden uns nicht vor fremden Göttern beugen und das Gesicht eines Juden nicht für das Antlitz des Erlösers hinnehmen, sondern wir werden alle diese Darstellungen, und mögen sie noch so kunstvoll sein, für eine Unverschämtheit halten und uns von ihnen abwenden. Denn es ist uns von unsern Vätern überliefert, daß eine eitle Augenweide die Klarheit des Geistes zerstört, gleichwie ein schadhafter Wasserspeier den Brunnen trübet.'

Nach diesen Worten schwieg ich still, der Engländer sagte jedoch: ,Erzähle weiter. Deine Ansichten gefallen mir.'

,Ich habe Ihnen alles mitgeteilt,' sagte ich; doch er bat: ,Erzähle mir doch bitte noch, was ihr nach euern Begriffen für beseelte Darstellung haltet!'

Meine Herren, diese Frage war für einen einfachen Menschen ziemlich schwer zu beantworten; da mir jedoch nichts anderes übrig blieb, begann ich dem Engländer zu erklären, wie in Nowgorod der Sternenhimmel gemalt wird. Sodann erzählte ich ihm von der heiligen Darstellung in der Sophienkathedrale zu Kiew, wo zu beiden Seiten des Gottes Zebaoth sieben geflügelte Erzengel stehen, die selbstverständlich keinerlei Ähnlichkeit mit Potjomkin haben. Auf den Stufen der Vorhalle sind die Erzväter und Propheten abgebildet, unter ihnen Moses mit der Gesetzestafel. Eine Stufe unter ihm sieht man Aron mit Stab und Mitra, während auf den übrigen Stufen König David mit der Krone, der Prophet Jesajas mit der Schriftrolle, Hesekiel mit der Geschlossenen Pforte und Daniel mit dem Stein stehen. Rings um diese Fürbitter, die den Weg zum Himmel weisen, sind die Gaben abgebildet, durch die der Mensch dieses Ruhmes teilhaftig wird: das Buch mit den sieben Siegeln bedeutet die Weisheit, der siebenarmige Leuchter die Gabe der Vernunft, die sieben Augen die des Rates; die sieben Posaunen bedeuten die Kraft; die Hand Gottes inmitten von sieben Sternen versinnbildlicht die Gabe des Schauens, die sieben Räucherbecken die der Frömmigkeit und die sieben Blitze sind das Symbol der Gottesfurcht. ‚Sehen Sie,' sagte ich, ‚eine solche Darstellung ist beseelt und befreit den Beschauer von irdischem Leid.'

Der Engländer antwortete: ‚Verzeih, mein Lieber, ich verstehe nicht, wieso euch die Darstellung vom irdischen Leid befreit?'

‚Weil ein solche Darstellung der Seele klar und eindeutig sagt, daß ein Christ beten und sich allezeit sehnen muß, die Erde zu verlassen und zu Gottes unbeschreiblichem Ruhm einzugehen.‘

‚Ja,‘ meinte er, ‚dieser Offenbarung kann doch jeder auch mit Hilfe der Heiligen Schrift und der Kirchengebete teilhaftig werden.‘

‚Durchaus nicht,‘ gab ich ihm zur Antwort, ‚es ist nicht jedem gegeben, die Heilige Schrift zu verstehen, und wer nicht in ihren Sinn eingedrungen ist, wird auch nicht durch die Gebete erhellt. Mancher meint bei dem Gebet von der ‚großen und reichen Gnade‘, daß es sich um Geld handelt, und betet infolgedessen aus Habgier. Sieht er jedoch den Ruhm des Himmels bildlich dargestellt, so vergißt er darüber das höchste Erdenglück und begreift, daß er das Himmelreich erstreben muß, weil dies so klar und verständlich dargestellt ist. Hat sich aber der Mensch erst einmal die Gabe der Gottesfurcht erbetet, so wird er sich immer leichter von Stufe zu Stufe erheben und mit jedem Schritte weiterer Himmelsgaben teilhaftig werden, während ihm Geld und irdischer Ruhm angesichts des Herrn immer nichtiger und widerwärtiger dünken.‘

Der Engländer erhob sich und sagte freundlich: ‚Und um was betet ihr denn, ihr sonderlichen Menschen?‘

‚Wir beten um einen christlichen Tod,‘ sagte ich, ‚und um ein mildes Gericht am jüngsten Tag.‘

Er lächelte freundlich und zog plötzlich an einer goldenen Schnur. Ein grüner Vorhang tat sich auf, hinter dem die Frau des Enländers in einem Sessel

saß und bei Kerzenlicht mit langen Nadeln strickte. Sie war eine schöne, liebenswürdige Dame, und wenn sie auch nur wenig russisch sprach, so verstand sie doch genug, um dem Gespräch folgen zu können, das ich mit ihrem Manne über die Religion geführt hatte. Und können Sie sich das vorstellen? Sowie der Vorhang, der sie verborgen hatte, zur Seite gezogen war, stand sie sogleich auf, als wenn sie sich erschrocken hätte, und kam, die Liebe, auf mich und Luka zu. Sie streckte uns Bauern ihre Händchen entgegen und während in ihren Augen Tränenperlen schimmerten, drückte sie uns die Hände und sagte: ‚Gute Leute, gute russische Leute!'

Für dieses gute Wort küßten Luka und ich allsogleich ihre Händchen, während sie ihre Lippen auf unsere Bauernschädel drückte."

Der Erzähler machte eine Pause, fuhr sich verstohlen mit der Hand über die Augen und murmelte: „Eine rührende Frau!"

Nachdem er sich wieder in der Gewalt hatte, fuhr er fort: „Nachdem sich die Dame so liebreich gegen uns erwiesen hatte, begann sie mit ihrem Manne in ihrer, uns nicht verständlichen Sprache, zu reden; wir hörten jedoch an ihrer Stimme, daß sie für uns bat. Dem Engländer schien die Sanftmut seines Weibes wohl zu gefallen, denn seine Augen leuchteten vor Stolz, während er sie anschaute; er streichelte über ihren Kopf und gurrte wie ein Täuberich: ‚Gut, gut!' oder was er ihr sonst in seiner Sprache gesagt haben mag. Es war jedoch deutlich zu erkennen, daß er sie

lobte und ihr beipflichtete. Darauf ging er an sein Schreibpult, nahm zwei Hundertrubelscheine heraus und sagte: ‚Hier, Luka, hast du etwas Geld. Mache dich auf und suche den kunstfertigen Heiligenbildmaler, damit er euch anfertigt, was ihr braucht. Er kann auch meiner Frau etwas in der Art malen, sie will ihrem Sohne eine solche Ikone schenken und gibt euch für eure Mühen und Ausgaben hier dies Geld.‘

Sie lächelte unter Tränen und fügte rasch hinzu: ‚Nein, nein, nein. Dies Geld stammt von ihm, ich will euch von mir aus noch extra etwas geben.‘ Mit diesen Worten lief sie zur Tür hinaus und kam alsbald mit einem dritten Hunderter wieder zurück.

Mein Mann hat mir das Geld für ein Kleid geschenkt,‘ sagte sie, ‚aber ich will kein Kleid, ich stifte es für euch.‘

‚Wir begannen uns natürlich zu weigern, das Geld anzunehmen, sie hörte jedoch nicht auf unsere Einwendungen und eilte zum Zimmer hinaus. Ihr Mann aber sagte: ‚Weist das Geld nicht zurück, nehmt ruhig, was sie euch schenkt.‘ Darauf wandte er sich von uns ab und fuhr fort: ‚Nun lauft, ihr sonderlichen Menschen! Macht, daß ihr hinauskommt!‘

Wir waren durch diese ungnädige Verabschiedung natürlich nicht im geringsten beleidigt, hatten wir doch bemerkt, daß sich der Engländer nur deshalb von uns abgewandt hatte, um seine Rührung vor uns zu verbergen.

So mögen Sie also erkennen, meine Herren, wie uns unsere eigenen Leute in ihrer Verstocktheit ver-

dammten, während uns die englische Nation tröstete und unsere Herzen mit frischem Mut erfüllte, so daß wir wie neugeboren waren.

Nun geht meine Geschichte ihrem Ende zu, meine Herren. Ich will Ihnen nur noch kurz erzählen, wie ich mich mit meinem ‚silbergezäumten' Lewontij auf die Suche nach dem Ikonenmaler machte, welche Gegenden wir durchwanderten, welche Leute wir kennen lernten, welche neuen Wunder uns offenbart wurden, und schließlich, was wir fanden, was wir verloren, und womit wir zurückkehrten.

10

Ein Mensch, der sich auf die Wanderschaft begibt, braucht vor allen Dingen einen Gefährten. Mit einem klugen, braven Kameraden läßt sich Hunger und Kälte noch mal so leicht ertragen. Mir ward das Glück zuteil, in der Person des wunderbaren Jünglings Lewontij einen solchen Weggenossen zu finden. Wir machten uns zu Fuß auf den Weg. Unsere Ränzel enthielten das Nötigste, was wir zum Leben brauchten; zudem waren wir im Besitz einer genügenden Menge Geldes. Zum Schutz des Geldes und unseres Lebens führten wir einen alten, kurzen Säbel mit breiter Klinge bei uns, der uns im Falle einer Gefahr schützen sollte. Wir reisten als Handelsleute und hatten uns für alle Fragen Ausreden zurechtgelegt. Immer unser Ziel im Auge behaltend, begaben wir uns zuvörderst nach Klinzy und Slynka und hielten uns später einige Zeit bei einem unserer Glaubensgenossen in Orjol auf.

lobte und ihr beipflichtete. Darauf ging er an sein Schreibpult, nahm zwei Hundertrubelscheine heraus und sagte: ‚Hier, Luka, hast du etwas Geld. Mache dich auf und suche den kunstfertigen Heiligenbildmaler, damit er euch anfertigt, was ihr braucht. Er kann auch meiner Frau etwas in der Art malen, sie will ihrem Sohne eine solche Ikone schenken und gibt euch für eure Mühen und Ausgaben hier dies Geld.'

Sie lächelte unter Tränen und fügte rasch hinzu: ‚Nein, nein, nein. Dies Geld stammt von ihm, ich will euch von mir aus noch extra etwas geben.' Mit diesen Worten lief sie zur Tür hinaus und kam alsbald mit einem dritten Hunderter wieder zurück.

Mein Mann hat mir das Geld für ein Kleid geschenkt,' sagte sie, ‚aber ich will kein Kleid, ich stifte es für euch.'

‚Wir begannen uns natürlich zu weigern, das Geld anzunehmen, sie hörte jedoch nicht auf unsere Einwendungen und eilte zum Zimmer hinaus. Ihr Mann aber sagte: ‚Weist das Geld nicht zurück, nehmt ruhig, was sie euch schenkt.' Darauf wandte er sich von uns ab und fuhr fort: ‚Nun lauft, ihr sonderlichen Menschen! Macht, daß ihr hinauskommt!'

Wir waren durch diese ungnädige Verabschiedung natürlich nicht im geringsten beleidigt, hatten wir doch bemerkt, daß sich der Engländer nur deshalb von uns abgewandt hatte, um seine Rührung vor uns zu verbergen.

So mögen Sie also erkennen, meine Herren, wie uns unsere eigenen Leute in ihrer Verstocktheit ver-

dammten, während uns die englische Nation tröstete und unsere Herzen mit frischem Mut erfüllte, so daß wir wie neugeboren waren.

Nun geht meine Geschichte ihrem Ende zu, meine Herren. Ich will Ihnen nur noch kurz erzählen, wie ich mich mit meinem ‚silbergezäumten' Lewontij auf die Suche nach dem Ikonenmaler machte, welche Gegenden wir durchwanderten, welche Leute wir kennen lernten, welche neuen Wunder uns offenbart wurden, und schließlich, was wir fanden, was wir verloren, und womit wir zurückkehrten.

10

Ein Mensch, der sich auf die Wanderschaft begibt, braucht vor allen Dingen einen Gefährten. Mit einem klugen, braven Kameraden läßt sich Hunger und Kälte noch mal so leicht ertragen. Mir ward das Glück zuteil, in der Person des wunderbaren Jünglings Lewontij einen solchen Weggenossen zu finden. Wir machten uns zu Fuß auf den Weg. Unsere Ränzel enthielten das Nötigste, was wir zum Leben brauchten; zudem waren wir im Besitz einer genügenden Menge Geldes. Zum Schutz des Geldes und unseres Lebens führten wir einen alten, kurzen Säbel mit breiter Klinge bei uns, der uns im Falle einer Gefahr schützen sollte. Wir reisten als Handelsleute und hatten uns für alle Fragen Ausreden zurechtgelegt. Immer unser Ziel im Auge behaltend, begaben wir uns zuvörderst nach Klinzy und Slynka und hielten uns später einige Zeit bei einem unserer Glaubensgenossen in Orjol auf.

Ohne daß unsere Bemühungen von irgendeinem Erfolg gekrönt gewesen wären oder daß wir einen guten Ikonenmaler ausfindig gemacht hätten, erreichten wir schließlich Moskau. Nun, was soll ich sagen! Heil dir, Moskau! Heil dir, ruhmvolle Herrscherin Altrußlands! Doch wir Altgläubigen haben keinen Trost in dir gefunden.

Obwohl es mir wenig Freude macht, davon zu reden, so darf ich doch nicht verhehlen, daß wir in Moskau nicht den Geist antrafen, nach dem wir so brennend verlangten. Wir fanden, daß die Gemeinde der Altgläubigen nicht von Liebe zum Guten und von Edelmut, sondern von Trotz und Eigensinn erfüllt war; mit jedem Tag, in dem ich und Lewontij uns mehr davon überzeugten, wurde unsere Scham größer, denn wir sahen nur Dinge, die einen wahren Anhänger des Glaubens beleidigen mußten. Indessen aus Scham schwiegen wir beide vor einander.

Natürlich fanden wir in Moskau viele kunstgeübte Ikonenmaler. Allein was konnten sie uns nützen, wenn sie nicht von dem Geist beseelt waren, wie er uns von den Vätern überliefert wird? Wenn sich in früheren Zeiten die gottesfürchtigen Maler an ihr heiliges Werk machten, beteten und fasteten sie zuvor; auch war es ihnen gleichgültig, ob sie viel oder wenig Geld für ihre Arbeit bekamen, denn sie ließen sich nur von der Erhabenheit ihres edlen Werkes leiten. Aber jene Moskauer Maler schluderten ihre Bilder einfach herunter, malten sie nur für den Tag und nicht für die Ewigkeit. Sie grundierten die Tafel mit einer schwachen

Kreidelösung, statt mit Alabastermasse, und setzten aus Faulheit die Farben mit einemmal auf, statt in vier, ja fünf Schichten, wie in früheren Zeiten die benützten Wasserfarben übereinander aufgetragen wurden, wodurch die alten Meister jene wunderbare, heute nicht wieder zu erlangende Zartheit erreichten. Und mit der Unsauberkeit ihrer Kunst ging eine Verflachung des Geistes Hand in Hand. Einer wollte größer sein als der andere, und schreckte vor keinem Mittel zurück, um den anderen herabzusetzen. Das schlimmste war jedoch, daß sie sich in den Schenken herumtrieben, wo sie die größten Gaunereien ausführten, Wein tranken, sich ihrer Kunst prahlerisch rühmten, die Werke der andern jedoch gotteslästerlich und ‚Teufelskunst' nannten. Stets waren sie wie die Eulen von den Sperlingen von einer Schar Altertumshändler umringt, ließen unsere alten Ikonen von Hand zu Hand gehen, fertigten Nachahmungen an, tauschten und fälschten, machten Risse in die Bilder, räucherten sie im Kamin und ahmten den Wurmfraß nach. Sie stellten aus Kupfer allerlei Beschläge her, die sie den alten getriebenen Originalen nachbildeten, und überzogen sie nach Art der Alten mit einer Emailleschicht. Aus gewöhnlichen Schüsseln stellten sie Taufbecken mit den alten, gerupften Adlern her, wie sie zur Zeit Iwans des Schrecklichen angefertigt wurden. Sie priesen die Becken an und verkauften sie an Unkundige als echte Becken aus der Zeit Iwans des Schrecklichen. Man trifft jetzt in Rußland allerorts derartige Taufbecken, doch ist alles Betrug und gewissenloser Schwindel. Mit einem

Wort, alle betrogen einander wie die Roßtäuscher. Und wenn man sah, wie sie auf diese Art die heiligen Gegenstände schändeten, bekam man einen Abscheu vor diesen Menschen. Wir schämten uns für sie, als wir überall in ihrem Tun die Sünde, die Versuchung und den Verrat am Glauben sahen. Wer keine Bedenken gegen dieses schändliche Tun hatte, dem ging es gut. Unter den Moskauer Altertumsfreunden gab es viele, die sich für diese schändlichen Tauschkünste interessierten und sich gar noch etwas darauf zugute taten. Sie prahlten damit, wenn jemand mit einem Christusbild betrogen, wenn einer mit einem Nikolai geprellt oder jemandem auf niederträchtige Weise eine falsche Muttergottes untergeschoben worden war. All dies wurde ganz offen betrieben, und man suchte einander darin zu übertreffen, unerfahrene Gläubige mit den Heiligtümern zum Narren zu halten ... Doch mir und Lewontij, den einfachen Bauern vom alten Schlag, war dieses Tun so unerträglich und widerwärtig, daß uns Entsetzen und Abscheu ergriff.

‚Wie war es möglich,' dachten wir, ‚daß unser armer, alter Glaube so entstellt werden konnte?' Ich sah, daß auch Lewontij den gleichen Gedanken mit bekümmerter Seele nachhing. Allein wir sprachen uns nicht aus, und ich bemerkte nur, daß mein Jüngling immer tiefer in die Einsamkeit flüchtete.

So oft ich ihn anschaute, hatte ich die Befürchtung, daß er in all dieser Wirrnis auf unstatthafte Gedanken kommen könnte. Ich fragte ihn: ‚Es kommt mir so vor, Lewontij, als ob du dich über etwas grämst.'

‚Nein, Onkel,‘ antwortete er, ‚es ist nichts, ich bin halt so.‘

‚Komm doch mit in die Eriwaner Schenke in der Boscheninstraße,‘ sagte ich. ‚Ich muß dort mit zwei Ikonenmalern sprechen, die mir versprochen haben, alte Ikonen dorthin zu bringen. Ich habe bereits eine eingetauscht und will mir heute noch eine besorgen.‘

Lewontij erwiderte jedoch: ‚Geh allein hin, Onkelchen, ich komme nicht mit.‘

‚Warum willst du mich nicht begleiten?‘ fragte ich.

‚Ich fühle mich heute nicht ganz wohl,‘ versetzte er.

Ich wiederholte meine Bitte noch ein-, zweimal und sagte schließlich: ‚Komm mit, Lewentjuschka, komm mit, mein Junge.‘

Er machte eine rührende Verbeugung und bat: ‚Bitte, Onkelchen, weißes Täubchen, laß mich zu Hause bleiben.‘

‚Wofür bist du denn mein Weggenosse, Lewa, wenn du andauernd zu Hause sitzest? Auf diese Weise bist du mir kein großer Beistand, mein Täubchen.‘

‚Ach, Bruder, Väterchen, Mark Alexandrytsch, Gebieter, nimm mich nicht zu einem Ort, wo man ißt und trinkt und ungehörige Reden über heilige Gegenstände führt, sonst könnte ich der Versuchung unterliegen.‘

Dies Wort war das erste Eingeständnis seiner Gefühle, und es griff mir ans Herz. Ich drang nicht weiter in ihn und ging allein. Das Gespräch, das ich an diesem Abend mit den beiden Ikonenmalern führte, bereitete mir jedoch großes Herzeleid und Ungemach.

Es kostet mich furchtbare Überwindung, Ihnen zu erzählen, was die beiden mit mir machten. Ich tauschte mir von dem einen gegen vierzig Rubel eine Ikone ein. Nachdem er gegangen war, sagte der andere zu mir: ‚Nimm dich in acht, Mensch, vor dieser Ikone zu beten.'

‚Warum?' fragte ich.

‚Weil es eine Teufelsmalerei ist,' antwortete er, während er mit dem Nagel auf der Farbschicht kratzte. Als er an einer Ecke den Grund bloßgelegt hatte, sah ich, daß dort ein Teufelchen mit einem Schwanz hingemalt war. Und als er an einer zweiten Stelle die oberste Schicht abkratzte, kam abermals ein Teufelchen darunter zum Vorschein.

‚Allmächtiger!' jammerte ich, ‚was ist denn das?'

‚Laß es dir eine Lehre sein,' antwortete er, ‚du sollst nicht von ihm, sondern von mir die Ikonen erstehen.'

Nun sah ich klar, daß sie unter einer Decke steckten und sich zu dem bösen, unehrlichen Tun gegen mich verabredet hatten. Ich eilte unter Zurücklassung meiner Ikone von dannen, die Augen voller Tränen, und dankte Gott, daß mein Lewontij, dessen Glaube sich im Gären befand, nicht Zeuge dieser Szene gewesen war. Als ich mich unserm Hause näherte, sah ich, daß im Fenster unserer Stube, die wir gemietet hatten, kein Licht war. Statt dessen tönte mir ein feines, zartes Singen entgegen. Ich erkannte sofort, daß der Gesang von der angenehmen Stimme Lewontijs herrührte. Er sang mit so viel Gefühl, als ob jedes Wort in Tränen gebadet sei. Ich trat leise ins Zimmer, um ihn nicht

zu stören, stellte mich an die Tür und hörte zu, wie er die Josephsklage sang:

‚Wem soll ich meinen Kummer klagen,
Wer hilft mir meine Schmerzen tragen?'

Sie kennen vielleicht diesen Gesang. Er ist auch ohnedies so klagend und rührend, daß man ihn unmöglich ruhig anhören kann. Lewontij aber sang noch dazu unter Weinen und Schluchzen! Als er zu den Worten kam:

‚Meine Brüder haben mich verkauft!'

weinte er herzzerbrechend, als ob er das Grab seiner Mutter erblicke und die Erde auffordere, in das Weheklagen über die Sünde der Brüder einzustimmen.

Die Worte dieses Liedes, die stets einen großen Eindruck machen, erregten mich besonders stark, weil ich selbst soeben den Nachstellungen meiner sündigen Brüder entgangen war, und erschütterten mich so sehr, daß ich zu schluchzen begann. Als dies Lewontij vernahm, verstummte er und rief: ‚Onkel! Onkel!'

‚Was hast du denn, mein lieber Junge?' fragte ich

‚Weißt du, wer diese unsere Mutter ist, von der in diesem Lied gesungen wird?'

‚Rahel', antwortete ich.

‚Nein', erwiderte er. ‚In alter Zeit mag es wohl Rahel gewesen sein, doch heute müssen wir es als ein geheimnisvolles Gleichnis verstehen.'

‚Wie denn?' fragte ich.

‚Das Wort Mutter hat eine geheime Bedeutung,' antwortete er.

‚Höre, Junge,' meinte ich, ‚ist es nicht gefährlich, über solche Sachen zu grübeln?'

‚Nein,‘ antwortete er, ‚ich fühle im tiefsten Innern, daß unser Erlöser darum gekreuzigt wurde, weil wir Ihn nicht mit einem Mund und einem Herzen suchen.‘

Ich erschrak noch mehr, als ich sah, worauf er hinzielte und sagte: ‚Weißt du, Lewontjuschka, verlassen wir so bald wie möglich Moskau, wandern wir nach Nischninowgorod und suchen wir den Maler Sebastian. Ich habe gehört, daß er sich augenblicklich in der dortigen Gegend aufhält.‘

‚Ja, machen wir uns auf den Weg,‘ antwortete er, ‚hier in Moskau quält mich irgendein Geist und bereitet mir Schmerzen. Aber dort sind Wälder, die Luft ist reiner. Auch habe ich vernommen, daß dort der Greis Pamwa lebt, ein Einsiedler ganz ohne Neid und Zorn, den ich gern sehen möchte.‘

‚Der Greis Pamwa‘, versetzte ich streng, ‚ist ein Diener der herrschenden Kirche. Wozu willst du ihn also sehen?‘

‚Kann es mir denn zum Unheil gereichen?‘ erwiderte er. ‚Ich will ihn ja eben darum sehen, um mich zu erkundigen, welcher Segen auf der herrschenden Kirche ruht.‘

Ich fuhr ihn hart an und fragte, ‚was das für ein Segen sein könne‘. Ich fühlte jedoch, daß er mehr im Recht war als ich, weil er den Drang nach Wissen hatte, während ich nichts wissen wollte, sondern alles, was nicht zu unserm Glauben gehörte, verwarf, und weil ich ihm in trotzigem Beharren bei meiner widersprechenden Meinung nur Nichtigkeiten zu antworten wußte.

‚Die Anhänger der Staatskirche‘, antwortete ich,

schauen in ihrem Glauben nicht gen Himmel, sondern nach der Pforte des Aristoteles, und auf Meerfahrten richten sie sich nach dem Stern des heidnischen Gottes Remphan. Wie willst du also eine gemeinsame Anschauungsweise mit ihnen haben?‘

Lewontij antwortete jedoch: ‚Du erzählst mir Märchen, Onkel. Es hat niemals einen Gott Remphan gegeben, sondern alles ist durch die Allweisheit allein erschaffen worden.‘

Darauf fand ich eine noch dümmere Erwiderung, indem ich sagte: ‚Die Kirchlichen trinken Kaffee.‘

‚Welches Verbrechen!‘ antwortete Lewontij. ‚Die Kaffeebohne wurde dem König David als Geschenk dargebracht.‘

‚Woher weißt du denn dies alles‘, fragte ich.

‚Ich habe es in Büchern gelesen‘, versetzte er.

‚Nun, so wisse, daß in den Büchern nicht alles geschrieben steht.‘

‚Was steht dort nicht geschrieben?‘ fragte er. Ich wußte überhaupt nicht mehr, was ich ihm erwidern sollte und fuhr ihn an: ‚Die Kirchlichen essen Hasen, und der Hase ist ein unreines Tier.‘

‚Der Hase ist von Gott erschaffen,‘ erwiderte er, ‚es ist also Sünde, ihn zu verunglimpfen.‘

‚Wie kann ich den Hasen für ein reinliches Tier halten,‘ verteidigte ich mich, ‚wenn er ein Zwitter ist und sein Genuß beim Menschen dickes und melancholisches Blut hervorruft?‘

Allein Lewontij begann laut zu lachen und sagte: ‚Geh schlafen, Onkel, du redest ungereimtes Zeug.‘

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir damals noch nicht im klaren war, was in der Seele dieses gottseligen Jünglings vor sich ging. Ich war sehr froh, daß er nicht mehr weiterreden wollte, denn ich sah selbst ein, daß meine Worte nicht aus dem Herzen gekommen waren. So schwieg ich denn und dachte nur, indes ich mich niederlegte: ‚Diese Zweifelsucht rührt sicher von seiner Sehnsucht und seinem Wissensdurst her. Morgen wollen wir uns auf den Weg machen und weiterwandern, dann wird seine Stimmung schon anders werden.' Auf jeden Fall nahm ich mir jedoch vor, eine gewisse Zeit schweigend neben ihm herzuschreiten und ihm fühlen zu lassen, daß ich mich sehr über ihn geärgert hatte.

Als wir jedoch am andern Morgen unsere Wanderung aufnahmen, hatte ich nicht die Kraft, mich lange ärgerlich zu stellen, und ich begann bald, mich mit Levontij zu unterhalten. Wir sprachen jedoch nicht über göttliche Fragen, weil er mir darin wegen seiner Belesenheit weit überlegen war, sondern über die Landschaft, wozu uns die riesigen, dunklen Wälder, durch die wir wanderten, einen trefflichen Anlaß boten. Ich bemühte mich, das Gespräch, das ich in Moskau mit Lewontij geführt hatte, zu vergessen, und beschloß auf der Hut zu sein, daß wir nicht auf diesen Einsiedler Pamwa stießen, von dem Lewontij so begeistert war und von dessen erhabenem Leben ich durch fromme Leute der Staatskirche wahre Wunderdinge vernommen hatte.

‚Warum soll ich mir den Kopf zerbrechen,' dachte

ich, ‚ich werde ihm geflissentlich aus dem Wege gehen, und von allein wird er uns gewiß nicht suchen.‘

Wir setzten unsern Weg in Frieden und Eintracht fort und gelangten schließlich wohlbehalten in eine Gegend, in der wir Kunde erhielten, daß der Ikonenmaler Sebastian in der Nähe herumwandere. Wir machten uns auf die Suche, gingen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, waren stets dicht hinter ihm, erreichten ihn aber nie. Wir liefen wie die zusammengekoppelten Hunde, legten an einem Tage zehn, zwanzig, dreißig Werst zurück, ohne uns eine Ruhepause zu gönnen. Kamen wir jedoch an unser Ziel, so hieß es immer wieder: ‚Jawohl, er war hier, aber eben vor einer Stunde ist er weitergewandert.‘

Wir eilten jedesmal sofort nach. Aber wir erreichten ihn nie!

Als wir auf einem dieser Märsche einmal an einen Kreuzweg kamen, waren wir uns nicht einig, welchen Weg wir einschlagen sollten; ich sagte, wir müßten nach rechts gehen, er war jedoch der Ansicht, daß wir uns nach links wenden sollten. Schließlich hätte er mich beinahe überzeugt, doch ich wollte nicht nachgeben und bestand darauf, nach rechts zu gehen. Wir wanderten und wanderten, bis ich mich schließlich überhaupt nicht mehr auskannte und keinen Pfad und keine Spur mehr sah.

Ich sagte zu dem Jüngling: ‚Komm, Ljowa, gehen wir wieder zurück.‘

Doch er erwiderte: ‚Nein, Onkel, ich kann nicht mehr, meine Kräfte lassen mich in Stich.‘

Erschrocken fragte ich ihn: ‚Was hast du denn, mein Jungchen?‘

‚Siehst du nicht,‘ antwortete er, ‚wie mich das Fieber schlägt?‘

Und als ich ihn betrachtete, sah ich, daß er am ganzen Leibe zitterte und seine Augen fiebrig glänzten. Ganz plötzlich war es über ihn gekommen, meine Herren. Er war hurtig und ohne Klage gewandert, und plötzlich setzte er sich in einem Wäldchen aufs Gras nieder, legte sein Köpfchen an einen hohlen Baumstamm und sagte: ‚Oh, mein Kopf; mein Kopf brennt wie Feuer! Ich kann nicht mehr weiter! Ich kann keinen Schritt mehr gehen! Und bei diesen Worten neigte sich das Kerlchen vornüber und fiel zu Boden.‘

Und es ging auf die Nacht zu.

Ich war furchtbar erschrocken. Während ich noch wartete, ob sein Zustand nicht besser werden würde, wurde es vollends Nacht. Es war Herbst, trübe Witterung, die Gegend unbekannt, ringsum nur Fichten und mächtige, jahrhundertealte Tannen, und der Jüngling starb mir unter den Händen. Was tun? Ich sprach mit tränenerstickter Stimme zu ihm: ‚Lewuschka, Freundchen, nimm alle deine Kraft zusammen, vielleicht kommen wir noch bis zu einer Unterkunftshütte!‘

Allein er ließ das Köpfchen auf die Seite hängen wie eine abgemähte Blume und sprach gleichsam im Fieber: ‚Rühr mich nicht an, Onkel Mark, rühr mich nicht an und fürchte dich nicht.‘

‚Um Gottes willen, Ljowa,' sagte ich, ‚wie soll ich mich in dieser unwegsamen, öden Gegend nicht fürchten?'

Doch er sagte: ‚Schlafe nicht ein, der Herr hütet dein!'

Ich dachte: ‚Herrgott! Was ist denn nur mit ihm los?' Doch mitten in meiner Angst und Furcht um ihn, begann ich noch auf ein anderes Geräusch zu lauschen; ich hörte, wie in einiger Entfernung im Walde etwas knisterte ... ‚Allmächtiger!' dachte ich, ‚es ist gewiß ein wildes Tier, das uns sogleich zerreißen wird.' Lewontij konnte ich nichts mehr zurufen, denn ich sah, daß er gleichsam aus sich herausgeflogen war und mir enteilte. So betete ich denn: ‚Engel Christi! Behüte uns in dieser Schreckensstunde!' Ich hörte, wie das Knistern immer näher kam und endlich dicht bei uns war ... An dieser Stelle muß ich Ihnen, meine Herren, von einer großen Gemeinheit berichten, die ich mir zuschulden kommen ließ. Ich war so verängstigt, daß ich den kranken Lewontij auf seinem Platze liegen ließ, während ich selbst hurtiger als ein Eichhörnchen auf einen Baum kletterte, den Säbel zog und mit den Zähnen klapperte wie ein erschrockener Wolf ... Ich blickte angestrengt durch die Finsternis und bemerkte plötzlich, daß etwas aus dem Walde heraustrat; doch konnte ich zuerst nicht unterscheiden, ob es ein Tier oder ein Räuber war. Ich schaute genauer hin und bemerkte, daß es weder ein Tier noch ein Räuber war, sondern ein kleines altes Männchen in einer Kutte; ich konnte sogar sehen, daß er ein Beil in seinem Gürtel stecken hatte und

ein großes Bündel Reisig auf dem Rücken trug. Als er auf die Lichtung hinaustrat, sog er einige Male von allen Seiten die Luft ein, als witterte er etwas, warf plötzlich seine Last zu Boden und ging, als wenn er die Nähe der Menschen gespürt hätte, geradewegs auf meinen Kameraden zu. Er trat an ihn heran, beugte sich über ihn, schaute aufmerksam in sein Gesicht, ergriff seine Hand und sprach: ‚Stehe auf, Bruder!‘

Und was denken Sie? Ich sah, wie er Lewontij aufhalf und ihn zu seiner Traglast führte. Dann lud er sie ihm auf die Schultern und befahl ihm: ‚Trage die Last hinter mir her!‘

Und Lewontij tat es!

II

Sie können sich vorstellen, meine verehrten Herren, in welchen Schrecken ich durch dieses Wunder versetzt wurde. Woher war dieser gebieterische, stille Greis gekommen, und wie war es meinem Ljowa, der noch eben dem Tode nahe schien und kaum den Kopf in die Höhe richten konnte, möglich, sich mit diesem schweren Reisigbündel zu beladen?

Ich kletterte flugs vom Baum herunter, warf meinen kleinen Säbel über die Schulter und brach mir einen guten Knüppel ab, auf den ich mich mehr verlassen konnte. Dann eilte ich den beiden nach und hatte sie bald eingeholt. Der Alte schritt voraus und machte den gleichen Eindruck wie zuerst. Er war klein und ein wenig verwachsen, an seinen beiden Wangen bauschte sich wie Seifenschaum ein weißes Bärtchen.

Lewontij schritt hinter ihm drein, geflissentlich in seine Spuren tretend, und schaute mich an. Soviel ich ihn jedoch auch ansprechen oder seine Hand berühren mochte, er achtete meiner nicht, und schritt wie im Traum dahin.

Da gesellte ich mich zu dem Alten und sagte zu ihm: ‚Guter Freund!‘

‚Was willst du?‘ erwiderte er.

‚Wohin führst du uns?‘

‚Ich führe niemanden, uns alle führt Gott,‘ sagte er.

Bei diesen Worten blieb er plötzlich stehen. Ich sah, daß sich dicht vor uns eine niedrige Mauer mit einem Tor erhob, in dem sich eine kleine Tür befand. Das alte Männlein begann daran zu pochen und rief: ‚Bruder Miron! He, Bruder Miron!‘

Eine barsche, rauhe Stimme ließ sich vernehmen: ‚Du hast dich wieder nachts herumgetrieben. So verbringe denn auch die Nacht im Walde! Ich lasse dich nicht herein!‘

Doch der Greis setzte seine Bitten fort und sagte mit flehender Stimme: ‚Laß uns ein, Bruder!‘

Der Grobian machte plötzlich die Tür auf. Ich bemerkte, daß er in der gleichen Kutte steckte wie der Greis. Der Pförtner war jedoch unsagbar grob und roh, denn kaum hatte der Greis einen Fuß auf die Schwelle gesetzt, als er einen Stoß bekam, so daß er beinahe hingefallen wäre. Zu meinem Erstaunen sagte er: ‚Schenke dir Gott seine Gnade für diesen Dienst, den du mir geleistet hast, mein Bruder.‘

‚Allmächtiger!‘ ging es mir durch den Kopf, ‚wo-

hin sind wir geraten?‘ Doch plötzlich kam mir die Erleuchtung, als wenn mich ein Blitz getroffen hätte.

‚Gnade uns Gott!‘ dachte ich, ‚wenn es nur nicht Pamwa, der Greis ohne Haß und Zorn ist! Dann wäre es besser gewesen, im Dickicht den Tod zu finden oder bei einem wilden Tier oder Räuber unterzukriechen, als mit ihm unter einem Dache zu nächtigen.‘

Kaum hatte er uns in seine kleine Hütte hineingeführt und eine gelbe Wachskerze angezündet, als ich sofort erkannte, daß wir uns in einer Waldeinsiedelei befanden. Ich konnte die Ungewißheit nicht länger ertragen und sagte zu ihm: ‚Verzeihe, frommer Mann, wenn ich dich frage, ob es sich für mich und meinen Gefährten geziemt, hier zu bleiben, wohin du uns geleitet hast.‘

‚Die Erde gehört Gott, und alle, die darauf leben, sind gesegnet, leg dich nieder und schlafe!‘

‚Nein, erlaub,‘ sagte ich, ‚laß dir erklären, daß wir vom alten Glauben sind.‘

‚Wir alle sind Teile von Christi Leib. Er ist unser aller Schutz und Hort!‘

Mit diesen Worten geleitete er uns in einen Winkel, wo am Boden ein armseliges Lager aus Strohmatten hergerichtet war; als Kopfkissen diente ein mit Stroh bedeckter Holzklotz. Dann sagte der Greis abermals zu uns: ‚Schlaft!‘

Nun, mein Lewontij, der gehorsame Junge, streckte sich sogleich nieder; ich wollte jedoch wissen, woran ich war und sagte: ‚Verzeih mir noch eine Frage, frommer Mann.‘

Er antwortete: ‚Wozu fragen! Gott weiß alles!'

‚Sage mir bitte,' bat ich, ‚wie dein Name ist.'

In einer Art, die seinem ganzen Wesen widersprach, antwortete er mir mit dem Kinderspruch: ‚Man nennet mich den Enterich, doch wie ich heiße, weiß ich nicht.' Mit diesen albernen Worten nahm er eine Kerze in die Hand und kroch in einen kleinen Verschlag, der so eng wie ein Sarg war. Plötzlich hörte man hinter der Wand abermals jenen Grobian; er schrie den Alten an: ‚Untersteh dich nicht, eine Kerze anzuzünden! Du steckst ja die ganze Klause in Brand. Lies tagsüber in deinen Büchlein, jetzt, wo es finster ist, bete!'

‚Ganz recht, Bruder Miron, ganz recht,' versetzte der Greis. ‚Gottes Segen sei mit dir!'

Und er löschte die Kerze aus.

Ich flüsterte: ‚Vater! Wer ist der rohe Mensch, der dich so barsch anfährt?'

‚Mein Diener Miron,' antwortete er, ‚er ist ein guter Mann und beschützt mich.'

‚Da haben wir die Bescherung!' dachte ich, ‚es ist der Greis Pamwa, kein anderer kann es sein, als der Einsiedler ohne Neid und Zorn. Oh, dieses Unglück! Er hat uns hierher gebracht, um uns zu schmoren und zu sieden wie Fett auf dem Feuer. Mir bleibt nur das eine übrig, morgen in aller Frühe Lewontij von hier wegzuführen, und mit ihm so schnell von dannen zu eilen, daß niemand weiß, wo wir geblieben sind.' Sowie ich diesen Plan gefaßt hatte, beschloß ich, nicht zu schlafen und beim ersten Morgengrauen den Jüngling zu wecken, um mit ihm zu fliehen.

Um nicht einzuschlummern und die Zeit zu verschlafen, sagte ich unablässig unser Glaubensbekenntnis her, wobei ich jedesmal hinzufügte: ‚Reiner apostolischer, katholischer, alter Glaube, erhalte das All!‘ Dann fing ich wieder von vorn an. Ich weiß nicht, wie lange ich das Glaubensbekenntnis hergesagt hatte, um nicht einzuschlafen, es war jedenfalls viele, viele Male geschehen. Der Greis betete ebenfalls in seinem Grabe, und ich glaubte aus dem Lichtschein, der durch die Bretterritzen drang, entnehmen zu können, daß sich der Alte verneigte. Plötzlich war mir, als wenn ich ein Gespräch hörte, ein seltsames, ganz unverständliches Gespräch. Ich hatte das Gefühl, als ob Lewontij bei dem Greis sei und mit ihm über den Glauben spräche. Sie gebrauchten jedoch keine Worte, sondern verstanden einander, indem sie sich anschauten. Diese Beobachtung fesselte mich so sehr, daß ich vollkommen vergaß, das Glaubensbekenntnis herzusagen. Ich glaubte zu hören, wie der Greis zu dem Jüngling sagte: ‚Geh und läutere dich!‘, während jener antwortete: ‚Ich will mich läutern!‘ Ich kann Ihnen heute nicht mehr sagen, ob ich damals geträumt habe oder nicht, jedenfalls war ich fest eingeschlafen; als ich erwachte, sah ich, daß es heller Morgen war und unser Wirt, der Einsiedler, vor mir saß, während er mit einer Ahle Löcher in einen Bastschuh stach, der auf seinen Knien lag. Ich begann den Greis zu betrachten.

Ach, wie schön und verklärt er aussah! Gleichsam, als wenn ein Engel vor mir gesessen und sich Schuhe

für seine Erdenwanderung geflochten hätte! Während ich ihn so betrachtete, sah ich, daß er mich gleichfalls anschaute. Er lächelte und sagte: ‚Genug des Schlafens, Mark, es wird Zeit, daß du dich wieder an dein Werk begibst!‘

Ich rief verwundert: ‚Welches Werk meinst du, frommer Mann? Weißt du denn alles?‘

‚Ich weiß, ich weiß,‘ sagte er, ‚macht denn jemand einen solchen weiten Weg, ohne etwas vorzuhaben? Alle suchen den Weg zu Gott, mein Bruder! Stehe dir Gott in deiner Demut bei und helfe dir!‘

‚Wie kannst du von meiner Demut sprechen, heiliger Mann‘, erwiderte ich. ‚Du bist demütig, allein was habe ich eitler Mensch mit Demut zu tun?‘

Doch er antwortete: ‚O nein, Bruder, ich bin nicht demütig, ich bin ein sündiger Mensch und erfreche mich, am Himmelreich teilhaben zu wollen.‘

Bei dem Eingeständnis dieses Verbrechens faltete er seine Hände und begann zu weinen wie ein kleines Kind. ‚Herrgott!‘ betete er, ‚zürne mir nicht für meine Vermessenheit. Schicke mich in die Hölle, wo sie am schwärzesten ist, und befiehl den Teufeln, mich zu martern, denn ich verdiene es!‘

‚Gott sei Lob und Dank,‘ dachte ich mir, ‚dies ist nicht der hellsichtige Einsiedler Pamwa, sondern einfach irgendein geistesgestörter alter Mann.‘ Zu dieser Ansicht kam ich deshalb, weil doch niemand mit gesunden Sinnen beten kann, vom Himmelreich ausgeschlossen und den Martern der Hölle überantwortet zu werden. Solchen Wunsch hatte ich noch nie

jemanden äußern hören, und ich wandte mich von dem Greis ab, da ich ihn für wahnsinnig und von Dämonen besessen hielt. Plötzlich fragte ich mich, warum ich immer noch hier lag, während es doch bereits hohe Zeit war, aufzustehen. Als ich meinen Kopf in die Höhe richtete, sah ich, daß sich die Tür öffnete und mein Lewontij hereintrat, den ich vollkommen vergessen hatte. Er fiel dem Greis allsogleich zu Füßen und sagte: ‚Ich habe es vollendet, Vater. Jetzt segne mich!'

Der Greis schaute ihn an und sagte: ‚Friede sei mit dir! Nun ruhe aus!'

Und ich sah, wie sich mein Jüngling vor dem Greis bis zur Erde verneigte und hinausging, während sich der Einsiedler wieder daran machte, seine Bastschuhe zu flechten.

Ich sprang von meinem Lager auf und dachte: ‚Nein, jetzt will ich aber gleich meinen Ljowa holen und mich unverzüglich von hier verdrücken!' Ich ging in den kleinen Vorraum hinaus und sah, daß mein Jüngling lang ausgestreckt auf einer flachen Holzbank lag, die Hände auf der Brust gefaltet.

Um ihm nicht zu zeigen, wie ängstlich ich war, fragte ich mit lauter Stimme: ‚Weißt du nicht, wo ich mir etwas Wasser schöpfen kann, um mir mein Gesicht zu waschen?' Doch im Flüsterton fügte ich hinzu: ‚Beim lebendigen Gott beschwöre ich dich, laß uns alsogleich von hier fortgehen!'

Wie ich Ljowa jedoch näher anschaute, sah ich, daß er nicht mehr atmete ... er war heimgegangen ... gestorben! ...

Mit einer unnatürlichen Stimme heulte ich: ‚Pamwa! Vater Pamwa, du hast mir meinen Jüngling getötet!‘

Pamwa trat leise über die Schwelle und sagte frohbewegt: ‚Unser Ljowa ist gen Himmel geflogen!‘

Mich packte die Wut. ‚Ja,‘ versetzte ich mit tränenerstickter Stimme, ‚er ist davongeflogen. Du hast die Seele aus ihm herausgelassen, wie die Taube aus dem Schlag!‘ Dann kauerte ich mich zu Füßen des Entschlafenen nieder und klagte und weinte um ihn bis zum Abend wo die Klosterbrüder kamen, seinen Leichnam wuschen, in einen Sarg legten und forttrugen, denn er war am Morgen, als ich in ohnmächtigem Schlafe lag, zur Staatskirche übergetreten.

Zum Vater Pamwa sprach ich kein Wort mehr. Was hätte ich auch sagen sollen! Beschimpfte man ihn, so segnete er, schlug man ihn, so neigte er sich zu Boden. Unüberwindlich war dieser Mensch in seiner Demut! Was sollte ihn auch schrecken, wo er selbst um einen Platz in der Hölle bat? Nein, ich hatte nicht umsonst vor ihm gebebt und gefürchtet, daß er uns sieden würde wie Fett auf dem Feuer. Ich glaube, er hätte mit seiner Demut sogar die Teufel aus der Hölle vertrieben oder zu Gott bekehrt! Denn hätten sie begonnen, ihn zu martern, würde er doch nur gebeten haben: ‚Peinigt mich bitte noch grausamer, denn ich habe es verdient!‘ Nein, nein! Eine solche Demut ertrüge selbst der Satan nicht! Er zerschlüge seine Fäuste an Pamwa, bräche seine Nägel an ihm ab, bis er schließlich seine Ohnmacht erkennen und sich vor Dem

schämen würde, Der solche Demut uud Liebe erschaffen hat!

So stand es denn bei mir fest, daß dieser Greis mit den Bastschuhen zum Verderben der Hölle erschaffen sei. Ich streifte die ganze Nacht durch den Wald, ohne mir selbst klar darüber zu werden, weshalb ich nicht weiterwanderte, und dachte: ‚Wie mag er beten, auf welche Art, nach welchen Büchern?‘

Und ich entsann mich, daß ich nicht eine einzige heilige Darstellung bei ihm gesehen hatte, außer einem Kreuz, das aus zwei mit Bast aneinander gefügten Stäbchen bestand. Auch war ich keine dicken Bücher bei ihm gewahr geworden . . .

‚Herrgott!‘ erdreistete ich mich zu denken, ‚wenn es in der Staatskirche nur zwei solcher Menschen gibt, dann sind wir verloren, denn dieser Greis ist die lautere Liebe.‘

Und wie ich so die ganze Nacht an ihn dachte, verspürte ich gegen Morgen den heißen Wunsch, ihn vor meinem Wegzug von diesem Ort noch einmal, und wäre es auch nur für eine Minute, zu sehen.

Wie ich dieses dachte, hörte ich wieder dasselbe Knistern wie tags zuvor und sah den Vater Pamwa mit einem Beil und einer Bürde Reisig daherkommen. Er sagte zu mir: ‚Was zauderst du so lange? Beeile dich, dein Babylon aufzubauen!‘

Mir kamen seine Worte sehr bitter vor, und ich erwiderte: ‚Warum wirfst du mir ein solch häßliches Tun vor, Greis? Ich erbaue kein Babylon und habe nichts gemein mit der Verworfenheit Babylons.‘ Er

antwortete: ‚Babylon ist die Säule des Eigendünkels! Prahle nicht mit deiner Rechtschaffenheit, sonst verläßt dich dein Engel.‘ Ich sagte: ‚Weißt du, Vater, weshalb ich auf der Wanderschaft bin?‘ Dann erzählte ich ihm von dem Leid, das uns widerfahren war. Er hörte meiner Rede aufmerksam zu und sagte schließlich: ‚Der Engel ist still, der Engel ist milde, der Engel kleidet sich, wie Gott es von ihm heischt und handelt, wie Gott will. Siehe, so ist dein Engel! Er wohnt im Herzen der Menschen, Dummheit hat ihn versiegelt, aber die Liebe wird das Siegel von ihm lösen . . .‘

Mit diesen Worten sah ich den Greis entschwinden. Ich konnte die Blicke nicht von ihm wenden, fiel wie von Sinnen zu Boden und verneigte mich hinter ihm. Als ich mein Gesicht in die Höhe richtete, sah ich den Greis nicht mehr . . . Vielleicht verdeckten ihn die Bäume, vielleicht . . . weiß Gott, wohin er verschwunden war.

Ich begann darüber nachzudenken, was er mit den Worten gemeint haben mochte: ‚Der Engel lebt in den Herzen der Menschen, aber er ist versiegelt und nur die Liebe wird ihn befreien.‘ Plötzlich kam mir der Gedanke: ‚Wenn er nun selbst der Engel ist, und Gott ihm befohlen hat, in dieser Gestalt vor mir zu erscheinen? Ich werde sterben wie Lewontij!‘ Von diesem Gedanken getrieben eilte ich vorwärts. Ich entsinne mich nicht mehr, wie es möglich war, daß ich mit Hilfe eines Baumstamms durch einen Fluß schwimmen konnte. Hals über Kopf stürmte ich wohl

an die sechzig Werst ohne Aufenthalt dahin, immer in der Angst, den Engel des Herrn gesehen zu haben, und gelangte schließlich in ein Dorf. Dort traf ich den Maler Sebastian. Ich teilte ihm sogleich alles mit, und wir verabredeten, morgen aufzubrechen. Doch uns wurde auf unserem Wege nicht warm, und wir kamen einander nicht näher, weil der Heiligenbildmaler Sebastian ein nachdenklicher Mensch war, und noch mehr, weil ich ein anderer Mensch geworden war. In meiner Seele wohnte der Greis Pamwa, und meine Lippen flüsterten die Worte des Propheten Jesajas: ‚Gottes Stimme spricht aus diesem Menschen.‘

12

Ich hatte den Heimweg mit dem Ikonenmaler Sebastian bald zurückgelegt; eines Nachts trafen wir bei unserer Arbeitsstätte ein und fanden alle wohlbehalten vor. Nachdem wir die Unsern begrüßt hatten, begaben wir uns sogleich zu dem Engländer Jakow Jakowlewitsch, der sehr neugierig war, den Maler zu sehen. Er betrachtete lange dessen Hände und zuckte dann mit den Achseln, denn Sebastians Pratzen war groß und schwarz wie Harken; er sah überhaupt einem dunkelhaarigen Zigeuner nicht unähnlich. Jakow Jakowlewitsch sagte; ‚Ich wundere mich, Bruder, wie du mit solchen Pratzen zeichnen kannst.‘

Sebastian antwortete: ‚Warum sollen denn meine Hände nicht zum Zeichnen taugen?‘

‚Weil du keine feineren Zeichnungen mit ihnen ausführen kannst.‘

‚Warum nicht?‘

‚Weil deine Finger nicht leicht und gelenkig genug sind.‘

Doch Sebastian antwortete: ‚Das ist Unsinn! Hängt es denn von meinen Fingern ab, was ich zeichne? Ich bin ihr Herr, sie sind meine Diener und gehorchen mir.‘

Der Engländer lächelte. ‚Du wirst uns also den versiegelten Engel malen?‘ sagte er.

‚Warum denn nicht?‘ erwiderte Sebastian. Ich bin nicht einer von denen, die Angst vor ihrem Werk haben, sondern das Werk fürchtet mich. Ich werde den Engel so genau nachbilden, daß Sie ihn nicht von dem echten unterscheiden können.‘

‚Nun gut,‘ meinte Jakow Jakowlewitsch, ‚wir werden also unverzüglich alle Hebel in Bewegung setzen, um in den Besitz der echten Ikone zu gelangen. Inzwischen aber beweise mir, was du kannst, damit ich mich von deiner Kunst überzeuge. Male meiner Frau eine Ikone in altrussischer Manier und zwar eine solche, die ihr wohlgefällt.‘

‚Auf welchen Heiligen?‘

‚Ja, das weiß ich nicht‘, sagte der Engländer. ‚Es ist ihr ganz gleich, was du malst, wenn es ihr nur gefällt.‘

Sebastian überlegte einen Augenblick und sagte dann: ‚Um was bittet denn Ihre Gemahlin Gott am meisten?‘

‚Das weiß ich nicht, lieber Freund‘, sagte Jakow Jakowlewitsch. ‚Um was sie betet, weiß ich nicht, ich

meine jedoch, vornehmlich darum, daß aus unsern Kindern ehrenhafte Menschen werden.'

Sebastian dachte abermals kurze Zeit nach und sagte: ‚Schön, ich werde ihren Geschmack treffen.'

‚Wie willst du dies anfangen?'

‚Ich werde etwas abbilden, was lieblich anzuschauen ist und zugleich dem tiefen Sinn der Gebete ihrer Gattin entspricht.'

Der Engländer stellte ihm in seinem Hause einen bequemen Raum zur Verfügung, allein Sebastian nahm dort seine Arbeit nicht vor, sondern er setzte sich an eine Luke auf dem Boden über Luka Krillows Stube und machte sich ans Werk.

Was er dort angefertigt hat, meine Herren, übertraf alle unsere Erwartungen. Da die Rede von den Kindern war, dachten wir, er würde den Wundertäter Roman darstellen, zu dem man um Fruchtbarkeit betet, oder den Kindermord in Jerusalem, weil dies Müttern, die ein Kind verloren haben, stets gefällt; denn dort klagt Rahel um ihr verlorenes Kind und will sich durch nichts trösten lassen. Unser findiger Ikonenmaler ging jedoch von der Erwägung aus, daß die Engländerin bereits Kinder hatte, und den Himmel nicht um weiteren Segen anflehte, sondern darum, daß er sie zu guten Menschen mache. Sebastian malte also etwas, das diesem innigsten Begehren ihrer Gebete entsprach. Er wählte zu diesem Zweck ein altes, kleines, etwa handgroßes Holztäfelchen und begann darauf zu arbeiten. Vor allen Dingen legte er natürlich einen starken Grund aus kasaner Alabaster auf,

so daß er glatt und fest wie Elfenbein wurde. Dann teilte er die Fläche in vier gleich große Felder und zeichnete in jedes eine kleine Ikone für sich, beschränkte aber den Raum jedes einzelnen dadurch noch mehr, daß er um jede Ikone einen goldenen Rahmen malte. Im ersten Feld stellte er darauf die Geburt Johannis des Täufers dar, bei der er acht Personen, das neugeborene Kind und das Gemach sehen ließ. In das zweite malte er die Geburt der hochheiligen Gottesmutter mit sechs Figuren, dem neugeborenen Kind und dem Gemach; in das dritte die Geburt des Heilands, den Stall, die Krippe, und davorstehend die Himmelskönigin, Joseph, die gottesfürchtigen Hirten, Salome und Vieh aller Art, wie Ochsen, Schafe, Ziegen, Esel und die Möwe, die von den Juden verfolgt wird; damit wollte er andeuten, daß der Erlöser nicht von den Juden stammte, sondern von Gott selbst erschaffen wurde. Im vierten Felde endlich war die Geburt Nikolai des Wundertäters zu sehen, der Heilige selbst abermals als neugeborenes Knäblein, sowie das Gemach und viel Volks um ihn herum. Darin bestand eben der Sinn des Ganzen, daß man die Erzieher so vieler trefflicher Kinder vor sich sah. Und mit welcher Kunst waren alle diese Figuren dargestellt, die nicht größer als Nadelköpfe waren und doch so lebendig und bewegt wirkten! Bei der Geburt der Gottesmutter zum Beispiel lag die heilige Anna, wie es im griechischen Original dargestellt wird, auf ihrem Lager. Vor ihr standen Mädchen, die Zymbeln, Geschenke, Sonnenschirme und Kerzen in den Händen hielten. Eine Frau hatte die heilige

Anna unter die Schultern gefaßt; Joachim schaute in die Vorderkammer hinein; eine Wehmutter wusch die heilige Gottesgebärerin bis zu den Lenden, ein Mädchen zu ihrer Seite goß aus einem Gefäß Wasser in das Becken. Alle Räume verjüngten sich perspektivisch; das vorderste Gemach war hellgrün, das letzte dunkelblau; und in diesem Gemach sah man Joachim und die heilige Anna auf einem Thron sitzen. Anna hielt die hochheilige Gottesmutter auf den Armen und rings um das Gemach lief ein Säulengang mit roten Vorhängen und einer gelben Balustrade ... Wunderbar, wunderbar hatte Sebastian dies alles dargestellt, und auch im winzigsten Gesicht hatte er die Seligkeit zum Ausdruck gebracht, Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Er nannte sein Werk: ‚Die guten Kinder' und brachte es den Engländern.

Als diese es betrachteten, schlugen sie die Hände überm Kopf zusammen und sagten, daß sie niemals soviel Erfindungsgabe von Sebastian erwartet und nie eine solch feine Ausführung gesehen hätten. Sogar mit Hilfe des Vergrößerungsglases fanden sie nicht den kleinsten Fehler. Sie gaben Sebastian für die Ikone zweihundert Rubel und sagten: ‚Kannst du deine Darstellungen noch kleiner fassen?'

Sebastian antwortete: ‚Das kann ich schon.'

‚So bilde mir auf meinem Ring das Porträt meiner Frau ab,' sagte der Engländer.

Allein Sebastian versetzte: ‚Nein, dies vermag ich nicht.'

‚Warum nicht?'

‚Weil ich mich erstens auf diesem Gebiet noch nicht versucht habe, und zweitens, weil ich zu solchem Zweck meine Kunst nicht verwenden darf, denn dies wäre ein Mißbrauch und würde mir den Unwillen der Väter zuziehen.‘

‚Was ist das für ein dummes Gerede?‘

‚Durchaus nicht,‘ antwortete Sebastian, ‚dies ist kein dummes Gerede. Bei uns existiert aus Urväter Zeiten eine Bestimmung, die auch in einer Epistel des Patriarchen bestätigt wird und also lautet: ‚So einer zu solch heiligem Werk wie der Ikonenmalerei befähigt ist, darf er als ehrliebender Meister nichts anderes denn heilige Gegenstände malen.‘

Jakow Jakowlewitsch sagte: ‚Und wenn ich dir nun fünfhundert Rubel dafür zahle?‘

‚Und wenn Sie mir auch fünfhunderttausend versprechen, ganz gleich, Sie würden das Geld behalten.‘

Der Engländer strahlte, er sagte jedoch im Scherz zu seiner Frau: ‚Nun, wie gefällt dir das, daß er es für einen Mißbrauch seiner Kunst hält, dein Gesicht zu malen?‘

Auf englisch fügte er jedoch hinzu: ‚O ches, chut Charakter!‘ Schließlich sagte er: ‚Nun, Brüder, jetzt wollen wir die Sache zum Abschluß bringen. Wie ich sehe, habt ihr für alles eure Grundsätze. Versäumt und vergeßt also nichts, damit die Sache glatt geht.‘

Wir antworteten, daß aller Voraussicht nach keine Störung eintreten könne.

‚Nun, dann ans Werk!‘ rief er. Darauf begab er

sich zum Erzbischof und bat ihn, ihm zu erlauben, zum Beweis seines Glaubenseifers die Beschläge des versiegelten Engels erneuern und die Krone neu malen zu lassen. Der Erzbischof wußte nicht, was er tun sollte, und schlug das Anerbieten weder ab noch nahm er es an. Jakow Jakowlewitsch ließ jedoch nicht locker und setzte endlich seinen Willen durch. Wir warteten unterdessen wie Pulver aufs Feuer.

13

Gestatten Sie mir, Sie daran zu erinnern, meine werten Herren, daß seit Beginn der Geschichte die Zeit vorgeschritten war. Es ging nun schon auf Weihnachten zu. Die Weihnachtszeit in jener Gegend ist natürlich nicht mit der hiesigen zu vergleichen. Dort pflegt die Witterung höchst unbeständig zu sein; namentlich herrscht während des Festes zuweilen das schönste Winterwetter, ein andermal ist alles in Regen gehüllt; einen Tag friert es ein wenig, am nächsten Tag taut es wieder. Der Fluß ist bald mit einer leichten Eisschicht bedeckt, bald schwillt er an und führt Eisschollen mit sich wie ein vom Hochwasser geschwollener Strom in der Frühlingszeit ... Mit einem Wort, eine recht launische Witterung. Und dieses Witterungs-Durcheinander, das man in der dortigen Gegend ‚Schlackwetter‘ nennt, stellte sich nun auch in dem Jahr, in dem meine Geschichte spielt, voll und ganz ein.

Die unbeständige Witterung bereitete uns viel Ärger und Verdruß. Ich kann Ihnen gar nicht aufzählen, wie oft das Wetter wechselte, als ich und der Maler Se-

bastian heimwanderten; bald schien es tiefer Winter, bald Sommer zu sein. Was aber unsern Bau betraf, so drängte die Zeit, denn wir hatten sämtliche sieben Pfeiler fertiggestellt und bereits von einem Ufer zum andern die Ketten gezogen. Unsere Arbeitgeber wollten nun natürlich so schnell wie möglich die Ketten miteinander verbinden, um so während des Hochwassers eine Notbrücke zum Materialtransport zu haben; aber sie fertigzustellen gelang nicht mehr. Kaum waren die Ketten über die Pfeiler gespannt, als solch starker Frost einsetzte, daß man die Arbeiten einstellen mußte. So blieb es auch: die Ketten spannten sich einzeln von Pfeiler zu Pfeiler und eine Notbrücke konnte nicht gebaut werden. Dafür erschuf Gott eine andere Brücke; der Fluß gefror, und unser Engländer begab sich über das Eis auf die andere Seite des Dnjepr, um sich wegen unserer Ikone zu bemühen. Als er zurückkehrte, sagte er zu mir und Luka: ‚Geduld, Kinder, morgen bringe ich euch euren Schatz.‘

O Gott, welche Gefühle beseelten uns bei dieser Nachricht! Zuerst wollten wir sie geheimhalten und sie nur dem Maler Sebastian mitteilen, aber kann denn das Herz eines Menschen solche Freude bei sich behalten? Statt unser Geheimnis zu hüten, liefen wir zu den Unsrigen, eilten von Hütte zu Hütte, pochten an alle Fenster und teilten jedem im Flüsterton die Neuigkeit mit. Es war eine prachtvolle, helle Nacht, der Schnee leuchtete, als wenn Edelsteine darüber gestreut seien, und am klaren Himmel funkelte das Siebengestirn.

In solcher Freude und Aufregung verbrachten wir

die ganze Nacht. Der Morgen traf uns in derselben froherregten Erwartung. Wir gingen keinen Augenblick von der Seite unseres Ikonenmalers und wußten gar nicht mehr, wie dienstbereit wir uns gegen ihn erweisen sollten, denn nun war die Stunde gekommen, wo alles von seiner Kunst abhing. Er brauchte nur den Mund zu der Bitte aufzumachen, ihm etwas zu bringen oder zu geben, und schon rannten Stücker zehn Leute wie der Wind davon und stolperten vor Hast und Aufregung einer über den andern. Selbst der alte Maroj lief sich schier die Absätze von den Stiefeln. Der einzige, der die Ruhe behielt, war unser Ikonenmaler selbst. Er erlebte etwas derartiges nicht zum ersten Male und traf seine Vorbereitungen gewissenhaft und ohne sich stören zu lassen. Er rührte Ei mit Kwaß an, prüfte den Firnis, legte sich grundierte Leinwand und ein altes Brettchen in der Größe der Ikone zurecht, richtete eine scharfe, haarfeine Säge her, spannte sie in einen starken Bogen, setzte sich an ein Fenster und verrieb diejenigen Farben, die er voraussichtlich brauchte, mit den Fingern auf der Handfläche. Wir wuschen uns allesamt am Ofen, zogen uns reine Hemden an, stellten uns ans Ufer und blickten nach der Stadt des Heils hinüber, aus der unser Gast mit unserm Segen zurückkommen sollte. Unsere Herzen waren bald von Hoffnung erfüllt, bald wollten sie ganz verzagen . . .

In solcher Gemütsverfassung harrten wir vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung. Plötzlich sahen wir jedoch den Schlitten des Engländers von

der Stadt her übers Eis kommen und direkt auf uns zuhalten... Uns alle überlief ein Schauder, wir warfen unsere Mützen auf den Boden und beteten; ‚Allmächtiger, Herrscher der Geister und Engel, bewahre Deine Knechte!‘

Während wir beteten, fielen wir mit dem Angesicht auf den Schnee und streckten sehnsüchtig die Hände aus. Plötzlich hörten wir über uns die Stimme des Engländers: ‚He, ihr Altgläubigen! Da habe ich euch was mitgebracht!‘ und er überreichte uns ein kleines Bündel in einem weißen Tuch.

Luka nahm das Bündel entgegen und erstarrte. Er fühlte, daß es zu leicht und klein war. Als er es aufknotete, sah er, daß nur der Beschlag von unserm Engel darin war, aber nicht die ganze Ikone.

Wir stürzten auf den Engländer zu und riefen weinend: ‚Man hat Euer Gnaden betrogen; man hat Ihnen nicht die ganze Ikone, sondern nur den silbernen Beschlag mitgegeben.‘

Den Engländer hatte jedoch offenbar die Langwierigkeit der Angelegenheit ärgerlich gemacht, denn er benahm sich plötzlich ganz anders zu uns und schrie uns an: ‚Warum bringt ihr denn immer alles durcheinander! Ihr habt mir selbst gesagt, daß ich um den Beschlag bitten soll, und das habe ich auch getan. Ihr wißt einfach nicht, was ihr wollt!‘

Als wir sahen, wie verärgert er war, begannen wir ihm behutsam auseinanderzusetzen, daß wir die ganze Ikone brauchten, um eine Kopie davon herzustellen. Allein er wollte nichts mehr hören und jagte uns da-

von; die einzige Gnade, die er uns bewies, bestand in dem Befehl, ihm den Ikonenmaler zu schicken.

Als der Maler Sebastian zu ihm kam, polterte er in gleicher Weise auch gegen ihn los: ‚Deine Bauern wissen nicht, was sie wollen. Erst bitten sie um den Beschlag und sagen, daß du nur die Maße benötigst, um einen Abriß zu machen, und jetzt wimmern sie, weil ihnen der Beschlag allein nichts nützt. Ich kann jedoch nicht mehr für euch tun, denn der Erzbischof gibt die ganze Ikone nicht mehr aus den Händen. Stelle also rasch eine Kopie her, zu der die Beschläge passen. Wir geben sie dann zurück, und mein Sekretär stiehlt dann das echte Bild.‘

Doch der Maler Sebastian war ein verständiger Mann. Er versuchte ihn im Guten umzustimmen und gab ihm zur Antwort: ‚Nein, Euer Gnaden‘, sagte er. ‚Unsere Bauern wissen genau, was sie wollen. Wir müssen in der Tat die echte Ikone in Händen haben. Es ist eine beleidigende Unterstellung, daß wir nach überlieferten Vorbildern malen. Wir sind zwar an gewisse Vorschriften gebunden, doch ist die Ausführung der Phantasie des Künstlers überlassen. So ist es uns zum Beispiel vorgeschrieben, den heiligen Sossima und Gerassim mit einem Löwen darzustellen, es ist jedoch dem Maler anheimgestellt, in welcher Weise er den Löwen anbringen will. Ebenso muß der heilige Neophit mit einer Taube, Konon Gradarij mit einer Blume, Timofej mit einem Heiligenschrein, Georgij und Ssawa, der Krieger, mit Lanzen, und Kondrat, der die Wolken abgerichtet hat, mit Wolken abgebildet

werden, aber jedem Maler steht es frei, dies alles so darzustellen, wie es ihm seine künstlerische Phantasie eingibt. Aus allen diesen Gründen kann ich nicht wissen, wie der Engel aussieht, den ich kopieren soll.‘

Der Engländer hörte sich das an und jagte den Maler Sebastian ebenfalls fort. Wir erfuhren auch nicht, ob er sich zu etwas anderem entschlossen hatte, und saßen wie die hungrigen Krähen am Ufer, ohne uns klar zu sein, ob wir uns ganz der Verzweiflung hingeben sollten oder ob wir noch etwas zu hoffen hatten. Wir wagten nicht mehr, zu dem Engländer zu gehen. Zu allem Überfluß begann sich auch noch das Wetter unserer Stimmung anzupassen. Es fing an zu tauen, der Regen fiel ohne Unterlaß, der Himmel sah tags wie eine Rauchwolke aus, und die Nächte waren so finster, daß sogar das leuchtende Siebengestirn nicht zum Vorschein kam, das doch sonst im Dezember niemals vom Firmament verschwindet. Wir fühlten uns wie in einem düsteren Kerker. In dieser Stimmung begingen wir das Weihnachtsfest. Am heiligen Abend aber brach ein Gewitter los, und dann setzte ein Gußregen ein, der zwei Tage und zwei Nächte unaufhörlich niederströmte. Er spülte den ganzen Schnee in den Fluß, auf dem das Eis schon blau und löcherig zu werden begann. Am vorletzten Tag des Jahres brach es dann auch auseinander und kam in Bewegung ... In dem schmutzigen Wasser schoben sich die Schollen wild übereinander, und der ganze Fluß staute sich an unseren Pfeilern. Wie ein Berg türmte sich das Eis und barst krachend auseinander, als wenn —

von; die einzige Gnade, die er uns bewies, bestand in dem Befehl, ihm den Ikonenmaler zu schicken.

Als der Maler Sebastian zu ihm kam, polterte er in gleicher Weise auch gegen ihn los: ‚Deine Bauern wissen nicht, was sie wollen. Erst bitten sie um den Beschlag und sagen, daß du nur die Maße benötigst, um einen Abriß zu machen, und jetzt wimmern sie, weil ihnen der Beschlag allein nichts nützt. Ich kann jedoch nicht mehr für euch tun, denn der Erzbischof gibt die ganze Ikone nicht mehr aus den Händen. Stelle also rasch eine Kopie her, zu der die Beschläge passen. Wir geben sie dann zurück, und mein Sekretär stiehlt dann das echte Bild.'

Doch der Maler Sebastian war ein verständiger Mann. Er versuchte ihn im Guten umzustimmen und gab ihm zur Antwort: ‚Nein, Euer Gnaden', sagte er. ‚Unsere Bauern wissen genau, was sie wollen. Wir müssen in der Tat die echte Ikone in Händen haben. Es ist eine beleidigende Unterstellung, daß wir nach überlieferten Vorbildern malen. Wir sind zwar an gewisse Vorschriften gebunden, doch ist die Ausführung der Phantasie des Künstlers überlassen. So ist es uns zum Beispiel vorgeschrieben, den heiligen Sossima und Gerassim mit einem Löwen darzustellen, es ist jedoch dem Maler anheimgestellt, in welcher Weise er den Löwen anbringen will. Ebenso muß der heilige Neophit mit einer Taube, Konon Gradarij mit einer Blume, Timofej mit einem Heiligenschrein, Georgij und Ssawa, der Krieger, mit Lanzen, und Kondrat, der die Wolken abgerichtet hat, mit Wolken abgebildet

werden, aber jedem Maler steht es frei, dies alles so darzustellen, wie es ihm seine künstlerische Phantasie eingibt. Aus allen diesen Gründen kann ich nicht wissen, wie der Engel aussieht, den ich kopieren soll.'

Der Engländer hörte sich das an und jagte den Maler Sebastian ebenfalls fort. Wir erfuhren auch nicht, ob er sich zu etwas anderem entschlossen hatte, und saßen wie die hungrigen Krähen am Ufer, ohne uns klar zu sein, ob wir uns ganz der Verzweiflung hingeben sollten oder ob wir noch etwas zu hoffen hatten. Wir wagten nicht mehr, zu dem Engländer zu gehen. Zu allem Überfluß begann sich auch noch das Wetter unserer Stimmung anzupassen. Es fing an zu tauen, der Regen fiel ohne Unterlaß, der Himmel sah tags wie eine Rauchwolke aus, und die Nächte waren so finster, daß sogar das leuchtende Siebengestirn nicht zum Vorschein kam, das doch sonst im Dezember niemals vom Firmament verschwindet. Wir fühlten uns wie in einem düsteren Kerker. In dieser Stimmung begingen wir das Weihnachtsfest. Am heiligen Abend aber brach ein Gewitter los, und dann setzte ein Gußregen ein, der zwei Tage und zwei Nächte unaufhörlich niederströmte. Er spülte den ganzen Schnee in den Fluß, auf dem das Eis schon blau und löcherig zu werden begann. Am vorletzten Tag des Jahres brach es dann auch auseinander und kam in Bewegung ... In dem schmutzigen Wasser schoben sich die Schollen wild übereinander, und der ganze Fluß staute sich an unseren Pfeilern. Wie ein Berg türmte sich das Eis und barst krachend auseinander, als wenn —

verzeih mir, Gott — alle Geister der Hölle los wären. Daß die Pfeiler solchen Druck aushalten konnten, war ein Wunder. Millionen hätten vernichtet werden können. Aber uns stand der Sinn nach anderem. Unser Ikonenmaler Sebastian wurde ungeduldig, da er sah, daß er bei uns nichts zu tun bekam; er packte seine Sachen und wollte in eine andere Gegend wandern. Wir vermochten ihn durch nichts zurückzuhalten.

Doch auch dem Engländer stand nicht der Sinn nach unserem Engel. Das Unwetter hatte solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er fast verrückt wurde. Er soll immer umhergelaufen sein und jedermann gefragt haben: ‚Was soll ich machen? Kann man sich nicht irgendwie betätigen?‘ Aber plötzlich gewann er seine Beherrschung wieder. Er ließ Luka zu sich rufen und sagte zu ihm: ‚Weißt du was, Meister, wollen wir euren Engel stehlen?‘

Luka antwortete: ‚Einverstanden.‘

Nach Lukas Beobachtung dürstete der Engländer geradezu danach, ein Abenteuer zu unternehmen. Er hatte es sich so zurechtgelegt, daß er morgen zum Erzbischof ins Kloster fahren und den Ikonenmaler als Goldschmied mit sich nehmen wollte. Dann würde er den Erzbischof bitten, ihnen den Engel zu zeigen, damit der Goldschmied genaues Maß für die Beschläge nehmen könne. Dabei sollte sich nun Sebastian das Bild des Engels genau einprägen und dann zu Hause eine Kopie von ihm anfertigen. Inzwischen würde ein richtiger Goldschmied die Beschläge fertigstellen und zu uns über den Fluß hinüberbringen. Jakow Jakowlewitsch

jedoch würde sich wieder zum Bischof begeben und ihn bitten, an dem Abendgottesdienst teilnehmen zu dürfen. Er wollte sich sodann im Mantel in den dunklen Altarraum begeben, wo unsere Ikone aufbewahrt wurde, und sie stehlen; später würde er, angeblich der Hitze wegen, seinen Mantel dem Diener geben und hinaustragen lassen. Draußen vor der Kirche sollte sofort einer von uns die Ikone in Empfang nehmen und zu uns auf das andere Ufer eilen. Während der Dauer der Messe würde unser Maler die alte Ikone aus dem Rahmen lösen und die Kopie hineinstellen. Die Ikone sollte sodann auf dieselbe Weise zurückgeschafft werden, damit sie Jakow Jakowlewitsch wieder auf ihren Fensterplatz stellen konnte, als wäre nichts geschehen.

‚Warum nicht?' sagten wir. ‚Wir sind mit allem einverstanden.'

‚Aber seid ja recht vorsichtig', sagte er. ‚Denkt daran, daß ich im Falle eines Mißlingens als Dieb dastehe. Ich bin jedoch überzeugt, daß ihr mich nicht im Stich lassen werdet.'

Luka Kirillow antwortete: ‚Wir sind keine Leute, Jakow Jakowlewitsch, die ihre Wohltäter enttäuschen. Ich nehme die Ikone in Empfang und bringe Ihnen beide zurück, die echte und die Kopie.'

‚Und wenn nun etwas dazwischen kommt?'

‚Was soll denn dazwischen kommen?'

‚Nun, du kannst plötzlich sterben oder ertrinken.'

Luka dachte ein wenig nach. ‚Warum sollte denn solch ein Hindernis eintreten?' Plötzlich aber fand er, daß es in der Tat vorkommen kann, daß ein Schatz-

gräber einen Schatz findet, auf dem Wege zum Markt jedoch einem tollen Hunde begegnet, und er antwortete: ‚Für diesen Fall, Herr, lasse ich euch jemanden zurück, der alle Schuld auf sich nimmt, wenn ich nicht rechtzeitig eintreffe, jemand, der Sie nicht verrät, selbst wenn er den Tod erleiden muß.‘

‚Wer ist der Mann, auf den du dich so verläßt?‘

‚Der Schmied Maroj‘, versetzte Luka.

‚Dieser Alte?‘

‚Ja, der Jüngste ist er nicht mehr.‘

‚Er scheint doch aber ein bißchen närrisch zu sein?‘

‚Seinen Verstand brauchen wir auch nicht. Dafür ist dieser Mensch würdigen Geistes.‘

‚Wie kann denn ein dummer Mensch Geist besitzen?‘

‚Der Geist, Herr‘, antwortete Luka, ‚hat nichts mit dem Verstand zu tun; der Geist atmet, wo er will, und es ist ihm gleich, ob ein Mensch langes und üppiges Haar hat oder nur spärliches.‘

Der Engländer dachte etwas nach und sagte dann: ‚Nun gut. Das sind Gefühlssachen, die ganz interessant sein mögen. Wie soll er mir jedoch aus der Klemme helfen, wenn ich ertappt werde?‘

‚Folgendermaßen‘, antwortete Luka. ‚Während Sie in der Kirche am Fenster stehen, wird sich Maroj draußen vor dem Fenster aufstellen. Wenn ich bis gegen Schluß des Gottesdienstes nicht mit den Ikonen zurückgekehrt bin, wird Maroj die Scheibe einschlagen, durchs Fenster klettern und die ganze Schuld auf sich nehmen.‘

Dieser Plan gefiel dem Engländer. ‚Interessant, höchst interessant!‘ sagte er. ‚Wie soll ich aber glauben,

daß euer Einfaltspinsel mit dem Geist mich nicht im Stich läßt und davonläuft?'

,Nun, dies ist eine Sache des gegenseitigen Vertrauens, meine ich.'

,Gegenseitiges Vertrauen ist gut! Hm, hm, gegenseitiges Vertrauen!' wiederholte er. ,Soll ich um eines einfältigen Bauern willen nach Sibirien wandern oder soll er meinetwegen geknutet werden? Hm, hm, wenn er sein Wort hält ... unter die Knute ... höchst interessant.'

Man ließ Maroj kommen und erklärte ihm, worum es sich handelte. ,Was ist denn weiter dabei?' sagte er.

,Und du wirst nicht fortlaufen?' fragte ihn der Engländer.

,Warum denn?'

,Damit man dich nicht knutet oder nach Sibirien schickt.'

,Unsinn!' meinte Maroj. Das war alles, was er sagte.

,Reizend!' sagte der Engländer. ,Wirklich sehr interessant!'

14

Sofort nach dieser Unterredung machten wir uns ans Werk. Wir setzten das große Herrschaftsboot in Stand und fuhren den Engländer und den Maler Sebastian aufs andere Ufer hinüber. Dort bestiegen die beiden den Wagen und begaben sich in schneller Fahrt zum Kloster. Nach einer guten Stunde sahen wir unsern Maler eilig zurückkommen, das Blatt mit den Bildmaßen in der Hand.

Wir fragten ihn: ‚Hast du dir die Ikone gut angesehen, Bruder, und kannst du nun eine Kopie herstellen?‘

‚Ich habe sie gesehen,‘ sagte er, ‚und werde ein genaues Abbild herstellen; möglicherweise werden die Farben etwas lebhafter, aber darüber braucht ihr euch keine großen Sorgen zu machen. Wenn die Ikone erst einmal hier ist, dämpfe ich das Leuchten der Farben im Augenblick.‘

‚Gib dir nur rechte Mühe, Väterchen‘, baten wir.

‚Schon gut,‘ versetzte er, ‚ich werde es schon recht machen.‘

Er begab sich sofort, nachdem er auf unserm Ufer angelangt war, an die Arbeit. Als es dämmerte, war der Engel fertig und glich unserm versiegelten wie ein Tropfen dem andern; nur die Farben waren etwas leuchtender.

Gegen Abend schickte der Goldschmied die neuen Beschläge, die ihm schon früher in Auftrag gegeben waren.

Die gefährliche Stunde, in der wir den Diebstahl ausführen wollten, rückte immer näher.

Wir hatten natürlich unsere Vorbereitungen bis ins kleinste getroffen. Nachdem wir gebetet hatten, warteten wir auf den richtigen Augenblick, wo es im Kloster auf dem jenseitigen Ufer zur Abendmesse läuten würde. Kaum erscholl der erste Ton, als wir, das heißt ich, der alte Maroj und Onkel Luka unser Boot bestiegen. Maroj nahm ein Beil, einen Meißel, eine Brechstange und einen Strick mit, um möglichst große Ähn-

lichkeit mit einem Diebe zu haben. Wir ruderten direkt auf die Klostermauer zu.

In dieser Jahreszeit pflegt es natürlich sehr früh dämmerig zu werden. Obwohl wir Vollmond hatten, war die Nacht pechschwarz und so recht für den Diebstahl geeignet.

Nachdem wir angelegt hatten, ließen Maroj und Luka mich zum Schutz des Bootes zurück. Sie selbst schlichen zum Kloster hinauf. Ich legte die Ruder ins Boot, wickelte mir das Strickende um die Hand und wartete voller Ungeduld. Sobald Luka seinen Fuß ins Boot setzen würde, wollte ich abfahren. Die Zeit schien gar nicht vergehen zu wollen, so gespannt war ich, wie alles ausgehen, und ob es uns gelingen würde, den Diebstahl zu verheimlichen, ehe die Abendmesse zu Ende gegangen war. Ich hatte das Gefühl, als ob schon eine endlos lange Zeit verstrichen sei. Die Finsternis war schaurig, der Wind heulte, statt des Regens begann plötzlich nasser Schnee zu fallen. Das Boot schaukelte hin und her, und ich hüllte mich fest in meinen Mantel; allein als ich ungetreuer Knecht schließlich warm wurde, begann ich einzuschlummern. Plötzlich bekam das Boot einen Stoß und schwankte hin und her. Ich schreckte auf und sah Onkel Luka im Boot stehen. Er rief mit einer ganz fremdklingenden, gepreßten Stimme: „Rudere!“

Ich ergriff die Ruder, fand aber vor Schreck nicht die Dollen. Nachdem ich die Pflöcke schließlich mit großer Mühe in die Löcher gesteckt hatte und vom Ufer abgestoßen war, fragte ich: „Haben Sie den Engel, Onkel?“

‚Ja, rudere kräftiger!'

‚Erzähle doch,' forschte ich, ‚wie ihr ihn bekommen habt!'

‚Genau so, wie es vorgesehen war.'

‚Werden wir denn auch rechtzeitig zurückkehren können?'

‚Wir müssen. Sie haben eben erst die große Litanei begonnen. Rudere! Wohin ruderst du denn?'

Ich schaute auf. Ach du großer Gott! ich ruderte nach einer ganz anderen Richtung! Obwohl ich genau quer zur Strömung hielt, kam unsere Ansiedelung noch immer nicht in Sicht. Zudem blendete mich der furchtbare Schneesturm. Ringsum heulte und brauste es, das Boot schwankte auf und ab, und der Wind wehte so eisig, als wenn der Strom Eis heranführte.

Mit Gottes Hilfe kamen wir indessen glücklich ans andere Ufer. Wir sprangen aus dem Boot und stürzten zu unserer Wohnung. Der Maler war schon bereit. Er handelte kaltblütig und sicher. Er nahm die Ikone in die Hand, und als wir vor ihr niederfielen und uns verneigten, ließ er uns alle den versiegelten Engel küssen. Dann verglich er sie mit der angefertigten Kopie und sagte: ‚Schön! sie muß nur ein wenig mit Safran nachgedunkelt werden.' Dann spannte er die Ikone in den Schraubstock, richtete die Säge her, setzte sie an und begann seine Arbeit. Wir standen ringsherum und schauten ängstlich, ob er sie nicht beschädigen würde. Sie können sich vielleicht vorstellen, wie es aussah, als er mit seinen Pratzen das Bild, das kaum stärker als ein Blättchen Schreibpapier war,

vom Brett abtrennte. Wie leicht kann da etwas passieren. Wenn die Säge auch nur um Haaresbreite abweicht, so zerreißt das Antlitz mittendurch. Allein der Maler Sebastian arbeitete so gelassen und kunstfertig, daß uns der bloße Anblick immer mehr beruhigte. Nachdem er die dünne Bildschicht abgetrennt hatte, schnitt er sie aus den Rändern heraus und klebte die Ränder wieder auf das Brett. Dann nahm er seine Kopie, zerknitterte sie in der Faust und schlug sie über die Tischkante, als wollte er sie zerreißen und zerstören. Als er endlich die Leinwand gegen das Licht betrachtete, war sie mit einem siebartigen Netz feiner Sprünge bedeckt. Sebastian klebte sie alsdann auf das alte Brett, so daß sie genau in die Ränder paßte, nahm dunkle Schmutzfarbe auf die Handfläche, verrieb sie mit altem Firnis und Safran zu einer klebrigen Masse und strich dann mit der Hand fest über die zerknitterte Kopie hin ... Flugs war alles getan. Die Kopie wirkte nun durchaus alt und sah genau wie die echte aus. Nachdem die Kopie mit Firnis bestrichen worden war, legten wir die Beschläge auf. Der Maler Sebastian fügte inzwischen die echte Ikone auf ein vorbereitetes Brettchen, und verlangte sodann ein Stück Filz von einem alten Hut.

Das schwierige Werk der Entsiegelung begann.

Man gab dem Maler einen Hut. Er zerriß ihn sogleich über dem Knie in zwei Stücke und breitete den einen Fetzen über die versiegelte Ikone. Dann schrie er: ‚Das heiße Plätteisen!‘

Wir hatten unterdessen bereits auf sein Geheiß ein

schweres Schneiderbügeleisen in den Ofen gelegt und glühend gemacht.

Michailitza reichte es Sebastian mit dem Schüreisen hin; er wickelte einen Lappen um den Griff, spuckte auf das Eisen und führte es über den Filz. Ein widerlicher Geruch stieg von dem Lappen auf; der Maler drückte das Plätteisen noch zwei, drei Male auf den Filz und nahm es dann mit einem Ruck herunter. Seine Hand flog wie der Blitz und von dem versengten Fetzen stieg der Qualm wie eine Säule in die Höhe; aber Sebastian verstand zu backen! Mit der einen Hand drehte er den Lappen, mit der andern fuhr er von Mal zu Mal langsamer und stärker mit dem Eisen darüber hin. Plötzlich schleuderte er Eisen und Filz beiseite und hob die Ikone in die Höhe. Das Siegel war verschwunden. Die starke Stroganower Lackschicht hatte standgehalten, der Siegellack hatte sich verflüchtigt. Das himmlische Antlitz war wieder vollkommen sichtbar geworden, nur ein leichter feuerroter Tau war darauf zurückgeblieben. Wir alle weinten und beteten und haschten nach den Händen des Malers, um sie zu küssen. Nur Luka Kirillow war seiner Aufgabe eingedenk; ohne sich auch nur einen Augenblick der allgemeinen Freude hinzugeben, reichte er dem Maler die Kopie und sagte: ‚Nun, beende deine Arbeit, schnell!‘

Jener antwortete: ‚Mein Werk ist beendet; ich habe alles getan, was ich übernommen habe.‘

‚Du mußt doch noch das Siegel aufdrücken?‘

‚Wohin?‘

‚Hierher, auf das Gesicht des neuen Engels, so wie es bei dem alten war.‘

Allein Sebastian schüttelte den Kopf und sagte: ‚Nein, ich bin doch kein Beamter, daß ich mich zu solch schändlichem Tun erdreisten würde!‘

‚Was sollen wir denn machen?‘

‚Das weiß ich nicht‘, sagte er. ‚Ihr hättet zu diesem Zweck einen Beamten oder einen Ausländer bereit halten sollen. Da ihr eine solche Maßnahme nicht getroffen habt, so macht euch nur selbst an die Arbeit.‘

‚Was denkst du denn von uns? Um keinen Preis der Welt werden wir uns dazu erfrechen‘, sagte Luka.

‚Und ich ebenfalls nicht‘, anwortete Sebastian.

Einige Minuten ging der Streit hin und her. Plötzlich stürzte die Frau Jakow Jakowlewitschs bleich wie der Tod ins Zimmer und rief: ‚Seid ihr denn noch nicht fertig?‘

‚Wir sind fertig und auch wieder nicht‘, erwiderten wir. ‚Das Wichtigste ist getan, es fehlt nur noch eine Kleinigkeit, und dazu sind wir nicht imstande.‘

Doch sie rief: ‚Auf was wartet ihr denn noch? Hört ihr denn nicht, was draußen vorgeht?‘

Wir horchten auf und wurden noch bleicher als sie. In all der Hast und Aufregung hatten wir nicht auf das Wetter Obacht gegeben, jetzt vernehmen wir ein dumpfes Brausen: das Eis geht!

Ich sprang hinaus und sah, wie der ganze Fluß mit Eis bedeckt war, wie Scholle auf Scholle, wilden Tieren gleich, mit tosendem, brausendem Lärm übereinandersprang.

Wie von Sinnen stürzte ich zu den Booten hin. Kein einziges war mehr vorhanden. Alle hatte der Strom fortgerissen ... Die Zunge lag mir wie ein Klumpen im Munde, ich konnte kein Wort hervorbringen; ich hatte das Gefühl, als ob ich langsam in die Erde sänke... Starr stand ich am Ufer und brachte keinen Ton über meine Lippen.

Während wir draußen in der finsteren Nacht umherirrten, hatte die Engländerin, die mit Michailitza in der Stube zurückgeblieben war, die Ursache der Verzögerung erfahren, die Ikone gepackt und ... eine Minute später kam sie mit einer Laterne auf die Treppe hinausgelaufen und schrie: ‚Da, fertig!'

Wie schauten hin: das Antlitz des neuen Engels war versiegelt.

Luka steckte sofort die beiden Ikonen in seine Bluse und schrie: ‚Das Boot!'

Ich eröffnete ihm, daß kein Boot mehr da sei, daß sie der Strom fortgerissen habe.

Und das Eis, sage ich Ihnen, brauste daher wie eine wilde Herde, zerschellte an den Eisbrechern und brachte die Brücke so ins Schwanken, daß die armdicken Ketten nur so dröhnten.

Wie sich die Engländerin über die Lage klar wurde, warf sie die Arme in die Höhe, wimmerte mit unnatürlicher Stimme: ‚James!' und fiel ohnmächtig zu Boden.

Wir standen wie versteinert da und hatten nur den einen Gedanken: ‚Was wird nun aus unserm Versprechen? Was soll nun mit dem Engländer und dem alten Maroj geschehen?'

In diesem Augenblick ertönte vom Glockenturm des Klosters das dritte Läuten.

Onkel Luka riß sich plötzlich zusammen und rief der Engländerin zu: ‚Komm zu dir, Gnädige, deinem Manne wird nichts geschehen. Schlimmstenfalls wird der Henker ja nur die alte Haut unseres Marojs striemen und sein ehrliches Gesicht mit dem Brandmal zeichnen ... aber all dies soll nicht geschehen, solange ich noch einen Funken Leben in mir habe!‘ Bei diesen Worten bekreuzte er sich, wandte sich und ging.

Ich schrie: ‚Onkel Luka, wohin? Lewontij ging zugrunde, du wirst ebenfalls den Tod finden!‘ Ich stürzte ihm nach, um ihn aufzuhalten. Er hob jedoch ein zu seinen Füßen liegendes Ruder auf, das ich bei unserer Ankunft auf den Boden geworfen hatte, schwang es über meinen Kopf und rief: ‚Fort, oder ich schlage dich tot!‘

Meine Herren, ich habe mich in meiner Erzählung vor Ihnen aufrichtig als einen Kleinmütigen bekannt, als ich den todkranken Knaben Lewontij auf dem Boden liegen ließ und selbst auf den Baum kletterte, aber ich sage Ihnen ehrlich, ich hätte mich vor dem Ruder Onkel Lukas nicht gefürchtet und wäre nicht zurückgewichen, wenn nicht ... Ob Sie es mir nun glauben oder nicht: ich hatte mich kaum Lewontijs erinnert, als plötzlich zwischen mir und Luka aus der Dunkelheit die Gestalt des Jünglings Lewontij herauswuchs und eine drohende Gebärde mit der Hand gegen mich machte. Dieses Schrecknis hielt ich nicht aus; ich wich zurück. In diesem Augenblick stand Luka bereits vor

der Kette. Er setzte schon einen Fuß darauf. Plötzlich schrie er uns durch den Sturm zu: ‚Stimmt den Chor an!‘

Als unser Vorsänger Aresa, der bei uns stand, diese Worte vernahm, stimmte er sogleich an: ‚Ich öffne die Lippen,‘ wir andern fielen in den Chor ein und sangen mit lauten Stimmen, den heulenden Sturm übertönend. Luka aber fürchtete den Tod nicht und schritt über die Ketten. In einer Minute hatte er den ersten Bogen überquert und schritt auf den zweiten hinaus... Und dann? Dann umfing ihn die Finsternis. Es war nicht mehr zu sehen, ob er noch ging, ob er gefallen war, ob ihn die verfluchten Schollen in die gurgelnde Tiefe hinabgerissen hatten . . . Wir wußten nicht, ob wir für seine Rettung danken oder für die Ruhe seiner starken, verehrungswürdigen Seele beten sollten.

15

Was war inzwischen auf dem andern Ufer vor sich gegangen? Während Seine Eminenz der Erzbischof am Hauptaltar die Messe zelebrierte, ahnte er nicht, daß gleichzeitig am Nebenaltar ein Diebstahl ins Werk gesetzt wurde. Unser Engländer Jakow Jakowlewitsch, der dort mit Erlaubnis des Erzbischofs stand und zuschaute, stahl unsern Engel, ließ ihn verabredungsgemäß in seinem Mantel aus der Kirche herausschaffen, wo ihn Luka in Empfang nahm und mit ihm davoneilte. Der alte Maroj hielt sein Versprechen, stellte sich draußen vor dem Fenster auf und wartete. Wenn

Luka am Ende der Messe nicht zurückgekehrt war und der Engländer die Kirche verließ, wollte Maroj das Fenster einschlagen und mit Meißel und Brecheisen wie ein richtiger Bösewicht in die Kirche hineinklettern. Der Engländer wandte kein Auge von ihm und sah, daß der alte Maroj getreulich auf seinem Horchposten ausharrte. So oft er bemerkte, daß der Engländer sein Gesicht dem Fenster zuwandte, nickte er ihm zu, als ob er sagen wollte: ‚Hier bin ich, der verantwortliche Dieb!'

So bewiesen sie sich gegenseitig ihren Edelmut, und keiner wollte dem andern erlauben, das gegenseitige Vertrauen zu übertreffen. Zu ihrer beider Glauben aber gesellte sich noch ein dritter, von dessen Wirken sie jedoch nichts wußten. Als der letzte Glockenschlag verklungen war, der das Ende der Abendmesse verkündete, öffnete der Engländer leise das kleine Klappfenster, damit Maroj einsteigen könnte, und schickte sich eben an, die Kirche zu verlassen, als er plötzlich sah, daß sich der alte Maroj von ihm abgewandt hatte und angespannt zum Fluß hinunterblickte. Plötzlich rief er mit lauter Stimme: ‚Helfe ihm Gott hinüber! Helfe ihm Gott hinüber!' Dann sprang er in die Höhe, tanzte wie ein Betrunkener hin und her und schrie immerfort: ‚Helfe ihm Gott hinüber, helfe ihm Gott hinüber!'

Jakow Jakowlewitsch geriet in helle Verzweiflung und dachte: ‚Nun, jetzt bin ich verloren, der dumme Bauer hat alles verdorben.' Aber schon sah er, wie Maroj und Luka einander in den Armen lagen.

Der alte Maroj stammelte: ‚Ich habe dich gesehen, wie du mit der Laterne über die Ketten schrittest.‘

Onkel Luka sagte: ‚Ich habe keine Laterne gehabt.‘

‚Woher kam denn der Lichtschein?‘

Luka antwortete: ‚Ich weiß nicht. Ich habe keinen Lichtschein gesehen, ich lief so schnell ich konnte; es ist mir unerklärlich, wie ich hinübergekommen bin, ohne zu stürzen . . . ich hatte das Gefühl, als ob mich jemand an den Armen halte.‘

Maroj sprach: ‚Das waren Engel. Ich habe sie gesehen, und dafür will ich den heutigen Tag nicht mehr überleben.‘

Luka hatte jedoch keine Zeit mehr zum Reden, er gab dem Alten keine Antwort, sondern reichte schnell dem Engländer die beiden Ikonen durchs Fenster hinein. Der nahm sie in Empfang, schob sie jedoch wieder zurück und sagte: ‚Warum fehlt das Siegel?‘

Luka antwortete: ‚Wieso?‘

‚Ja, das Siegel fehlt!‘

Luka bekreuzte sich und sprach: ‚Jetzt ist alles zu Ende. Es ist keine Zeit mehr, den Schaden gut zu machen. Dieses Wunder vollbrachte der neue Engel der Kirchlichen, und ich weiß, was es zu bedeuten hat.‘

Und allsogleich stürzte Luka in die Kirche, zwängte sich zum Altar durch, wo man den Erzbischof eben entkleidete, fiel ihm zu Füßen und sagte: ‚Ich bin ein Gotteslästerer, und solches hat sich soeben mit mir ereignet.‘ Nachdem er ihm den Vorfall berichtet hatte, fügte er hinzu: ‚Nun lassen Sie mich fesseln und in den Kerker werfen!‘

Der Erzbischof hörte ihn ruhig an und antwortete: ‚Du hast nun am eigenen Leibe erfahren, welcher der beiden Glauben wirksamer ist. Ihr wolltet mit Betrug das Siegel von eurem Engel entfernen, unser Engel aber hat es sich aus eigener Kraft vom Antlitz genommen und dich hierher geleitet.‘

Der Onkel sagte: ‚Ich sehe es, Eminenz, und zittere. Führen Sie mich so schnell wie möglich der gerechten Strafe zu.‘

Der Erzbischof antwortete ihm jedoch in vergebendem Ton: ‚Kraft der mir von Gott verliehenen Gewalt verzeihe ich dir. Bereite dich vor, morgen früh den reinen Leib Christi zu empfangen.

Nun, weiter brauche ich wohl nichts mehr zu erzählen, meine Herren. Als Luka Kirillow und der alte Maroj am nächsten Morgen zu uns zurückkehrten, sagten sie: ‚Väter und Brüder, wir haben den Ruhm des Engels der herrschenden Kirche gesehen und uns überzeugt, daß Gottes Gnade in der edlen Liebe des Erzbischofs über ihr waltet. Wir sind heute morgen mit dem heiligen Öl gesalbt worden und haben den Leib und das Blut des Erlösers genossen.‘

Da ich schon seit meinem Aufenthalt bei dem Einsiedler Pamwa das Verlangen hatte, mich mit dem Geist Allrußlands zu vereinigen, rief ich für alle: ‚Und wir tun das gleiche, Vater Luka!‘ Und so stellten wir uns denn wie eine Herde Schäfchen unter den Schutz des einen Hirten und verstanden nun erst, wozu und wohin uns der versiegelte Engel geführt hatte, warum er uns zuerst seine Spur verhüllte und sich dann um

der Menschenliebe willen, die uns in jener schrecklichen Nacht so deutlich offenbar wurde, von seinem Siegel befreite."

16

Der Erzähler war zu Ende. Alles schwieg; schließlich räusperte sich einer der Zuhörer und bemerkte, daß in dieser Geschichte alles erklärbar sei, sowohl der Traum Michailitzas wie die Erscheinung, die sie im Halbschlaf erblickte, das Herabfallen des Engels, den ein hereingelaufener Hund oder eine Katze vom Sockel gestoßen haben konnte, und ebenso auch der Tod Lewontijs, der schon vor der Begegnung mit Pamwa krank gewesen war. Zu erklären sei schließlich auch, daß die rätselhaften Worte Pamwas in Erfüllung gegangen seien.

„Ich kann auch verstehen," fügte der Hörer hinzu, „daß Luka mit seinem Ruder unversehrt über die Ketten gelangte; die Maurer können bekanntlich meisterhaft steigen und klettern; er hat einfach das Ruder als Balanzierstange benutzt. Und warum soll Maroj um Luka keinen Lichtschein gesehen haben, den er für leuchtende Engel hielt? Einem aufs äußerste angespannten, vor Kälte halberstarrten Menschen mag es nicht wenig vor den Augen flimmern! Ich würde es sogar begreiflich finden, wenn der alte Maroj seiner Voraussage gemäß noch am gleichen Tage gestorben wäre..."

„Er ist auch gestorben", ließ sich Mark vernehmen.

„Ausgezeichnet! Es ist doch nicht verwunderlich, wenn ein achtzigjähriger alter Mann nach so auf-

regenden Stunden in Nacht und Kälte stirbt. Das einzige aber, was mir ganz und gar unerklärlich erscheint, ist dieses: wie konnte das Siegel von dem neuen Engel verschwinden, obwohl es die Engländerin darauf gedrückt hatte?"

„Nun, das ist grade das Allereinfachste," rief Mark fröhlich und erzählte, wie man bald danach das Siegel zwischen Bild und Beschlag gefunden habe.

„Wie konnte denn das kommen?"

„Nun so: die Engländerin hatte es ebenfalls nicht übers Herz gebracht, das Antlitz des Engels zu zerstören, sondern sie hatte das Siegel auf ein Blatt Papier gedrückt und dieses unter den Beschlag geschoben. Sie hatte es sehr kunstvoll und geschickt gemacht. Während des Trageus wurden die beiden Bilder jedoch in Lukas Bluse gegeneinander gestoßen und dadurch fiel das Siegel ab."

„Nun also, Sie sehen, die Sache ist ganz einfach und natürlich vor sich gegangen."

„Ja, ganz recht, die meisten Leute sind der Meinung, daß alles in natürlicher Weise vor sich gegangen ist, nicht nur die gebildeten Leute, die von diesem Geschehnis vernahmen, sondern auch unsere eigenen Brüder, die bei dem alten Glauben verharrten, urteilten so und machten sich über uns lustig, weil uns die Engländerin mit ihrem Papier der Staatskirche zugeschoben hatte. Wir erheben unsere Stimme nicht wider solche Beweisführung. Jeder urteilt, wie er es für richtig hält, und uns ist es gleich, auf welchen Wegen Gott die Menschen sucht und aus welchem Gefäß Er

sie von Seinem Born trinken läßt; Er wird sie schon zu finden wissen und ihre Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Vaterland stillen. Schau, schau, da klettern die Fellbauern schon aus dem Schnee heraus. Haben sich offenbar genügend ausgeruht, die Herzigen, und wollen weiterfahren. Vielleicht nehmen sie mich mit. Die Neujahrsnacht ist vorüber. Ich habe Ihnen viel von meinen Erlebnissen berichtet; verzeihen Sie um Christi willen, daß ich ungebildeter Mensch Sie mit meiner Erzählung ermüdet habe und gestatten Sie mir dafür, Ihnen viel Glück zum Neuen Jahr zu wünschen.

ird sie sch
Vereinigun
da klette
ius. Habe
rzigen, u
e mich m
Ihnen v
en Sie u -
sch Sie m
statten S
n Jahr